

Einheit suchen – Vielfalt wahren

**Ost und West
im ökumenischen Gespräch**

**13. Internationaler
Kongress Renovabis**

**3. bis 5. September 2009
in Freising**

Einheit suchen – Vielfalt wahren

Ost und West im ökumenischen Gespräch

Internationale Kongresse Renovabis
13/2009

13. Internationaler Kongress
Renovabis
2009

Einheit suchen – Vielfalt wahren

Ost und West
im ökumenischen Gespräch

Veranstalter und Herausgeber:
Renovabis – Solidaritätsaktion der deutschen Katholiken
mit den Menschen in Mittel- und Osteuropa

Redaktion: Christof Dahm (verantw.), Burkhard Haneke, Thomas Hartl und Elisabeth
Lukas-Götz (Mitarbeit), Thomas Schumann (Bildredaktion und Gestaltung)
Fotos: Daniela Schulz, Thomas Schumann

© Renovabis – Solidaritätsaktion der deutschen Katholiken
mit den Menschen in Mittel- und Osteuropa,
Kardinal-Döpfner-Haus, Domberg 27, D-85354 Freising.

ISBN 978-3-00-035136-5

Zu beziehen bei:
MVG Medienproduktion
und Vertriebsgesellschaft mbH
Postfach 101 545, 52015 Aachen
Telefon (0241) 479 86-200
Telefax (0241) 479 86-745
E-Mail: renovabis@eine-welt-mvg.de

Bestellnummer: 3 518 10

Nachdruck – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung des Herausgebers.
Die hier abgedruckten Beiträge sind autorisiert. Sie stimmen nicht unbedingt und in jedem
Fall mit der Meinung des Veranstalters und der Teilnehmer des Kongresses überein.

Umschlag und Gestaltung: Thomas Schumann, Renovabis, Freising
Satz: Vollnhals Fotosatz, Neustadt/Do. - Mühlhausen

INHALT

Vorwort	9
---------------	---

I. ANSPRACHEN UND GRUSSWORTE

<i>P. Dietger Demuth CSsR, Freising</i> Begrüßung der Kongressteilnehmer	13
---	----

<i>Bischof Dr. Gerhard Feige, Magdeburg</i> Eröffnung des 13. Internationalen Kongresses Renovabis	18
---	----

Grußworte an die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des 13. Internationalen Kongresses	23
---	----

II. SCHLAGLICHTER – REFERATE – PODIEN

<i>Dr. Gerhard Albert, Freising</i> Anliegen und Ziele des Kongresses	57
--	----

Schlaglichter – eine russisch-orthodoxe, eine griechisch- katholische und eine römisch-katholische Stimme	59
--	----

<i>Walter Kardinal Kasper, Rom</i> „Europa atmet mit zwei Lungenflügeln“: Die Bedeutung der Ostkirchen für Europa	69
---	----

<i>Prof. Dr. Nicolae Achimescu, Iași/Bukarest</i> Orthodoxie im neuen Europa	84
---	----

Dr. Gerhard Albert, Freising
Einführung in den zweiten Kongresstag 105

Dr. Johannes Oeldemann, Paderborn
Zwischen Idealisierung und Profilierung: Chancen und
Problemfelder im orthodox-katholischen Dialog 107

Prof. Dr. Konstantin Sigov, Kiev
Der Dialog zwischen den Christen in der Ukraine:
Herausforderungen und Aussichten 124

Prof. Dr. Borys Gudziak
Zwei Perspektiven zur Vorstellung des kirchlichen Lebens
und des Ökumenismus in der Ukraine 142

Dr. Gerhard Albert, Freising
Einführung in den dritten Kongresstag 178

Bischof Serafim von Bobrujsk
Die Herausforderungen des Pluralismus.
Überlegungen aus Sicht der orthodoxen Kirche 180

Weihbischof Dr. Bogdan Dzyurakh CSsR, Kiev
Die Herausforderungen des Pluralismus.
Überlegungen aus Sicht der Ukrainischen
griechisch-katholischen Kirche 183

Bischof Dr. Gerhard Ludwig Müller, Regensburg
Die Herausforderungen des Pluralismus.
Überlegungen aus Sicht der römisch-katholischen Kirche 197

III. BERICHTE AUS DEN ARBEITSKREISEN

Arbeitskreis 1
Religiosität in Russland 213

<i>Arbeitskreis 2</i>	
Träger ältester Überlieferung und Partner in der Ökumene: Die Armenische Apostolische Kirche	219
<i>Arbeitskreis 3</i>	
Zum Selbstverständnis der orthodoxen Kirchen in Europa	222
<i>Arbeitskreis 4</i>	
Focal Point Ukraine – „Church of Kiev“?	225
<i>Arbeitskreis 5</i>	
Die Freiheit und die Rechte der Menschen	228
<i>Arbeitskreis 6</i>	
Geweihtes Leben in Ost und West	232
<i>Arbeitskreis 7</i>	
Ein spiritueller Zugang zu den Ostkirchen: Das Jesusgebet	237
<i>Arbeitskreis 8</i>	
Ökumene zwischen Ost und West: Wo stehen wir heute? Ein offenes Gespräch (mit Filmausschnitten aus „Ut unum sint“: 40 Jahre Ökumenismus“)	240
 IV. SCHLUSSWORT	
<i>P. Dietger Demuth CSsR, Freising</i>	
Schlusswort	247
 Teilnehmerliste des 13. Internationalen Kongresses Renovabis	 251

Vorwort

In einer Welt wachsender Verunsicherung wächst den Christen mehr und mehr die Aufgabe zu, auch zu den großen Fragen der Gesellschaft, Politik und Wirtschaft aus dem Glauben heraus Stellung zu beziehen und darüber hinaus Zeichen der Hoffnung zu setzen. Dies kann aber nur dann überzeugend gelingen, wenn die Christen aus Ost und West mit einer Stimme sprechen. Bis heute jedoch ist die Christenheit getrennt. Mit den Eckdaten der Jahre 1054 und 1517 – um nur die zwei markantesten zu nennen – sind Zäsuren verbunden, deren Folgen bis heute spürbar sind.

Renovabis als in Mittel- und Osteuropa tätiges Hilfswerk arbeitet mit Partnern zusammen, die sowohl der westlichen als auch der östlichen christlichen Tradition verbunden sind. Von daher lag es nahe, die mit den verschiedenen Bekenntnissen verbundenen grundsätzlichen Fragen ebenso wie Probleme des alltäglichen Miteinanders im Rahmen eines Kongresses zu behandeln. Der 13. Internationale Kongress Renovabis führte Christen der römisch-katholischen, griechisch-katholischen, orthodoxen und protestantischen Tradition zusammen. Ein Schwerpunkt lag auf der Situation in der Ukraine, wo in den letzten Jahren trotz mancher Spannungen verheißungsvolle Initiativen eines Zusammenwachsens zu einer Einheit unter Wahrung gewachsener Vielfalt entstanden sind.

Leider hat sich die Herausgabe der Dokumentation des Kongresses durch verspätet eingetroffene Textteile seitens der Autoren erheblich verzögert. Außerdem sind durch technische Unzulänglichkeiten Teile des Mitschnitts der Diskussionen verloren gegangen; summarische Zusammenfassungen der Kernaussagen bieten einen bescheidenen Ersatz dafür. Zwei der Hauptartikel wurden von den Referenten erheblich erweitert, sodass – quasi als Ersatz für die fehlenden Abschnitte – die Dokumentation wichtige neue Überlegungen enthält.

Allen, die an der Gestaltung des Kongresses und an der Entstehung der Dokumentation mitgewirkt haben, sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

Freising, im März 2011

Christof Dahm, Redaktion

I. Ansprachen und Grußworte

Begrüßung der Kongressteilnehmer

Zum nunmehr 13. Mal lädt Renovabis, die Solidaritätsaktion der deutschen Katholiken mit den Menschen in Mittel- und Osteuropa, zu einem Internationalen Kongress ein. Als Hauptgeschäftsführer habe ich die Ehre, Sie hier in Freising ganz herzlich begrüßen zu dürfen.

Mehr als 360 Teilnehmerinnen und Teilnehmern aus 30 Ländern – das ist ein neuer Rekord! Aus Kapazitätsgründen waren sogar etliche Absagen notwendig. Allein diese Tatsache zeigt schon, welch großes Interesse an unserem diesjährigen Thema besteht: „Einheit suchen – Vielfalt wahren. Ost und West im ökumenischen Gespräch“.

Im Grunde erklären sich Ziel und Anliegen des Kongresses vom Titel her fast von selbst. Aus praktischen Gründen mussten wir uns allerdings einige Einschränkungen der komplexen Thematik auferlegen. So werden wir uns vornehmlich mit dem Dialog der katholischen Kirche mit den Ostkirchen befassen. Das bedeutet unter anderem, dass auf Fragen zum Protestantismus in Mittel- und Osteuropa sowie zum Verhältnis zwischen Protestanten und orthodoxen Kirchen nicht eigens eingegangen wird und auch die Altorientalen nur am Rande, nämlich in einem Arbeitskreis, vorkommen werden. Am heutigen Donnerstag soll die Bedeutung der ostkirchlichen Tradition für Europa im Mittelpunkt stehen – aus Sicht der katholischen Kirche und aus orthodoxer Sicht. Morgen werden wir versuchen, das komplizierte Geflecht der östlichen und westlichen christlichen Tradition unter dem Aspekt des ökumenischen Dialogs zu skizzieren. Am Samstag schließlich wollen wir im Hinblick auf die Herausforderungen des Pluralismus für die Gesellschaft des 21. Jahrhunderts und die Antworten, welche die Kirchen auf diese Fragen und Probleme haben, einen Blick in die Zukunft werfen.

Repräsentanten der Kirchen, Politiker, Wissenschaftler und Experten, Vertreter zahlreicher Organisationen und Einrichtungen sind unserer Kongresseinladung gefolgt. Ihnen allen spreche ich meinen herzlichen Willkommensgruß aus. Zumindest einige möchte ich namentlich begrüßen.

Ein ganz herzliches Willkommen gilt allen Angehörigen der Orthodoxen Kirchen, genannt seien: Erzbischof Joseph (Pop), Metropolit der Rumänischen Orthodoxen Metropolie für West- und Südeuropa, Bischof Serafim Belonožko von der Orthodoxen Eparchie Bobrujsk/ Weißrussland, außerdem der stellvertretende Vorsitzende des Außenamtes des Moskauer Patriarchats, Priestermonch Filipp Rjabych und Weihbischof Sofian von Kronstadt von der Rumänischen Orthodoxen Metropolie für Deutschland, Zentral- und Nordeuropa. Er wird heute Abend als Vertreter der „Kommission der Orthodoxen Kirchen in Deutschland“ (KOKiD) die Vesper im byzantinischen Ritus mit uns feiern. Als offizieller Vertreter des Patriarchen der Serbischen Orthodoxen Kirche ist Erzpriester Milan Pejić bei uns. Soweit ich erkennen kann, sind darüber hinaus auch Angehörige der Bulgarischen Orthodoxen Kirche sowie der Griechischen Orthodoxen Metropolie von Deutschland anwesend. Ich freue mich, dass auch Vertreter der Armenischen Apostolischen Kirche hier nach Freising gekommen sind; namentlich begrüßen möchte ich den ehrwürdigen Vater Mushegh Babayan aus Etchmiadzin. Unsere Gäste aus den evangelischen Kirchen heiße ich ebenfalls sehr herzlich willkommen.

Ein besonderer Gruß gilt allen geistlichen Würdenträgern und Vertretern der katholischen Kirche, darunter auch den Mitgliedern der unierten Kirchen. Ganz herzlich begrüße ich den Präsidenten des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen, Walter Kardinal Kasper, der heute Nachmittag über die Bedeutung der Ostkirchen für Europa referieren wird. Es ist uns eine große Freude, dass Sie gekommen sind, Herr Kardinal! Als Repräsentant der Deutschen Bischofskonferenz und Vorsitzender des Aktionsausschusses von Renovabis wird Bischof Dr. Gerhard Feige, Magdeburg, nachher den Kongress offiziell eröffnen. Herzlich willkommen und vielen Dank im

Voraus, lieber Herr Bischof! Am Samstag wird Bischof Dr. Gerhard Ludwig Müller, Regensburg, der Vorsitzende der Ökumenekommission der Deutschen Bischofskonferenz, dann über die Herausforderungen des Pluralismus referieren.

Erfreulicherweise sind wieder viele Bischöfe aus Mittel- und Osteuropa angereist. Wegen der außerordentlich großen Zahl kann ich an dieser Stelle nicht alle namentlich begrüßen. Nennen möchte ich Erzbischof Ján Babjak von Prešov, Metropolit der Slowakischen griechisch-katholischen Kirche, Erzbischof Tadeusz Kondrusiewicz, Erzdiözese Minsk-Mohylew/Weißrussland, Erzbischof Angelo Massafra, Erzdiözese Shkoder-Pult/Albanien, Erzbischof Ivan Devčić, Erzdiözese Rijeka/Kroatien, Erzbischof Mieczysław Mokrzycki, Erzdiözese Lviv/Ukraine, Vorsitzender der lateinischen Bischofskonferenz der Ukraine, sowie von der Ukrainischen griechisch-katholischen Kirche meinen Mitbruder Weihbischof Dr. Bohdan Dzyurakh CSsR. Ihnen allen gilt mein Willkommensgruß. Schön ist auch, dass Dr. Ferenc Janka, der Vizegeneralsekretär des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE), wieder bei uns ist.

Sehr gerne begrüße ich die zahlreichen Mitglieder von Ordensgemeinschaften, die unter uns sind. Ganz herzlich willkommen heißen möchte ich Sr. Lutgardis Craeynest fma, Präsidentin der Union der Europäischen Konferenzen der Höheren Ordensoberen (UCESM), und Pater Mariano Sedano Sierra CMF, ebenfalls Vorstandsmitglied der UCESM und Präsident der Russischen Ordensoberenkonferenz.

Grüßen möchte ich weiterhin die Vertreter katholischer Organisationen, die mit Renovabis verbunden sind. Stellvertretend genannt seien das Zentralkomitee der deutschen Katholiken, die Caritas, „Kirche in Not“, deren frühere Generalsekretärin und jetzige Vorstandsvorsitzende der deutschen Sektion Antonia Willemsen bei uns ist, Reverend James McCann vom „Office to Aid the Catholic Church in Central and Eastern Europe“ der Amerikanischen Bischofskonferenz sowie die Ackermann-Gemeinde mit ihrem Bundesvorsitzenden Adolf Ullmann.

In Anbetracht unseres diesjährigen Kongressthemas seien außerdem erwähnt das Johann-Adam-Möhler-Institut für Ökumenik, dessen Direktor Dr. Johannes Oeldemann selbst einmal Organisator der Renovabis-Kongresse war, die „Catholica Unio Deutschland“ mit ihrem Nationalsekretär Pater Dr. Gregor Hohmann OSA sowie die Vertreter weiterer einschlägiger Institutionen wie „PRO ORIENTE“, Ostkirchliches Institut in Regensburg und Collegium Orientale in Eichstätt. Ein herzliches Grüß Gott gilt den Ansprechpartnern von Renovabis und Weltkirchereferenten in den deutschen Diözesen und natürlich meinem Vorgänger, Pater Eugen Hillengass.

Ein besonders herzlicher Willkommensgruß gilt allen Referenten, Mitwirkenden an Podiumsgesprächen und Arbeitskreisen sowie den Moderatoren. Schon jetzt möchte ich mich bei Ihnen bedanken, dass Sie sich zur Übernahme dieser Aufgaben bereit erklärt haben.

Mein herzliches Grüß Gott gilt ebenso allen Vertretern der diplomatischen und konsularischen Korps. Besonders begrüßen möchte ich Generalkonsulin Elżbieta Sobótka vom Polnischen Generalkonsulat in München. Als Repräsentanten der Stadt Freising heiße ich mit Dank für die Verbundenheit Herrn Oberbürgermeister Dieter Thalhammer willkommen. Sehr dankbar bin ich auch, dass uns das Freisinger Dom-Gymnasium wieder seine Aula als Tagungsraum zur Verfügung gestellt hat.

Nicht zuletzt begrüße ich die Vertreter der Presse und der Medien, denn es ist doch sehr zu wünschen, dass Impulse und Ergebnisse aus diesem Kongress auch in eine breitere Öffentlichkeit hinein vermittelt werden. Im übrigen freue ich mich, dass heute einige engagierte junge Männer und Frauen zu uns gekommen sind, die unter Betreuung der Initiative „Christen in Europa“ in Kooperation mit Renovabis in verschiedenen sozialen Einrichtungen in Mittel- und Osteuropa im vergangenen Jahr einen Freiwilligendienst absolviert haben oder im kommenden Jahr absolvieren werden.

Aus nah und fern haben Renovabis Grußbotschaften erreicht, in denen dem Kongress ein guter und erfolgreicher Verlauf gewünscht wird und



die Bemühungen um das wichtige Thema gewürdigt werden. Es würde zu lange dauern, alle Grußworte im Einzelnen zu nennen. Erwähnen möchte ich die Grußbotschaft Seiner Heiligkeit Papst Benedikts XVI., die ich gleich noch vorlesen werde. Genannt seien auch die Grüße des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Robert Zollitsch, des Oberhauptes der Ukrainischen griechisch-katholischen Kirche, Groß-erzbischof Lubomyr Kardinal Husar, des Patriarchalexarchen von ganz Belarus, Metropolit Filaret von Minsk und Sluzk, des Erzbischofs von München und Freising, Reinhard Marx, des Vorsitzenden des Rates der Evangelischen Kirchen in Deutschland, Bischof Wolfgang Huber, weiterhin das Grußwort des Präsidenten des Europäischen Parlaments, Jerzy Buzek, sowie der Bundeskanzlerin der Bundesrepublik Deutschland, Angela Merkel.

Jetzt wünsche ich uns allen Gottes Segen für ein gutes Gelingen des Kongresses, anregende Gespräche und neue Impulse für die gemeinsame Suche nach Einheit unter Wahrung der Vielfalt.

Ich verlese nun die Grußbotschaft, die uns Seine Heiligkeit Papst Benedikt XVI. anlässlich des 13. Internationalen Kongresses Renovabis hat zukommen lassen.¹ Anschließend wird der Oberbürgermeister der Stadt Freising, Dieter Thalhammer, sein Grußwort an uns richten.

¹ Vgl. dazu unten S. 27.

Eröffnung des 13. Internationalen Kongresses Renovabis

Sehr verehrte Gäste aus nah und fern, besonders liebe Vertreterinnen und Vertreter aus den ost- und ostmitteleuropäischen Ländern, für die Renovabis sich seit vielen Jahren engagiert, Eminenzen, verehrte Mitbrüder im Bischofs-, Priester- und Diakonenamt, liebe Ordenschristen, meine Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder!

Als Vorsitzender des Aktionsausschusses Renovabis und der Arbeitsgruppe „Kirchen des Ostens“ der Deutschen Bischofskonferenz freue ich mich, diesen 13. Internationalen Kongress Renovabis eröffnen zu dürfen. Es ist mir sogar ein Herzensanliegen, dass Sie in den folgenden Tagen über das Thema „Einheit suchen – Vielfalt wahren. Ost und West im ökumenischen Gespräch“ engagiert diskutieren werden.

Ein weiter und mühseliger Weg führt vom schicksalhaften Jahr 1054, mit dem in vielen Geschichtsbüchern sonderbarerweise eine endgültige Trennung zwischen Ost- und Westkirche verbunden wird, zum Jahr 1964, als sich Patriarch Athenagoras I. von Konstantinopel und Papst Paul VI. in Jerusalem trafen und brüderlich umarmten. Hatten sich der Osten und der Westen nicht schon vor 1054 auseinandergelebt? Immer wieder hat es aber auch danach Bemühungen zur Verständigung gegeben. Selbst nach der abendländischen Kirchenspaltung im 16. Jahrhundert rissen die Kontakte nicht ab. Dennoch war es ein mühevoller, von vielen Rückschlägen unterbrochener Prozess. Es musste wohl erst das 20. Jahrhundert mit seinen Katastrophen im Bewusstsein der Christen den ernsthaften Willen wecken, dem Wort des Herrn „Ihr sollt alle eins sein“ zu folgen und aufeinander zuzugehen.



Ich kann hier nicht die einzelnen Schritte nachzeichnen, die im letzten Jahrhundert auf diesem Weg vollzogen worden sind. Vieles wird in den kommenden Tagen zur Sprache kommen. Und doch kann der Kongress – manche werden dies sicher bedauern – auch nur einen Ausschnitt des vielfältigen Komplexes der ökumenischen Bewegung ansprechen, nämlich den Dialog der katholischen Kirche mit den Ostkirchen und, wenn auch nur am Rande, mit den altorientalischen Kirchen. Zumindest erwähnen möchte ich, dass unsere evangelischen Brüder und Schwestern, die ich an dieser Stelle sehr herzlich grüße, schon in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts vielfältige Anstöße zum ökumenischen Prozess gaben, denen sich dann orthodoxe Christen anschlossen. Die katholische Kirche hat diese Entwicklungen zum Teil mit Wohlwollen beobachtet, sich aber eigentlich erst mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil aktiv in diesen Prozess eingeklinkt. Ein Meilenstein, auf den wir uns berufen können, ist das Dekret „Unitatis redintegratio“ des Zweiten Vatikanischen Konzils vom 21. November 1964. Schon in der Einleitung zu diesem Dokument formulierten die Konzilsväter das Ziel des ökumenischen Dialoges: „Die Einheit aller Christen wiederherstellen zu helfen ist eine der Hauptaufgaben des Heiligen Ökumenischen Zweiten Vatikanischen Konzils. Denn Christus der Herr hat eine einige und einzige Kirche gegründet, und doch erheben mehrere christliche Gemeinschaften vor den Menschen den Anspruch, das wahre Erbe Jesu Christi darzustellen; sie alle bekennen sich als Jünger des Herrn, aber sie weichen in ihrem Denken voneinander ab und gehen verschiedene Wege, als ob Christus selber geteilt wäre.“

Christus hat eine einzige Kirche gegründet, aber die Christen handeln so, als ob Christus selbst geteilt wäre – und werden damit, um es klar aus-

zusprechen, dem Auftrag Christi untreu. Die Sehnsucht nach Wiedererlangung der Einheit ist aber größer, und viele bewegende Zeichen hat es in den letzten Jahrzehnten gegeben, die dies belegen. Wenn Patriarch Athenagoras I. bei seiner Begegnung mit Papst Paul VI. 1964 sagte: „Die Augen sind müde vom Schauen im Dunkel“, hat er treffende Worte für diese Sehnsucht gefunden. Gerade nach Osten hin haben aber noch lange Jahre die ideologischen Gräben ein Hindernis für den ökumenischen Dialog gebildet. Auch hier hat Papst Paul VI. erste Zeichen gesetzt. Der Kniefall vor Metropolit Meliton war besonders markant. Und wer erinnert sich nicht an die schicksalhafte Begegnung des Jahres 1978 zwischen dem „lächelnden“ Papst Johannes Paul I. und dem russischen Metropoliten Nikodim, der in den Armen des Papstes verstarb?

Papst Johannes Paul II., Sohn einer Nation am Schnittpunkt zwischen lateinisch-westlicher und griechisch-östlicher Kultur und Tradition, hat dann die Ökumene mit den Kirchen des Ostens zu einem der Schwerpunkte seines Pontifikats gemacht. Er, dessen Wahl „den ersten Stein aus der Berliner Mauer“ brach, hat vor und nach der politischen Wende von 1989/90 das Gespräch mit den orthodoxen Brüdern in Russland, Rumänien und Bulgarien gesucht. Dabei erinnere ich besonders an die bewegenden Szenen im Mai 1999 in Bukarest, wo die Gläubigen angesichts der Umarmung des Heiligen Vaters mit Patriarch Teoctist begeistert „Unitade, unitade“ gerufen haben. Bei seinem Besuch in der Ukraine im Jahre 2001 hat er sowohl die Gläubigen der wiedererstandenen griechisch-katholischen Kirche gestärkt als auch das Gespräch mit den orthodoxen Mitchristen gesucht. Mit der Enzyklika „Ut unum sint“ vom 20. Mai 1995 hat er schließlich eine ökumenische Enzyklika verfasst, die zu seinem Vermächtnis geworden ist. Ich möchte auch daraus einige Sätze zitieren:

„Der Aufruf zur Einheit der Christen, den das Zweite Vatikanische Konzil mit so großer Eindringlichkeit vorgebracht hat, findet im Herzen der Gläubigen immer stärkeren Widerhall, besonders beim Näherücken des Jahres 2000, das für sie ein heiliges Jubiläumsjahr sein wird zum Gedächtnis der Fleischwerdung des Gottessohnes, der Mensch geworden ist, um den Menschen zu retten.

Das mutige Zeugnis so vieler Märtyrer unseres Jahrhunderts, die auch anderen nicht in voller Gemeinschaft mit der katholischen Kirche befindlichen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften angehören, verleiht dem Konzilsaufruf neue Kraft und erinnert uns an die Verpflichtung, seine Aufforderung anzunehmen und in die Tat umzusetzen. Vereint in der hochherzigen Hingabe ihres Lebens für das Reich Gottes sind diese unsere Brüder und Schwestern der bedeutendste Beweis dafür, dass in der Ganzhingabe seiner selbst an die Sache des Evangeliums jedes Element der Spaltung bewältigt und überwunden werden kann.“

Das gemeinsame Zeugnis der Blutzeugen des 20. Jahrhunderts ist also Mahnung und Ansporn zugleich, die noch trennenden Elemente nach und nach hinwegzuräumen und im 21. Jahrhundert auf die sichtbare Einheit hinzuwirken, wie es auch Papst Benedikt XVI. immer wieder betont.

Es gibt viel mehr, was uns verbindet, als was uns trennt. Aber letztlich kann nur der Heilige Geist uns auf dem immer noch beschwerlichen Weg weiterbringen. In der Enzyklika „Ut unum sint“ finden sich dazu folgende Worte: „(Wir kommen voran) durch Hoffnung auf den Geist, der uns von den Gespenstern der Vergangenheit, von den schmerzlichen Erinnerungen der Trennung abzubringen vermag; er kann uns Klarheit, Kraft und Mut verleihen, um die nötigen Schritte zu unternehmen, sodass unser Engagement immer glaubwürdiger wird.“

Möge in den kommenden Tagen durch die Kraft des Heiligen Geistes bei diesem Kongress der Weg zur Einheit sichtbar gefördert werden!

Ich eröffne diesen Kongress im Wissen, dass er sich mit einem für das Christentum wesentlichen Thema beschäftigt. Ich eröffne ihn mit dem Wunsch und der Bitte, dass Sie sich diesem Thema ganz ernsthaft stellen. „Ut omnes unum sint“ – diese Worte mögen auch über den nächsten Tagen in Freising stehen.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit! Hiermit ist der Kongress eröffnet.



**Grußworte an die
Teilnehmerinnen und Teilnehmer
des 13. Internationalen
Kongresses Renovabis**



Grußworte von kirchlichen Würdenträgern

Grußbotschaft des Heiligen Vaters¹

An die Teilnehmer am 13. Internationalen Kongress Renovabis, Freising

Die Solidaritätsaktion Renovabis veranstaltet in diesen Tagen unter dem Leitwort „Einheit suchen – Vielfalt wahren. Ost und West im ökumenischen Gespräch“ ihren 13. Internationalen Kongress in Freising. Der Heilige Vater hat von dieser Tagung Kenntnis erhalten und mich beauftragt, den Veranstaltern und allen Teilnehmern herzliche Segensgrüße zu übermitteln.

„Alle sollen eins sein ... damit die Welt glaubt“ (Joh 17, 21), betete der Herr am Abend vor seinem Leiden. Der Welt den Glauben zu bringen, die Menschen zu Gott zu führen, der in Jesus Christus das Geheimnis seiner Liebe offenbart hat, ist die grundlegende Aufgabe der Kirche. So ist die Kirche wirklich Sakrament, „Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (Lumen Gentium 1). In diesen Dienst an der Einheit der Menschheit sind alle Getauften mit ihrem gemeinsamen Glaubenszeugnis hineingenommen. Beim notwendigen Streben nach der Einheit im Glauben können und werden wir immer mehr vom Reichtum der uns verbindenden Botschaft lernen und diesen durch die Vielfalt der Traditionen in Liturgie, Spiritualität und Frömmigkeit, die Ost und West auszeichnen, zum Leuchten bringen. Dieses gemeinsame Zeugnis der Christen wird umso kraftvoller und wirksamer sein, je mehr es in Demut gegenüber dem Wirken des Herrn geschieht, der selber seine Kirche formt und in Wort und Sakrament eint. Im Schauen auf Christus, unter seiner Führung und unterwegs zu ihm sind wir unterwegs zur Einheit.

Auf die Fürsprache Marias, der Mutter der Glaubenden, erteilt Papst Benedikt XVI. allen, die zum diesjährigen Renovabis-Kongress in Freising zusammengekommen sind, den Apostolischen Segen.

Tarcisio Kardinal Bertone, Staatssekretär Seiner Heiligkeit

¹ Die Grußbotschaft wurde von Pater Demuth verlesen; vgl. auch oben S. 17.

Grußwort des Vorsitzenden des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland

Exzellenzen, sehr geehrte Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder in Christus,

mit dem diesjährigen Thema „Einheit suchen – Vielfalt wahren. Ost und West im ökumenischen Gespräch“ haben Sie ein Thema herausgegriffen, das Kirchen und Christen in Europa in ihrem Leben und Glauben seit den Anfängen der ökumenischen Bewegung im vergangenen Jahrhundert antreibt. Es verpflichtet auf das immer wieder neue Wahren der Einheit im Glauben an den einen Herrn; aber es verpflichtet uns zugleich darauf, der Vielfalt, in der uns die eine Wahrheit des Glaubens entgegentritt, mit Wertschätzung zu begegnen.

Seit dem Ende des Ost-West Konfliktes, das wir in diesem Jahr mit Dankgottesdiensten und Veranstaltungen feiern, ist in Deutschland und Europa die Vielfalt der Konfessionen auf neue Weise sichtbar geworden. Die Einheit der Kirche ist nicht menschliches Werk oder Verdienst, sondern sie ist als Gabe des Heiligen Geistes, allen vor- und aufgegeben, die sich zu Christus als ihren Herrn bekennen: „Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller, der da ist über allen und durch alle und in allen“ (Eph 4,5 f.)

Gemeinsam bezeugen wir mit dem Bekenntnis von Nizäa und Konstantinopel: „Wir glauben an den einen Herrn Jesus Christus, Gottes eingeborenen Sohn, aus dem Vater geboren vor aller Zeit: Gott von Gott, Licht vom Licht, wahrer Gott vom wahren Gott.“

Für uns gilt es zuallererst, den gemeinsamen Grund zu bezeugen, auf dem alle Kirchen stehen und aus dem heraus sie leben. Deshalb sind wir von Herzen dankbar dafür, dass die Kirchen in Europa mit der „Charta Oecumenica“ eine gemeinsame Grundlage dafür gefunden haben, die ökumenischen Beziehungen der Kirchen in allen Teilen Europas zueinander zu vertiefen und zu stärken. Wir wünschen und hoffen, dass

noch mehr Kirchen in Europa die „Charta Oecumenica“ annehmen. Für mich war besonders bedeutsam, dass wir in der Gemeinschaft christlicher Kirchen in Deutschland im Magdeburger Dom am 29. April 2007 in einem festlichen ökumenischen Gottesdienst die wechselseitige Anerkennung der Heiligen Taufe bekräftigt haben. Der Schlüsselsatz der feierlich unterzeichneten Vereinbarung lautet: „Wir erkennen jede nach dem Auftrag Jesu im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes mit der Zeichenhandlung des Untertauchens im Wasser bzw. des Übergießens mit Wasser vollzogene Taufe an.“

Diese sakramentale Grundlage ökumenischer Verbundenheit gilt es in vielen Hinsichten zu bewähren. Wir begegnen uns als Kirche Jesu Christi und ringen gleichzeitig darum, was sichtbare Einheit im Leben unserer Kirchen heißen kann. Die Vielfalt zu wahren, heißt auch, die Vielfalt der theologischen Sprachen und Ausdrucksweisen anzuerkennen und in einer versöhnten Verschiedenheit zum Lobe Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes ins Gespräch zu bringen. Kurzum: Das Verhältnis zwischen Einheit und Vielfalt, dem der 13. Internationale Kongress von Renovabis gilt, ist ein Schlüsselthema für die Ökumene von morgen.

Ich wünsche allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern einen gesegneten Kongress und grüße Sie in herzlicher Verbundenheit

Bischof Dr. Dr. Wolfgang Huber

Grußwort des Großerzbischofs von Kiew und Halyc

Hochwürdiger Pater Demuth,

herzlichen Dank für die Einladung zum 13. Internationalen Kongress Renovabis, der Anfang September stattfinden soll. Wie ich Ihnen schon mitgeteilt habe, kann ich leider persönlich nicht daran teilnehmen. Aber unsere Kirche wird bei jenem Ereignis stark vertreten sein, besonders durch Ihren und meinen Mitbruder Bogdan Dzyurakh. Ihnen, den Mitarbeitern von Renovabis und allen Anwesenden wünsche ich eine gelungene Tagung!

Wenn ich ein Wort zum Thema „Einheit suchen – Vielfalt wahren“ etwas sagen darf, dann betrachte ich die Zielsetzung diesjährigen Kongresses als äußerst wichtig. Denn es scheint mir, dass in der Hinsicht auf ein gut-gelungenes Gleichgewicht zwischen Einheit und Vielfalt noch sehr viel fehlt. Es sieht so aus, als ob uns der Mut fehlte, gleichzeitig Vielfalt und Einheit zu bewahren, als ob diese Begriffe einander ausschließen müssten. Dieses Thema wird heutzutage viel im Gebiet der Globalisierung besprochen. Aber zwischen Globalisierung und Ekklesiologie gibt es einen riesigen Unterschied. Ich bin überzeugt davon, dass die Zeit gekommen ist, in der die Kirche ein klares Bekenntnis für eine echte Möglichkeit, Einheit in Vielfalt zu verwirklichen, ablegen muss. Das goldene Wort „communio“ muss verwirklicht werden, sonst werden wir viele Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte, in leeren Gesprächen vergeuden, ohne wirklich „Eins in Vielheit“ nach dem Willen Gottes zu sein. Möge der Renovabis-Kongress 2009 ein Schritt, auch wenn ein kleiner Schritt, in der rechten Richtung sein!

*Mit besten Wünschen verbleibe ich im Gebet verbunden
Lubomyr Kardinal Husar*

Grußwort des Erzbischofs von München und Freising

Seit 1997 führt Renovabis, die Solidaritätsaktion der deutschen Katholiken mit den Menschen in Mittel- und Osteuropa, im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz jährlich einen Internationalen Kongress durch. Anlässlich des 13. Internationalen Kongresses sind heuer über 350 Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus „den beiden Lungenflügeln Europas“ nach Freising gekommen, um den Dialog zwischen Ost und West zu pflegen. Im vergangenen Jahr hatte ich die Ehre, den Kongress zu eröffnen. Leider bin ich diesmal wegen wichtiger Termine verhindert, möchte Ihnen allen aber meinen Dank für Ihr Interesse an dieser Veranstaltung aussprechen.

„Einheit suchen – Vielfalt wahren. Ost und West im ökumenischen Gespräch“ – unter diesem Motto wollen Sie sich in den nächsten Tagen über Fragen der Ökumene austauschen.

Schon vor dem Zweiten Weltkrieg gab es erste Gespräche zwischen den Konfessionen. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sind katholische, evangelische und orthodoxe Christen wichtige Schritte aufeinander zu gegangen. Unvergessen ist die Begegnung zwischen Papst Paul VI. und dem Ökumenischen Patriarchen Athenagoras I. im Januar 1964 in Jerusalem, die zur Aufhebung der gegenseitigen Exkommunikation aus dem Jahre 1054 führte. Einen weiteren Meilenstein auf katholischer Seite bildet das Dekret „Unitatis redintegratio“ des Zweiten Vatikanischen Konzils vom 21. November 1964. Gleich in der Einleitung zu diesem Dokument formulierten die Konzilsväter das Ziel des ökumenischen Dialoges: „Die Einheit aller Christen wiederherstellen zu helfen ist eine der Hauptaufgaben des Heiligen Ökumenischen Zweiten Vatikanischen Konzils. Denn Christus der Herr hat eine einzige und einzige Kirche gegründet, und doch erheben mehrere christliche Gemeinschaften vor den Menschen den Anspruch, das wahre Erbe Jesu Christi darzustellen; sie alle bekennen sich als Jünger des Herrn, aber sie weichen in ihrem Denken voneinander ab und gehen verschiedene Wege, als ob Christus selber geteilt wäre. Eine solche Spaltung widerspricht

aber ganz offenbar dem Willen Christi, sie ist ein Ärgernis für die Welt und ein Schaden für die heilige Sache der Verkündigung des Evangeliums vor allen Geschöpfen.“

In der Tat: Die Spaltung widerspricht dem Willen Christi, und es gereicht uns wahrhaftig nicht zur Ehre, dass wir im 21. Jahrhundert noch immer um die Einheit ringen und so einer Welt, die auf der Suche nach Orientierung ist, ein schlechtes Beispiel geben. Mehr denn je empfinden heute Christen in Ost und West die jahrhundertealten Trennungen als schmerzlich und sehen darin einen eklatanten Widerspruch zum Wunsch Jesu „Alle sollen eins sein“ (Joh 17,21).

Wenn Sie in diesen Tagen in Freising miteinander diskutieren, legen Sie Zeugnis ab für die verschiedenen Traditionen, aus denen Sie kommen, und geben zugleich ein Zeichen der Hoffnung für die Überwindung der Spaltung. Schließlich reichen „unsere irdischen Trennwände ... nicht bis zum Himmel“. Diese Worte, die dem Kiewer Metropoliten Platon (Gorodeckij) zugeschrieben werden, verweisen aber auch auf den Herrn Jesus Christus, der uns zur Einheit führen kann, wenn wir sie aus eigener Kraft nicht schaffen.

In diesem Sinne grüße ich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des 13. Internationalen Kongresses Renovabis in Freising und wünsche ihnen Gottes Segen für einen guten und fruchtbaren Verlauf der Veranstaltung.

Dr. Reinhard Marx

Grußwort des Erzbischofs von Köln

Liebe Kongressteilnehmer,

„Die Kirchen des Orients und des Abendlandes sind Jahrhunderte hindurch je ihren besonderen Weg gegangen, jedoch miteinander verbunden in brüderlicher Gemeinschaft des Glaubens und des sakramentalen Lebens ... Es darf ebenfalls nicht unerwähnt bleiben, dass die Kirchen des Orients von Anfang an einen Schatz besitzen, aus dem die Kirche des Abendlandes in den Dingen der Liturgie, in ihrer geistlichen Tradition und in der rechtlichen Ordnung vielfach geschöpft hat. Auch das darf in seiner Bedeutung nicht unterschätzt werden, dass die Grunddogmen des christlichen Glaubens von der Dreifaltigkeit und von dem Wort Gottes, das aus der Jungfrau Maria Fleisch angenommen hat, auf ökumenischen Konzilien definiert worden sind, die im Orient stattgefunden haben. Jene Kirchen haben für die Bewahrung dieses Glaubens viel gelitten und leiden noch heute“ (Zweites Vatikanisches Konzil, Ökumenismusdekret Nr. 14).

Das Verhältnis zwischen Ost- und Westkirche hatte von Anfang an nicht nur mit Unterschieden in der jeweiligen Mentalität und den theologischen Ansätzen zu kämpfen, sondern auch mit gegenläufigen politischen Ansprüchen und Implikationen. Gleichwohl haben beide Seiten nie wirklich abgelassen von der Suche nach der verlorenen „Einheit in Verschiedenheit“. So mag man beispielsweise über die Konzilien von Lyon (1274) und Florenz (1439) sowie über deren Ergebnisse kontrovers diskutieren; das diesen innewohnende Verlangen nach Kirchengemeinschaft jedoch sollte man zunächst einmal redlich zur Kenntnis nehmen und respektieren.

Ost- und Westkirche werden seit Papst Johannes Paul II. gerne mit zwei Lungenflügeln verglichen. Dieser häufig gebrauchten – und dadurch auch etwas verbrauchten – Metapher möchte ich hier gerne eine weitere aus dem Bereich des menschlichen Organismus zur Seite stellen: Ost- und Westkirche verhalten sich häufig zueinander wie Bizeps und

Trizeps. Vordergründig scheinen diese oft gegeneinander zu arbeiten; tatsächlich aber bewirkt erst ihr Zusammenspiel ein sinnvolles, zielgerichtetes und erfolgreiches Agieren des gesamten Armes. Wir westlichen Christen können viel von unseren östlichen Geschwistern lernen, und umgekehrt tut es auch diesen gut, abendländische Aspekte und Argumente mit in den Blick zu nehmen. Beide Seiten können von einem solchen Prozess nur profitieren.

So ist mir der diesjährige Kongress Renovabis gleichermaßen Anlass zur Freude und Zeichen der Hoffnung. Mögen die Vorträge und Beratungen dazu beitragen, dass Osten und Westen bald wieder jene Gemeinschaft miteinander vereint, die Unterschiede in der Denkweise und den Ansätzen gerade nicht ausschließt, sondern überhaupt erst fruchtbar macht! Dazu wünsche ich allen Kongressteilnehmern den Beistand des Heiligen Geistes, „der Herr ist und lebendig macht“:

*In herzlicher Verbundenheit Ihr
Joachim Kardinal Meisner*

Grußwort des Apostolischen Nuntius

Sehr geehrte, liebe Teilnehmer des 13. Internationalen Kongresses Renovabis!

Das Thema Ihres Kongresses „Einheit suchen – Vielfalt wahren“ entspricht ganz und gar dem Geheimnis der Kirche Christi, wie sie der Apostel Paulus in seinem Ersten Brief an die Korinther beschreibt: „Wie der Leib eine Einheit ist, doch viele Glieder hat, alle Glieder des Leibes aber, obgleich es viele sind, einen einzigen Leib bilden, so ist es auch mit Christus“ (1 Kor 12,12; vgl. Lumen Gentium 7). Anschließend entfaltet der Apostel dieses Bild, um schließlich im Hohenlied der Liebe die Liebe als treibende Kraft auf dem Weg zur Einheit zu loben. Das ist besonders wichtig im Hinblick auf den Ökumenismus, der die Einheit der Kirche Christi in der Versöhnung aller Christen erstrebt, bei der die Vielfalt der geschichtlichen Traditionen gewahrt wird.

Nicht nur die große Zahl der auf dem Kongress vertretenen Ortskirchen, die sich auch in der Anzahl der kirchlichen Riten niederschlägt, sondern auch die Verschiedenheit der Sprachen und Nationen sind auf diesem Kongress zu einer bunten Einheit verbunden, bei der man an den Psalm 45 denken könnte, der alttestamentlich als Preislied auf die Hochzeit des Messias Königs mit dem Gottesvolk Israel verstanden wurde und der dann christlich auf einer neuen geistlichen Ebene auf die Verbindung Christi mit der Kirche aus allen Völkern als seiner Braut angewandt wird, von der es heißt: „Die Braut steht dir zur Rechten im Schmuck von Ofirgold ... ihr Gewand ist durchwirkt mit Gold und Perlen“ (Ps 45, 10.14).

Das Programm Ihres Kongresses ist Zeuge dieser Einheit in der Verschiedenheit – unter besonderer Beachtung des Ökumenismus. Aus meiner eigenen Erfahrung weiß ich, wie viel ein brüderlicher Dialog ihm dienen kann.

Vielleicht kann man das Leitwort des Kongresses „Einheit suchen – Vielfalt wahren“ noch ergänzen durch eine Abwandlung der Einlei-

tungsworte der letzten Enzyklika von Papst Benedikt XVI. „Caritas in veritate“ in „Veritas in caritate“:

Das Hilfswerk Renovabis der deutschen Katholiken unterstützt die katholischen Ortskirchen in Osteuropa, die massiv unter den atheistischen kommunistischen Regimen zu leiden hatten. Ihre Wiederbelebung soll die christlichen Werte in den dortigen Städten und Dörfern neu und verstärkt im gesellschaftlichen Leben zur Geltung bringen. Es geht nicht um eine Profilierung der katholischen Kirche, sondern um eine Mitarbeit, eine Zusammenarbeit mit den Kirchen, die es vor Ort gibt, besonders mit der orthodoxen Kirche. Die letzte Instruktion der Kommission „Pro Russia“, die inzwischen in der „Interdikasteriellen Kommission für die Kirche in Osteuropa“ aufgegangen ist, ist ein Wegweiser auch für den Einsatz von Renovabis, damit seine Tätigkeit in und mit den katholischen Ortskirchen die Einheit der Kirche Christi fördert.

Allen Teilnehmern wünsche ich Gottes Segen in ihren Gesprächen und in ihrem gemeinsamen Beten, zur Ehre des Dreieinigen Gottes und zum Wachstum der Kirche Christi in ihrem bunten menschlichen Kleid.

Erzbischof Dr. Jean-Claude Périsset

Grußwort des Erzbischofs von Bamberg

Verehrte Teilnehmerinnen und Teilnehmer des 13. Internationalen Kongresses „Renovabis“!

„Einheit suchen – Vielfalt wahren. Ost und West im ökumenischen Gespräch“ – so lautet das Thema des diesjährigen 13. Internationalen Kongresses Renovabis, der in den ersten Septembertagen in Freising stattfindet. Unter diesem Motto werden zahlreiche Experten und Besucher aus den „beiden Lungenflügeln Europas“ diesmal schwerpunktmäßig Fragen der Ökumene diskutieren. Ich bin davon überzeugt, dass sich dieser Dialog nicht nur positiv auf die „große Ökumene“ zwischen den einzelnen Schwesterkirchen auswirken kann, sondern auch wichtige Rückwirkungen auf die Ortskirchen in den einzelnen Ländern haben wird, denn die Frage nach dem Spannungsverhältnis von Vielfalt und Einheit beschäftigt auf die eine oder andere Weise jede christliche Gemeinde, die sich immer aus einer Vielzahl von Charismen, Begabungen, Lebensgeschichten und Persönlichkeiten zusammensetzt. Wir in Westeuropa haben in der Vergangenheit manchmal zu sehr auf unsere eigene Tradition geschaut und dabei die bedeutenden und ehrwürdigen Kirchen des Ostens aus dem Blick verloren. Zumeist waren politische Gegensätze die Ursache, beginnend bereits mit der Teilung des Römischen Reiches bis hin zum Ost-West-Gegensatz der Machtblöcke des 20. Jahrhunderts. Der große „Papst aus dem Osten“, der unvergessene Diener Gottes Johannes Paul II., hat nicht nur dazu beigetragen, den „Eisernen Vorhang“ zu überwinden, sondern er hat uns auch den Blick geöffnet für das Glaubenszeugnis, die Stärken und die Erfahrungen der Kirchen des Ostens. Wenn es in der Zukunft gelingt, die Gegensätze und Spannungen zwischen den traditionsreichen Kirchen Europas zu verringern und sie vielleicht sogar fruchtbar für eine Dynamik der Neuevangelisierung werden zu lassen, dann könnte daraus auch ein Modell für die weltweite Ökumene mit anderen Kirchen westlichen Ursprungs entstehen, mit denen uns in der Regel weniger dogmatische Übereinstimmungen und eine kürzere gemeinsame Geschichte verbinden. Mit der Suche nach der Einheit in der Vielfalt der Kirche werden wir jeden-

falls so bald nicht zu Ende kommen. Nicht vergessen werden darf dabei das Gebet sowie die spirituelle Ökumene basierend auf der Lectio divina der Hl. Schrift und der Feier der Liturgie.

In diesem Sinn grüße ich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des 13. Internationalen Kongresses Renovabis in Freising. Ich wünsche Ihnen Gottes Segen bei der Erörterung der Frage, wie in der Vielfalt die Einheit und in der Einheit die Vielfalt gefunden werden kann.

Dr. Ludwig Schick

Grußwort des Erzbischofs von Prag

Sehr geehrte Teilnehmerinnen und Teilnehmer am 13. Internationalen Kongress Renovabis 2009,

ich möchte mich vor allem bei Renovabis-Hauptgeschäftsführer, Pater Dietger Demuth, für die herzliche Einladung zu diesem Kongress bedanken. Leider steht an diesen Tagen eine Wallfahrtsmesse in der Erzdiözese auf dem Programm. Außerdem bereite ich mich gerade auf das ökumenische Treffen der Bischöfe und Freunde der Fokolar-Bewegung vor. Das Treffen wird dieses Jahr in Deutschland stattfinden, in der Lutherstadt Eisleben/Helfta. Deshalb ist mir eine Teilnahme nicht möglich.

Sicherlich brauche ich nicht eigens zu unterstreichen, dass der ökumenische Dialog ein Thema ist, welches mir persönlich am Herzen liegt. Während der Ökumenischen Versammlung in Graz 1997 hat man verstanden, dass es ein „ökumenisches Volk“ gibt, das in Europa wohnt und dem ein Stil der Gemeinschaft, der Suche nach Versöhnung und der Zusammenarbeit auf allen Ebenen zueigen ist. Diese ökumenische Bewegung hat die begrenzten Zirkel der Pioniere verlassen und ist ein Ziel vieler Christen Europas, eine „normale“ Tatsache. Damit wird deutlich, dass eine neue Phase des Weges der Versöhnung begonnen hat.

Eine bezeichnende Erfahrung ist sicher der vom Rat der Bischofskonferenzen Europas (CCEE) zusammen mit der Konferenz der Kirchen Europas (KEK) begonnene Prozess der Zusammenarbeit, der sich in der „Charta Oecumenica“ ausdrückt. Es handelt sich um ein Dokument, das ich selber in meiner Eigenschaft als Präsident des Rates der Bischofskonferenzen Europas offiziell gemeinsam mit Metropolit Jérémie, Präsident des Rates der Konferenz Europäischer Kirchen, am 22. April 2001 in Straßburg unterschrieben habe.

Als Bischof werde ich mir immer mehr bewusst, dass eine meiner ersten Aufgaben darin besteht, zu dienen, zuzuhören, zu unterstützen, zu un-

terscheiden, was der Heilige Geist heute der Kirche eingibt. So wie er es immer in der Geschichte getan hat, teilt der Geist tatsächlich seine Gaben und Charismen aus und antwortet so auf die neuen Wellen und Fragen der Geschichte. Der charismatische Aspekt der Kirche findet einen bezeichnenden Ausdruck wie nie zuvor in den neuen kirchlichen Bewegungen, deren Aufblühen Johannes Paul II. definiert hat als „eine der Gaben des Geistes in unserer Zeit (und) sicher eine Neuheit, die noch angemessen verstanden werden muss in ihrer ganzen positiven Effizienz“, ein Geschenk, das „einen neuen apostolischen Schwung im kirchlichen Gesamtgefüge“ hervorrufen kann. Sie stellen eine der bedeutsamsten Früchte jenes Frühlings der Kirche dar, der bereits vom Zweiten Vatikanischen Konzil angekündigt worden ist. Die neuen Menschen, die Europa zu seiner Zukunft braucht, sind in den neuen geistlichen Bewegungen zu finden, die in den letzten Jahrzehnten in verschiedenen christlichen Kirchen entstanden sind. Manche von Ihnen gehören diesen Bewegungen an, nicht nur im Rahmen der katholischen Kirche, sondern auch aus anderen christlichen Kirchen und Denominationen. Diese Bewegungen sind meistens ökumenisch ausgerichtet und überschreiten die Grenzen der eigenen Kirche. Sie sind nicht nur nach innen, zur Kirche hin orientiert, sondern sind ebenso offen für die Erneuerung der Gesellschaft und der Welt. Sie streben nicht nach Macht und Einfluss, sondern orientieren sich am Dienst an der Gesellschaft. Im Miteinander der Bewegungen wird ihre Vorbildfunktion für das, was gelebte Einheit in Kirche und Welt bedeuten kann und soll, unterstrichen: Sich gegenseitig zu ertragen, in Gütergemeinschaft miteinander zu leben, einander zu dienen, auch sich gegenseitig zu ermahnen, sich als Geschwister zu sehen und zu begegnen, ja sogar zur Einheit im Denken zu gelangen.

Erlauben Sie mir, auch meine persönliche Erfahrung zu erwähnen, und zwar die langjährigen Treffen der Bischöfe verschiedener Kirchen aus der ganzen Welt. Es handelt sich dabei um eine kleinere Gruppe von rund 50 bis 60 Personen. Wir treffen uns jedes Jahr, um gemeinsam zu beten, Dialog zu führen, Vorträge zu halten, und vor allem zum Austausch der Erfahrungen in der Spiritualität der Einheit der Fokolar-Bewegung. Die Geschichte dieser ökumenischen Treffen beginnt im Jahre

1982, als der damalige Papst Johannes Paul II. eine Gruppe katholischer Bischöfe – Freunde der Fokolar-Bewegung – zur Audienz empfing. Bei dieser Gelegenheit forderte er sie auf, ihre Gemeinschaft auch über Bischöfe anderer Kirchen hinaus auszudehnen. Als Antwort auf diese Einladung wurde das erste ökumenische Treffen anberaumt, damals unter der Leitung des Bischofs von Aachen, Klaus Hemmerle, den sicher manche von Ihnen noch persönlich gekannt haben. In der Gemeinschaft mit diesen Bischöfen habe ich eine aufrichtige, tiefe Sehnsucht nach der Einheit im Namen Christi erlebt, einen Wunsch nach Überwindung der gegenseitigen Verschiedenheit. Doch ich habe auch einen großen Schmerz über die Trennung gesehen. Wir verständigen uns zunehmend, wir werden jedesmal mehr Brüder – umso größer ist jedoch der Schmerz, dass wir nicht gemeinsam rund um einen Altar stehen und Eucharistie feiern können. Ich sah auch Tränen in den Augen meiner Mitbrüder.

Ab und zu taucht auch die Ansicht auf, dass, wenn wir schon mal so „eins“ und so vorbereitet sind, wir doch durch dieses gemeinsame Eucharistie-Feiern die volle Einheit erreichen könnten. In gegenseitigen Gesprächen aber werden wir uns bewusst, dass es doch noch eine Menge von Unterschieden in den Lehrmeinungen gibt. Die Eucharistiefeier ist aber ein Ausdruck der schon erreichten vollen Einheit. Wir nehmen also immer wieder dieses Kreuz an und bauen unsere Einheit immer wieder auf den Grundsteinen auf, die uns einigen.

Voriges Jahr habe ich ein sehr starkes Erlebnis gehabt, und zwar bei der Weltbischofssynode. Zum ersten Mal predigte ein nicht-katholischer Kirchenführer auf einer Bischofssynode im Vatikan. In der Sixtinischen Kapelle wandte sich der orthodoxe Patriarch Bartholomaios I. von Konstantinopel an uns. Im Beisein des Papstes, der ihn eingeladen hatte, betonte das Ehrenoberhaupt der orthodoxen Christen in aller Welt die fundamentale Bedeutung der Heiligen Schrift für die Christen und ihre Einheit. Ich zitiere: „Natürlich wäre die Evangelisierung sehr viel stärker und wirksamer, wenn alle Christen mit einer Stimme in einer vereinten Kirche sprechen würden ... Deshalb ist es angemessen, dass diese Synode ihre Türen für die ökumenischen Bruderdelegierten

geöffnet hat, damit wir alle uns unserer gemeinsamen Pflichten in der Evangelisierung und auch der Probleme bei ihrer Umsetzung in der heutigen Welt bewusst werden.“

Wenn wir am Sakrament des Altars festhalten wollen, können wir nicht auf das Sakrament des Nächsten verzichten oder es vergessen – es ist eine grundlegende Bedingung dafür, das Wort Gottes in der Welt, im Leben und in der Sendung der Kirche zu verwirklichen.

Sehr geehrte Teilnehmer und Teilnehmerinnen, mit meinem Gebet werde ich Ihren Kongress begleiten, damit er ein neuer Schritt auf dem Weg der Ökumene sein kann.

Miloslav Kardinal Vlk

Grußwort des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz

Sehr geehrte Teilnehmerinnen und Teilnehmer am Internationalen Kongress „Einheit suchen – Vielfalt wahren“; Schwestern und Brüder in Christus!

Die Bitte Jesu an den Vater „dass alle ein seien“; ist für alle, die sich zu ihm bekennen, Auftrag und Verpflichtung. Dass Sie sich zum dreizehnten Mal in diesem Anliegen zum Internationalen Kongress unter dem Leitwort „Einheit suchen – Vielfalt wahren“ versammelt haben, zeigt, dass Ihnen der Auftrag Jesu ein zentrales Anliegen ist. Es ist ein Zeichen des Wirkens des Geistes Gottes, dass wir uns trotz der langen Trennung der Ost- und Westkirche nicht daran gewöhnt und nicht damit abgefunden haben. Die Wunde, die die Trennung geschlagen hat, ist offen und schmerzt.

Umso bemerkenswerter ist es, dass gerade in den letzten Jahrzehnten Christen im Osten und Westen wesentliche Schritte der Annäherung und der gegenseitigen Öffnung aufeinander zu gegangen sind. Schritte, die im vergangenen Jahrtausend nicht selbstverständlich waren.

Wir Christen in Ost und West gehen nicht mehr nur nebeneinander her, wir gehen aufeinander zu! Diesen Weg gilt es, zu reflektieren, zu resümieren und weiter zu gehen. Dazu lädt der 13. Internationale Kongress von Renovabis unter dem Titel „Einheit suchen – Vielfalt wahren“ ein. Ost und West im ökumenischen Gespräch“ ein. Ich begrüße dieses Miteinander und freue mich, dass viele Experten aus der Ost- und aus der Westkirche nach Freising gekommen sind, um miteinander das Gespräch zu führen. Der Weg des Dialogs ist das Gegenteil von Frontstellung, der gemeinsame Austausch das Ende von Fremdheit. Ich bin dankbar für diese Weichenstellung im neuen Jahrtausend!

Während Sie in Freising tagen, werde ich verschiedene Diözesen in Nigeria besuchen, um den Dialog zwischen Nord und Süd zu suchen. Ich

bin Ihnen, werte Schwestern und Brüder, gerade aus diesem Grund im Gebet verbunden, im Wunsch Jesu Christi „dass alle eins seien“, der Konfessionen und Kontinente verbindet und den wir Christen zu allen Menschen tragen.

*Dr. Robert Zollitsch,
Erzbischof von Freiburg*

Grußworte aus Politik und Gesellschaft

Grußwort des Ministerpräsidenten des Landes Rheinland-Pfalz

Die Pfingstaktion von Renovabis stand in diesem Jahr unter dem Leitthema „Zur Freiheit befreit“. 20 Jahre nach dem Mauerfall stelle ich fest: Renovabis hat viel geleistet, dass die Menschen im Osten Europas diese Freiheit auch empfinden. Bis Ende 2008 wurde Menschen in 29 Staaten mit rund 15.600 Projekten geholfen. Rund 450 Millionen Euro haben die deutschen Katholiken für Hilfsprojekte aufgebracht. Mit meinem Dank für dieses großartige Engagement von Renovabis verbinde ich die Bitte, auch zukünftig die Solidarität, ein anderes Wort für Nächstenliebe, zwischen den europäischen Völkern zu fördern. Dies bedeutet nach meiner festen Überzeugung, zugleich den Frieden zu fördern. Was wir durch Renovabis tun, ist ein unmittelbarer und konkreter Beitrag zum Frieden.

Papst Paul VI. hat es so ausgedrückt: „Entwicklung ist ein neuer Name für Frieden“. Dies gilt für den Ausgleich zwischen Nord und Süd, das gilt ebenso für unsere Hilfe von West nach Ost. Wenn es uns gelingt, die geistigen, kulturellen und religiösen Dimensionen des europäischen Einigungsprozesses zu betonen, Partnerschaft und Freundschaft zu stärken, gegenseitig Verantwortung und Toleranz zu wahren, dann dürfte auch die Zeit europäischer Bürger- und Bruderkriege vorbei sein. Auch totalitäre Zwangssysteme dürfen in Europa keine Zukunft mehr haben. Wer Renovabis unterstützt, setzt sich nach meiner festen Überzeugung zugleich für diese Ziele ein.

Auch der 13. Internationale Kongress von Renovabis, der den aktuellen ökumenischen Dialog fördert, dient diesen übergeordneten Zielen. Ich wünsche allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern einen fruchtbaren Dialog unter dem Tagungsmotto „Einheit suchen – Vielfalt wahren“.

Kurt Beck

Grußwort des Präsidenten des Europäischen Parlaments

Dear Friends,

on behalf of the European Parliament I would like to send you my best wishes for your international congress on „East and West in Ecumenical Dialogue“: This is an issue that is particularly important to me personally. The dialogue among the three main Christian denominations is very important, especially now, after the enlargement of 2004 and 2007.

As a protestant from a predominantly Catholic country, I have always valued the importance of good intercommunity relations, and throughout my entire life, whether professional, or personal, I have always strived to find consensus and respect for the differences that unite us.

Through dialogue and discussion we can learn to know each other, and grow to respect each other, avoiding that differences become a source of conflict.

Religion and churches have a very important role in our society because they contribute to maintaining social cohesion and solidarity. I can never forget the role of churches in the struggle for freedom and human dignity during the communist era in Central and Eastern Europe. Churches provided sanctuary, and a space of individual freedom. The right to prayer, the right to practise one's faith, is a basic human right.

During my time as Prime Minister of Poland after the transformations, I always made it a policy to maintain an open door to faith leaders of all denominations.

Should the Treaty of Lisbon enter into force, the dialogue between the EU institutions and religious organisations will be structured and have a legal basis. This is a development I welcome, and I believe this represents so well Europe' motto of „Unity in Diversity“.

I wish you a successful conference and I look forward to the conclusions.

*Yours sincerely,
Prof. Dr. Jerzy Buzek*

Grußwort der Bundeskanzlerin der Bundesrepublik Deutschland

2009 feiern wir den 60. Geburtstag der Bundesrepublik Deutschland und den 20. Jahrestag des Falls der Berliner Mauer. Wir begehen diese Jubiläen in tiefer Dankbarkeit gegenüber unseren Nachbarn und internationalen Partnern. Ohne sie wäre die Einheit in Freiheit nicht möglich gewesen. Unvergessen bleiben die Reformbewegungen in Polen, Ungarn und der ehemaligen Tschechoslowakei. Sie alle haben großen Anteil an der Einigung Europas.

Der diesjährige Kongress Renovabis steht unter dem Motto „Einheit suchen – Vielfalt wahren: Ost und West im ökumenischen Gespräch“: Einheit in Vielfalt – dieser Gedanke ist charakteristisch für Europa. Wir wollen ein Europa, in dem einerseits die jeweiligen kulturellen und religiösen Traditionen gestärkt werden und in dem wir uns andererseits unserer gemeinsamen Werte versichern. Dabei ist eine enge ökumenische und interreligiöse Kooperation für ein gedeihliches und gutes Miteinander unerlässlich.

So erweist sich Renovabis als Brückenbauer zwischen West und Ost. Diese großartige Solidaritätsaktion für Osteuropa führt über verschiedene Projektarbeiten und Partnerschaftsinitiativen Menschen näher zusammen.

Ihnen allen, die Sie sich um den Ausbau und die Festigung des ökumenischen Gesprächs über Ländergrenzen hinweg verdient machen, danke ich sehr herzlich und wünsche Ihnen einen erfolgreichen Verlauf des 13. Internationalen Kongresses.

Dr. Angela Merkel

Grußwort des Ministerpräsidenten des Landes Baden-Württemberg

Unter dem Leitgedanken „Einheit suchen – Vielfalt wahren. Ost und West im ökumenischen Gespräch“ findet in diesem Jahr der 13. Internationale Kongress Renovabis in Freising statt. Hierzu sende ich den Referentinnen und Referenten, allen Gäste sowie den Organisatoren meine herzlichen Grüße.

Vom 3. bis 5. September 2009 widmet sich der Kongress einem wichtigen Thema. „Einheit suchen“ – das bedeutet in einem zusammenwachsenden Europa, in dem die Bürgerinnen und Bürger ihren Wohn- und Arbeitsort selbst bestimmen können, auch Offenheit und Toleranz. Die Bereitschaft, Vorurteile abzulegen und aufgeschlossen auf andere Menschen zuzugehen, gehört hierzu ebenso, wie neue Kulturen kennen- und schätzen zu lernen. „Vielfalt wahren“ – damit ist gleichzeitig aber auch gemeint, die nationale Identität, die Muttersprache oder die eigene religiöse Prägung zu erhalten und weiterzutragen. Ein friedliches Miteinander sowie ein intensiver Austausch, bei dem alle Kulturen von den gegenseitigen Erfahrungen und den Stärken des Anderen profitieren, ist dabei das Ziel. Die Solidaritätsaktion der deutschen Katholiken mit den Menschen in Mittel- und Osteuropa leistet dazu einen wichtigen Beitrag.

Beim Internationalen Kongress Renovabis werden jedes Jahr wichtige Entwicklungen in Kirche und Gesellschaft diskutiert. Ich danke den Veranstaltern herzlich für ihren Einsatz und begrüße den Mut, im Rahmen des ökumenischen Forums für den Ost-West-Dialog offene Fragen anzusprechen.

Dem 13. Internationalen Kongress Renovabis 2009 wünsche ich einen guten Verlauf sowie allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern lebendige und konstruktive Gespräche.

Dr. Günther H. Oettinger

Grußwort des Bayerischen Ministerpräsidenten

Der Zusammenbruch der kommunistischen Diktaturen, das Ende des Eisernen Vorhangs und die fortschreitende europäische Integration haben innerhalb von zwei Jahrzehnten unseren Kontinent tiefgreifend verändert. Viele neue Kontakte auf politischem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet sind entstanden. Die Menschen in Ost und West sind sich näher gekommen.

Umso mehr ist deshalb die konfessionelle Spaltung Europas wieder ins Bewusstsein gerückt, welche die orthodoxen Kirchen im Osten von der römisch-katholischen Kirche im Westen trennt. Dies hat Kirchenvertreter auf beiden Seiten dazu bewogen, den in den letzten Jahrzehnten immer wieder aufkeimenden ökumenischen Dialog voranzutreiben.

Ich freue mich deshalb, dass der Internationale Kongress Renovabis in diesem Jahr ein Forum für das Gespräch zwischen Vertretern der orthodoxen Kirchen und der römisch-katholischen Kirche bietet. Ich heiße die Gäste der Tagung herzlich in Bayern willkommen. Der Veranstaltung wünsche ich einen interessanten und fruchtbaren Verlauf.

Jenseits aller Unterschiede in theologischen und kirchenrechtlichen Fragen, um die es im ökumenischen Dialog auch geht, ist es mir wichtig, die Gemeinsamkeiten herauszustellen. Dazu gehört neben den grundlegenden Glaubensinhalten vor allem die Überzeugung von der Gottesebenbildlichkeit des Menschen, mit der wir seine Würde begründen. Dieser Aspekt der religiösen Lehre, den die Christen auch mit den Juden teilen, ist Ausgangspunkt unserer Werteordnung.

In Deutschland dürfen wir uns glücklich schätzen, dass die Achtung vor der Würde des Menschen sowie ihr Schutz seit genau 60 Jahren die vom Grundgesetz festgelegten zentralen Ziele der staatlichen Ordnung sind. Wir wissen um den hohen Anspruch dieser Forderung. Es ist uns aber eine freudig übernommene Pflicht, in unserem täglichen Wirken in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft alles daranzusetzen, um diesem Anspruch gerecht zu werden.

Die im Christentum begründeten ethischen Werte teilen wir mit den anderen Ländern in Europa, das für uns nicht allein eine Friedensinitiative, eine wirtschaftliche Vereinigung und ein politisches Bündnis ist, sondern auch eine Wertegemeinschaft. Mögen die Staaten und Gesellschaften, aber auch die christlichen Kirchen auf unserem Kontinent in vielen einzelnen Fragen voneinander abweichen und eigene Traditionen gebildet haben – Europa steht trotzdem auf einem einheitlichen christlichen Fundament.

Insofern ist der Kongress *Renovabis* auch in diesem Jahr auf dem richtigen Weg, wenn er unter dem Motto „Einheit suchen – Vielfalt wahren“ das ökumenische Gespräch zwischen Ost und West fortführt. Das ist ein gutes und ein richtiges Motto. In der Vielfalt Europas liegt auch seine Stärke. Der ökumenische Dialog sollte uns aber zusammenführen im Bewusstsein der überragenden Bedeutung unserer gemeinsamen Aufgabe, in Verantwortung vor Gott für das Wohl der Menschen zu wirken.

Horst Seehofer

Grußwort der Bundesministerin für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung

In der am 29. Juni 2009 erschienenen Enzyklika von Papst Benedikt XVI. „Caritas in veritate“ heißt es: „Bei der Suche nach Lösungen in der gegenwärtigen Wirtschaftskrise muss die Entwicklungshilfe für arme Länder als ein echtes Mittel zur Vermögensschaffung für alle angesehen werden.“ Dies trifft auch auf unsere osteuropäischen Partnerländer zu, die unter der gegenwärtigen Krise besonders leiden. Viele der Erfolge der letzten zwanzig Jahre sind gefährdet. Verschärft wird die Notlage wie in vielen anderen Partnerländern des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung durch die weitgehende Abwesenheit sozialer Sicherungssysteme.

Die Arbeit der Kirchen und vieler weiterer zivilgesellschaftlicher Akteure leistet in dieser Krise einen wichtigen Beitrag, das Leid der Menschen in unseren Partnerländern zu lindern. Renovabis hat für „seinen“ Teil der Welt Verantwortung übernommen. Und das sehr erfolgreich: Ihrem Jahresbericht 2008 entnehme ich, dass die Spendeneinnahmen deutlich gestiegen sind. In Zeiten nachlassender Spendenbereitschaft ist das ein sicheres Indiz für die anhaltende besondere Wertschätzung, die die Arbeit von Renovabis genießt. Renovabis wirkt auf die Gestaltung nachhaltiger Strukturen hin, gibt Denkanstöße und sensibilisiert die Länder für die ebenso selbstverständliche wie entscheidende Erkenntnis, dass jede Gesellschaft auch daran gemessen wird, wie sie mit ihren schwächeren Mitgliedern umgeht.

Für Ihren diesjährigen internationalen Kongress „Einheit suchen – Vielfalt wahren: Ost und West im ökumenischen Gespräch“ wünsche ich Ihnen daher von Herzen gutes Gelingen und viele (Denk)Anstöße für Ihre weitere Arbeit.

Heidemarie Wieczorek-Zeul

II. Schlaglichter – Referate – Podien



Anliegen und Ziele des Kongresses

Mit dem diesjährigen Kongress will sich Renovabis nicht anmaßen, den offiziellen Dialog zwischen den Kirchen zu ersetzen. Wir wollen aber die Kontexte verdeutlichen, in die dieser Dialog gestellt ist. Das zusammenwachsende Europa ist einer der umfassenden Kontexte, in denen sich heute Ost und West in der Christenheit begegnen. Diesem Hauptthema ist der heutige Nachmittag gewidmet.

Ich darf schon jetzt den Moderator des Nachmittags vorstellen, der vielen von Ihnen bestens bekannt ist. Es ist Monsignore Aldo Giordano, seit dem vergangenen Jahr Sondergesandter und Ständiger Beobachter des Heiligen Stuhl beim Europarat in Straßburg. Zuvor war er seit 1995 Generalsekretär des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE) und als solcher unter anderem an der Ausrichtung der beiden großen Europäischen Ökumenischen Versammlungen in Graz und Sibiu beteiligt. Lieber Aldo, ich danke Ihnen im Namen von Renovabis, dass Sie diese Aufgabe übernommen haben, und darf Sie schon jetzt auf das Podium bitten.

Heute Nachmittag werden wir mehr darüber hören, dass im Zeitalter globaler Migration Ost und West in der Kirche längst nicht mehr mit geografischen Orientierungen beschrieben werden können. In der Biografie des einzelnen Christen überlagern sich nicht selten die Prägungen durch die Tradition, in der er aufgewachsen ist, und die Herausforderung durch die neuen Lebenswelten in anderen Ländern.

Zur Einstimmung in den Kongress wollen wir sinnfällig machen, was dies für den ökumenischen Austausch bedeuten kann. Deshalb haben wir drei Theologen und Theologinnen der jüngeren heutigen Genera-

tion eingeladen, in einem kurzen persönlichen Statement, einem Schlaglicht also, darüber zu sprechen. Sie stehen für die drei kirchlichen Traditionen, die diesen Kongress besonders prägen. Ich beginne mit Frau Dr. Anna Briskina-Müller. Sie ist orthodox und stammt aus Sankt Petersburg. Sie studierte orthodoxe und evangelische Theologie in Sankt Petersburg und Heidelberg und promovierte in Heidelberg im Fach Kirchengeschichte. Heute ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Seminar für Konfessionskunde der orthodoxen Kirchen an der Martin-Luther-Universität in Halle-Wittenberg.

Herr Mykola Dobra ist griechisch-katholisch. Er ist geboren in Imstychovo in der Ukraine, hat ein Theologiestudium an den Priesterseminaren von Ivano-Frankivsk und Užgorod begonnen sowie an der Katholischen Universität Eichstätt fortgeführt. Gegenwärtig bereitet er sich dort auf den Erwerb des theologischen Diploms vor.

Herr Dr. Florian Schuppe schließlich ist römisch-katholisch. Er studierte in München Katholische Theologie und verbrachte im Rahmen seines Studiums ein Studienjahr an der Orthodoxen Geistlichen Akademie in Sankt Petersburg. Er promovierte in ökumenischer Theologie über das Thema „Die pastorale Herausforderung – Orthodoxes Leben zwischen Akribeia und Oikonomia. Theologische Grundlagen, Praxis und ökumenische Perspektiven.“ Heute ist er Pastoralreferent in der Erzdiözese München und Freising und zur Zeit verantwortlich tätig im Koordinationsbüro der Erzdiözese für den 2. Ökumenischen Kirchentag 2010. Ich heiße Sie alle herzlich willkommen.

Schlaglichter – eine russisch-orthodoxe, eine griechisch-katholische und eine römisch-katholische Stimme

Dr. Anna Briskina-Müller, Halle

Anfang bis Mitte der neunziger Jahre gab es in Sankt Petersburg viele ökumenische Jugendbegegnungen, die gemeinsam von den Lutheranern, Katholiken und Anglikanern veranstaltet wurden. Dort habe ich meine ersten Erfahrungen mit den „heterodoxen“ Christen – so werden sie bei uns genannt – sammeln dürfen. Mein Lehrer, Erzpriester Wladimir Fjodorow, hat uns Theologiestudenten des Orthodoxen Christlichen Institutes in Sankt Petersburg Hinweise dazu gegeben, wo welche Veranstaltungen stattfinden würden und was sich besonders lohnen würde. Dorthin sind wir dann gegangen.

Zunächst waren das für mich nur Höflichkeitsbesuche, wobei diese Höflichkeit eher meinem Lehrer galt als den Katholiken und Protestanten. Denn nichts war mir an ihnen recht. Ihre gottesdienstlichen Lieder waren mir viel zu einfach und irdisch, ihre Gottesdienste schienen mir viel zu direkt und lieblos zu sein. Sie schienen keine besondere Pietät vor ihren Pfarrern zu haben. Die Katholiken und Protestanten schienen zudem eine sonderbare Sprache zu sprechen, die einerseits ganz weltlich anmutete und jeglichen Geheimnisses entbehrte, andererseits aber doch irgendwie anziehend wirkte, weil sie ganz offensichtlich nach Klarheit, Deutlichkeit und System strebte. Das konnte ich in unserer orthodoxen – formulierungsscheuen – Welt so nicht.

Irgendwann traf ich die Entscheidung, mir die Dinge genauer anzuschauen. Vater Wladimir gab mir den Segen, und ich bin nach Deutschland, genauer gesagt, nach Heidelberg aufgebrochen, um dort die Ge-

schichte der Reformation kennenzulernen. Ich wohnte im ökumenischen Studentenwohnheim mit 24 anderen Studenten aus der ganzen Welt und aus vielen verschiedenen Kirchen. Gleich in der ersten Woche habe ich erfahren, dass das Sich-Bekreuzigen im Gottesdienst katholisch sei. Der Meinung waren nicht nur die Protestanten, sondern auch die Katholiken. Zudem schienen sie – so etwas Lächerliches! – der Überzeugung zu sein, ihre Kirchen bildeten die einzig wahre Kirche Christi. Das Unglaubliche war, dass sie über die Existenz meiner Kirche ganz offensichtlich nicht wirklich informiert waren. Für viele war die Orthodoxie eine orientalische, unter der Herrschaft der Muslime oder Kommunisten beinahe aufgelöste und daher nicht weiter erwähnenswerte Abzweigung der römischen Kirche – ein letzter Gruß des mittelalterlichen Byzanz. Bei den Katholiken war es dann wenigstens um die Kirchengeschichte ein wenig besser bestellt. Sie kannten die Kirchenväter und die großen Konzile, allerdings meistens nur die der westlichen Kirche. Bei den Protestanten fiel mir im Blick auf die Kirchengeschichte auf, dass sie Luther für den Retter des Christentums hielten. Über die Kirchenspaltung zwischen Rom und Konstantinopel erfuhr ich, dass es die Griechen waren, die sich von der Reichskirche abgespalten hatten. Daher sei eben nur die römische Kirche mit ihren falschen Lehren übriggeblieben, und Luther habe die Kirche von allen römischen Missbräuchen befreit. Darauf haben dann die Katholiken erwidert: „Nein, nein, Luther ist ein Häretiker und nicht ein Befreier der Kirche.“

Erst an dieser Stelle ist mir klar geworden, wie eng die Protestanten und die Katholiken – zumindest in Deutschland – zusammengehören. Erst dann habe ich auch verstanden, dass für die Orthodoxie in dieser Sichtweise gar kein Platz vorhanden ist. Ebenso ist mir klar geworden, dass die Katholiken und Protestanten auch in unserer Kirchengeschichte keinen Platz haben. Denn wir sehen die Entwicklung ähnlich, nur eben umgekehrt: Es gab eine Kirche, dann sind die Lateiner abgefallen und dann sind von den Lateinern die Protestanten abgefallen. Schuld an allen Spaltungen sind also die Lateiner und nicht die Griechen, die bis heute die einzig wahre Kirche Christi bewahren. Zu begreifen, dass hier im Westen die Kirchengeschichte anders gesehen wird, war für mich ein Schockerlebnis.



Als ich nach den evangelischen oder katholischen Gottesdiensten immer wieder eingeladen wurde, mit der Gemeinde noch einen Kaffee zu trinken, habe ich etwas beobachtet, was meine orthodoxe Seele zutiefst erschüttert hat. Es kam oft vor, dass der Pfarrer herumlief und hier und da den Mitgliedern der Gemeinde eine Tasse Kaffee eingeschenkt oder für sie ein Besteck geholt hat. Es war beinahe ein Schockerlebnis für mich, als ich zum ersten Mal gesehen habe, dass ein älterer Pfarrer und zugleich Theologieprofessor nach einem Universitätsgottesdienst die Gemeindemitglieder und die Studenten bedient und danach das Geschirr mit abwäscht. Ich war es gewöhnt, dass der Priester bei dem Essen nach dem Gottesdienst sitzt und versorgt wird. Der Gedanke, dass ein Gemeindevater zu sein auch bedeuten kann, die Gemeindeglieder beim Kaffeetisch zu bedienen, war mir ganz neu. Ich habe verstanden, wie fremd auf die Katholiken und Protestanten unsere orthodoxe Sitte wirken kann, den Gemeindepriester wie einen König zu behandeln.

Eine Weile hat mich die Allgegenwärtigkeit des Weiblichen bei den Protestanten entsetzt. Die ersten Gottesdienste, die von einer Pfarrerin geleitet wurden, waren für mich ein wahrer Schock. Dass die Frauen es wagen, darauf zu bestehen, Pfarrerin werden zu wollen, schien mir das Zeichen fehlender Demut zu sein. Ich entsetzte mich solange, bis ich bemerkt habe, dass ich mich mittlerweile entsetze, wenn ich orthodoxe Männer darüber sprechen höre, dass Frauen am Altar nichts zu suchen haben. Ich bin zwar auch keine Befürworterin von Frauenordination in

der orthodoxen Kirche. Die orthodoxe Selbstverständlichkeit aber, mit der die Frauen kaum zu Wort gelassen werden, leuchtet mir allerdings nicht mehr ein. Ebenso waren mir die evangelischen und katholischen Lieder fremd und schienen viel zu einfach zu sein, bis ich bemerkt habe, dass mich mittlerweile orthodoxe, hochreflektierte byzantinische Klänge diese westkirchliche Einfachheit oft vermissen lassen.

Das waren alles Schritte einer ökumenischen Schocktherapie. Ich erschrak jahrelang jeden Tag aufs Neue, bis ich bemerkte, dass ich mittlerweile auch bei uns erschrecke. Wir halten uns für die bessere Kirche, genauer gesagt, für die einzig wahre. Wir erwarten immer noch im Ernst, dass die Lateiner und ihre „barbarischen Komplizen“ sich besinnen und zu uns in die ungeteilte Kirche des einstigen byzantinischen Reichs zurückkehren. Eure Endgültigkeit einzusehen, fällt uns schwer, geschweige denn, sie schätzen zu lernen. Die Kenntnis einer anderen Tradition setzt nicht zuletzt Kenntnisse über ihre Träger voraus. Heute bin ich überzeugt, dass wir uns gegenseitig erschrecken, weil wir uns auf der Gemeindeebene immer noch kaum treffen. Erst nach sehr vielen Begegnungen vergeht der ökumenische Schock. Erst mit Vertrauen zur konkreten Person entsteht das Vertrauen zu ihrer Tradition.

Mykola Dobra, Eichstätt

Mein Name ist Mykola Dobra, ich komme aus der Ukraine und gehöre zur griechisch-katholischen Kirche. In Deutschland lebe ich seit dem Jahr 2006. Zuhause, das heißt in Transkarpatien, dem Teil der Ukraine, der unmittelbar an die Slowakei angrenzt, habe ich vier Jahre im Priesterseminar studiert. Dann wurde ich nach Eichstätt eingeladen, um mein Theologiestudium an der dortigen Katholischen Universität weiterzuführen. Jetzt bin ich gerade dabei, meine Diplomarbeit über Basilius den Großen und sein „Mahnwort an die Jugend“¹ zu schreiben. In diesem Werk sagt Basilius: „Ganz nach dem Vorbild der Bienen müsst ihr mit jenen Schriften² umgehen. Diese fliegen ja nicht allen Blumen unterschiedslos zu, noch wollen sie die, die sie besuchen, ganz wegtragen, vielmehr nehmen sie nur soviel mit, als sie verarbeiten können, und lassen das Andere gern zurück.“ Seither versuche auch ich, ein bisschen wie eine Biene zu sein. Ich sammle hier in Deutschland zahlreiche nützliche Erfahrungen und sehe so viele gute Dinge, die ich eines Tages, wenn ich mein Studium beendet habe, heim in die Ukraine tragen und dort fruchtbar machen will.

Nun möchte ich etwas dazu sagen, wie es mir, einem ostkirchlichen Christen im Westen, in Deutschland geht und wie ich meinen Glauben leben kann. Ich studiere Theologie und bin Priesteramtskandidat. Zu meiner Ausbildung gehört unter anderem auch die tägliche Teilnahme am Gottesdienst. Dass ich ihn in meinem Ritus erleben kann, also im byzantinischen, ist dadurch möglich, dass ich in Eichstätt im „Collegium Orientale“ wohne, einer Art Priesterseminar, wo Studenten aus verschiedenen Ostkirchen, sowohl unierten – mit Rom in Union stehenden Ostkirchen – als auch orthodoxen, zusammen leben und zusammen beten. Unser Collegium ist eine Besonderheit, sozusagen eine ostkirchliche Oase im Westen. Dort habe ich die Möglichkeit, den byzanti-

1 Basilius der Große: „Mahnwort an die Jugend über den nützlichen Gebrauch der heidnischen Literatur“; das Zitat findet sich in Kapitel III.

2 Gemeint sind Texte heidnischer Autoren.

nischen Ritus zu praktizieren, nur geschieht alles in deutscher und nicht wie zuhause in ukrainischer Sprache. Das bedeutet aber nicht, dass ich die Westkirche nicht kennenlerne. Das „Collegium Orientale“ befindet sich im gleichen Gebäude wie auch das „lateinische“ Priesterseminar. Wir sind nur durch eine Tür getrennt! So gehe ich auf meiner Etage einfach weiter und besuche meine römisch-katholischen Kollegen und Freunde. Oft nehme ich auch am lateinischen Gottesdienst teil. Das ist eine große Bereicherung für mich als angehender Theologe gerade deswegen, weil ich vieles, was ich nur aus Büchern wusste, jetzt selber erleben kann.

Ich stelle immer wieder fest, dass die Menschen hier wenig über den christlichen Osten wissen. Man muss immer bereit sein, ihnen zu erklären, was eine Ostkirche ist, wodurch sich eine unierte Kirche von der orthodoxen unterscheidet oder – im Fall einer unierten Kirche –, welche Bedeutung der Papst hat und so weiter. Manchmal erlebt man, dass die Antworten nicht akzeptiert werden. So hat mir einmal eine Frau gesagt: „Dass ein Priester verheiratet ist, kann ich mir nicht vorstellen.“ Oft hört man aber auch positive Stimmen in dieser Richtung. Ich freue mich immer, wenn ich bei Führungen durchs Collegium den Besuchern von unserer Welt erzählen kann. Man spürt dabei, dass viele von ihnen sich wirklich dafür interessieren und zu einem ökumenischen Gespräch bereit sind.

Dazu möchte ich abschließend von einem Beispiel berichten, das ich von den Mitbrüdern gehört habe, die früher im „Collegium Orientale“ gelebt haben. Am Beginn, als das Collegium vor elf Jahren gegründet wurde, haben die Bürger Eichstatts darauf sehr skeptisch reagiert. Sie sagten: „Da oben im Collegium wohnen die Orthodoxen.“ Aber nach einiger Zeit hat sich die Meinung etwas verändert und dann sagten sie: „Da wohnen unsere Orthodoxen.“ Man kann also sagen: Sie haben uns mittlerweile anerkannt, und das finde ich sehr gut. Man fühlt sich durch solche Stimmen auch im Ausland ein Stück zuhause.

Dr. Florian Schuppe, München

Ich darf diese Runde abschließen und bringe die bayerische Seite ein. Es ist kein Zufall, dass nur einer von dreien hier auf dem Podium aus Deutschland stammt. Denn leider besteht im Kontakt mit der Orthodoxie in Osteuropa nach wie vor ein großes Ungleichgewicht: Noch immer geschieht dieser Austausch viel stärker vom Osten nach Westen als umgekehrt. Der Grund ist ganz einfach – es gibt zu wenige deutsche Studenten und Interessierte, die den Weg in die umgekehrte Richtung gehen. Aber dazu noch mehr am Schluss.

Um Ihnen einen kurzen Einblick in meine Erfahrungen im Austausch mit der Orthodoxie zu vermitteln, möchte ich Sie in vier Szenen aus meinem Leben mitnehmen, in denen ich jeweils in ganz unterschiedlicher Weise in Kontakt mit dieser großen Tradition gekommen bin. Wie Sie sehen werden, spiegelt sich in allen vier Szenen auch ein wenig der ökumenische Kontext im Großen wieder.

Die erste Szene führt mich zurück in das Jahr 1994. Ich hatte gerade begonnen, katholische Theologie zu studieren, als durch Zufall beim Europäischen Jugendtreffen der Gemeinschaft von Taizé bei meinen Eltern eine Gruppe Ukrainer aus Lemberg untergebracht war. In den Gesprächen mit diesen hochgebildeten Gästen, die mir voller Herzblut von ihrer Heimat erzählten, musste ich feststellen, dass ich selbst grundlegendste Fakten über dieses mir ganz und gar fremde Land nicht kannte. Zum ersten Mal stellte ich fest, wie stark der Eiserne Vorhang auch in meinem Kopf gewirkt hatte. Also beschloss ich, wagemutig wie man als junger Student so ist, im folgenden Sommer dieses fremde Land zu besuchen. Und tatsächlich bin ich dort einer mir bis dahin völlig fremden, faszinierenden Welt begegnet. In dem so facettenreichen Land, in den Menschen, die mich so gastfreundlich aufnahmen und nicht zuletzt in der Orthodoxie, die mir in all ihrer Schönheit und Tradition immer wieder begegnete. So war ich eines Tages während dieser Reise auch in Kiev im „Höhlenkloster“ angelangt und folgte dort den unzähligen Pilgern in die nur vom Schein der Kerzen erhellten Grotten,

in denen, wie ich erst später verstand, vor über 1.000 Jahren die Gründerväter der russischen Orthodoxie in strenger Askese gelebt und gebetet hatten. Dort stand ich wirklich völlig „entgeistert“ und befremdet zwischen Menschen, die weinend Glassärge küssten und diesen spirituell so dichten Ort mit ihrem Gebet und Gesang erfüllten. Dieses tiefe Gefühl von Faszination und Fremdheit dort in den Höhlen begleitete mich noch lange über diesen Moment hinaus. Es war für mich aus heutiger Sicht eine echte Initialzündung für alle folgenden Begegnungen mit der Orthodoxie. Und es war, ähnlich wie Sie es, Frau Briskina-Müller, für sich beschrieben haben, eine echte Schocktherapie für mich als ganz und gar westlich geprägten Christen. So viel fremde, faszinierende Kraft und lebendige Tradition.

Die zweite Szene führt mich in das Jahr 1996, mein „Freijahr“, d. h. das Jahr in der Ausbildung zum Pastoralassistenten, in dem man für ein Jahr sein Studium unterbricht und hinauszieht in die Welt: an einen anderen Studienort, in eine Gemeinde oder in ein soziales Projekt im Ausland. Für mich hat mein Ziel schnell festgestanden, ich wollte die Orthodoxie noch besser kennenlernen, wenn möglich in Russland selbst. Und tatsächlich, durch die guten Verbindungen des Ostkirchlichen Instituts in Regensburg war es gelungen, dass ich ein Jahr lang an der Orthodoxen Geistlichen Akademie Sankt Petersburg studieren durfte. Im Herzen einer der renommiertesten orthodoxen Ausbildungseinrichtungen Russlands durfte ich ein Jahr lang die Schätze der orthodoxen Theologie studieren, den Reichtum der Liturgie mitfeiern und vor allem im direkten Kontakt mit den Studenten erfahren, was es bedeutet, in einer tiefreichenden Umbruchsituation entschieden orthodox zu sein. Vieles war mir anfangs natürlich schon rein sprachlich sehr fremd. Und so war es ein echtes Geschenk des Himmels, ein ganzes Jahr lang Zeit zu haben, um anzukommen, langsam hineinzuwachsen, nicht gleich alles begreifen zu müssen, Zeit zum Hinschauen zu haben. Und so saß ich viele Monate mit den Studenten in Vorlesungen, war Stund um Stund in Gottesdiensten und hatte in manch nächtlicher Diskussion Fragen gestellt und solche beantwortet. Eines Tages kam ich mit einem Studenten ins Gespräch, den ich als großen Eiferer kennengelernt habe, als dieser mich aus tiefstem Herzen angrinste und sagte: „Florian, du bist ein net-

ter Kerl, aber du bleibst halt, so leid es mir tut, ein Häretiker.“ Und das nach all den Monaten! Diese Spannung – auf der einen Seite das persönliche Verhältnis, bei dem ich ganz viele tolle Kontakte erlebt habe, auf der anderen Seite die im Raum stehende ganz große ökumenische Spannung, die mich für jemand aus tiefstem Herzen zum Häretiker werden ließ. Diese Spannung auszuhalten und zu begreifen, habe ich für mich im Rückblick persönlich als eine der wichtigen Erfahrungen mitgenommen. Denn ich habe zu verstehen gelernt, dass in dieser scheinbar schroffen Art, die einem in der Orthodoxie so manches Mal begegnen kann, eine tiefe ökumenische Ernsthaftigkeit steckt. Eine Ernsthaftigkeit, die Unterschiede nicht politisch unter den Tisch kehrt. Selbst wenn man dann manchmal nicht über den „Häretiker“ hinweg kommt. Diese Ernsthaftigkeit hat mir geholfen, das „ökumenische Schlaraffenland“ Deutschland besser zu verstehen.

Die dritte Szene führt mich ins Jahr 2002. Es war für mich ein großes Glück, dass an der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität eine Ausbildungseinrichtung für orthodoxe Theologie existiert, an der ich viel von dem, was ich dort in Sankt Petersburg kennengelernt habe, vertiefen konnte und schließlich – und damit sind wir im Jahr 2002 – sogar in einer Promotion weiterführen konnte. Im Rahmen dieses Forschungsprojekts habe ich auch mehrere Reisen zu orthodoxen Seelsorgern in ganz Deutschland unternommen, um deren seelsorgerliches Handeln, das Thema meiner Promotion, besser zu begreifen. Unter anderem war ich zu Gast bei Metropolit Serafim von der Rumänischen Orthodoxen Kirche in Deutschland, in Nürnberg. In diesem für mich bis heute sehr beeindruckenden Gespräch habe ich plötzlich gespürt, dass die Themen, über die wir sprachen, trotz aller unterschiedlichen Formen Themen der Orthodoxie waren; auch wenn Metropolit Serafim ganz in der Sprache der Väter und des orthodoxen Seelsorgers sprach, so sprach er doch in großer pastoraler Weisheit von eben den Problemen, die uns in der katholischen Kirche auch umtrieben. Ein Beispiel: Wir sprachen über die in allen Kirchen schmerzhaft präsenste Frage, wie man mit geschiedenen Wiederverheirateten umgeht. „Wie macht Ihr das?“, lautete meine Frage. Und wie da in den Worten des Metropoliten all die große Offenheit und Weitherzigkeit orthodoxer Pastoral auf-

leuchtete, die zwar die Scheidung verurteilt, die Geschiedenen jedoch nicht abstößt und sogar „gemäß der Oikonomia“ eine Wiederverheiratung gestattet, das öffnete mir noch einmal einen ganz neuen Blick auf die Orthodoxie: Die Orthodoxie hält, so bin ich zutiefst überzeugt, viele Schlüssel in der Hand, die Probleme lösen können, die uns gerade als Katholiken heute noch unlösbar erscheinen.

Die abschließende vierte Szene hat in diesem Jahr stattgefunden. Ich bin im Moment in der Vorbereitung des 2. Ökumenischen Kirchentags tätig, 2010 hier in München stattfinden wird. Im Rahmen dieser Vorbereitung war ich eines Tages bei Vater Apostolos in der griechisch-orthodoxen Kirche in München mit den orthodoxen Seelsorgern der Stadt zusammen gekommen. Und so wie ich bei mancher katholischen oder auch evangelischen Pfarrei um die Mitwirkung hatte werben müssen, so sprudelten mir hier die Ideen der Beteiligung geradezu entgegen. Und wie ganz anders hier die Herangehensweise war, selbstbewusst und voller Freude. Und als ich so den Seelsorgern zuhörte, wurde mir deutlich, was es bedeutet, dass Ökumene immer mehr ist als das Gespräch zweier Partner. Und ich verstand, wie sehr gerade die Beteiligung der Orthodoxie die Ökumene in Deutschland vertiefen und aus bilateralen Engführungen herausführen kann. Der 2. Ökumenische Kirchentag könnte ein erstes Zeichen dafür sein.

Diese vier Szenen mögen zeigen, wie sehr der Kontakt zur Orthodoxie für mich persönlich zu einer großen persönlichen, spirituellen und theologischen Bereicherung geworden ist, für die ich zutiefst dankbar bin. Ich würde mir deshalb sehr wünschen, dass die Möglichkeiten des Kontakts zur Orthodoxie gerade in den Ausbildungseinrichtungen noch viel stärker in den Blick genommen werden, als das heute der Fall ist. Ich bin überzeugt, unsere Kirche könnte viel dadurch gewinnen.

„Europa atmet mit zwei Lungenflügeln“. Die Bedeutung der Ostkirchen für Europa*

Wir begehen in diesem Jahr die Erinnerung an zwei historische Daten, die das Gesicht und die Landkarte Europas nachhaltig geprägt haben: 70 Jahre nach dem Beginn des Zweiten Weltkriegs im Jahr 1939 und 20 Jahre nach dem Fall der Berliner Mauer 1989. Beide Ereignisse sind auch in meiner persönlichen Lebenserinnerung lebendig. Dazwischen habe ich als junger Gymnasiast 1945 die Stunde Null, den totalen Zusammenbruch erlebt, als nicht nur Deutschland, sondern ganz Europa in Trümmern und physisch wie moralisch am Boden lagen. Heutige Jugendliche können sich nicht mehr vorstellen, was es in dieser Situation für mich und viele meiner Altersgenossen bedeutete, als die Gründerväter Europas die Idee eines geeinten Europas formulierten. Sie wollten auf den Ruinen des Zweiten Weltkriegs ein geeintes Europa schaffen, das nach der menschenverachtenden Tyrannei des Nationalsozialismus und angesichts der damals realen Bedrohung durch den sowjetischen Kommunismus auf der Werteordnung des Christentums und den unveräußerlichen Menschenrechten aufgebaut sein sollte.

Freilich, damals war Europa durch Stacheldraht und Mauer zweigeteilt; bezeichnenderweise sprach man oft vom „christlichen Abendland“: Osteuropa war durch den „Eisernen Vorhang“ und die Berliner Mauer eine nur schwer zugängliche und politisch bedrohliche Welt. Die Geographie Osteuropas lernte ich als Bub auf eine geradezu perverse Weise, nämlich durch die Kriegsberichterstattung während des

* Der Text ist vorab in KNA-ÖKI 38-39 / 15. September 2009 erschienen (Dokumentation Nr. 16/2009) und wurde für den vorliegenden Abdruck noch einmal durchgesehen.



Zweiten Weltkriegs kennen. Im Geschichtsunterricht kam sie praktisch nicht vor. Später, als ich in den siebziger und achtziger Jahren oft in die damalige DDR, nach Polen, Ungarn, in die Tschechoslowakei und das damalige Jugoslawien kam, waren die dortigen Freunde daran interessiert, wie es „drüben“ aussieht und was „drüben“ los ist. Für sie hörte die Welt buchstäblich am „Tränenpalast“ an der Friedrichstraße in Ostberlin auf.

Erst relativ spät ging mir auf, dass der Osten eine eigene Welt und eine eigene alte und reiche, eine mit dem Westen verwandte, aber doch von ihm in vielem verschiedene Kultur ist und dass man unsere westliche Idee vom christlichen Abendland nicht einfach auf den Osten übertragen und ausweiten kann. Es galt ein – wenn man so sagen darf – christliches Morgenland zu entdecken. So fing ich an, die Geschichte Osteuropas zu studieren. Ich lernte – zunächst aus Büchern, dann durch Reisen und viele Begegnungen – die reiche Welt der Orthodoxie mit ihrer eigenen Kultur kennen und schätzen. Es ging mir auf, dass die Zweiteilung Europas, unter der wir im 20. Jahrhundert so gelitten haben, entscheidend durch das kirchliche Schisma mit verursacht war, dass wir Christen also in der Bringschuld sind und die Einheit Europas eine ökumenische Herausforderung ist.

Ich erzähle dies, weil es mir darauf ankommt, von Anfang an klar zu machen: Wenn wir heute über die Einheit Europas in Ost und West sprechen, müssen wir erst einmal verstehen, was mit Europa gemeint ist und was Ost- und Westeuropa bedeuten. Wir kennen uns viel zu wenig und müssen einander erst noch viel mehr entdecken, kennen und schätzen lernen. Auf beiden Seiten geistern auch heute, 20 Jahre nach dem Mauerfall, nach wie vor viele alt eingesessene Vorurteile und Klischees herum, im Osten von dem dekadenten, libertinistischen, gottlosen Westen, im Westen über den rückständigen Osten, der in einer archaischen Liturgie erstarrt ist und dem wir erst auf die Sprünge der Modernität helfen müssen. Diese Vorurteile sind in Ost und West alt, wir finden sie bereits im 19. Jahrhundert, einerseits bei den russischen Slawophilen und andererseits bei den westlichen Liberalen.

Sich von solchen Klischees frei machen heißt auch, dass wir uns frei machen müssen von einer einseitigen Mentalität des Helfens und Unterstützens, die oft verbunden ist mit Besserwissen und Bevormunden. Sie verletzt mehr, als dass sie Versöhnung und Freundschaft stiftet. Sicher, der Osten braucht unsere Hilfe, und Renovabis leistet sie vorbildlich, aber auch wir können vom Osten bereichert werden. Europa hat – nach einem von Papst Johannes Paul II. oft gebrauchten Bild – zwei Lungenflügel, und nur wenn beide zusammen atmen, ist Europa lebens- und überlebensfähig.

Um Europa in Ost und West besser zu verstehen, müssen wir uns zunächst etwas in die Geschichte vertiefen. Dies ist im europäischen Ost-West-Dialog besonders wichtig. Wir Westler leiden an einer schrecklichen Amnesie, an einem katastrophalen Geschichts- und Traditionsverlust, der Osten dagegen lebt – trotz der schlimmen Unterbrechung von 70 oder 40 Jahren ideologischer kommunistischer Diktatur – noch immer aus der Geschichte und er ist zunehmend stolz auf seine eigene kulturelle Identität. Wir Westler dagegen müssen uns sagen: Wer nicht weiß, woher er kommt, der weiß auch nicht, wer er ist, und er weiß noch weniger, wohin er gehen soll. Er ist orientierungslos und weiß daher auch nicht, was er mit dem unerwarteten Geschenk, das uns vor 20 Jahren zuteil wurde, anfangen soll.

I.

Fragen wir also zuerst: Was ist Europa? Europa ist kein geographisch abgrenzbarer Begriff (wie etwa Afrika, Australien oder Amerika); geographisch ist Europa ein Anhängsel und eine Halbinsel der riesigen Landmassen Asiens. Nicht umsonst spricht man von Eurasien. Wo also fängt Europa an und wo hört es auf? Gehört etwa die Türkei dazu? Europa lässt sich auch nicht ethnisch definieren; zu dem, was wir heute Europa nennen, gehören lateinisch-romanische, griechische, keltische, germanische, slawische, finno-ugrische und andere Völkerschaften mit einer unterschiedlichen Geschichte und mit höchst unterschiedlichen Sprachen und Kulturen.

Eines aber verbindet Europa: Wir finden überall, wohin wir auch kommen, das Kreuz, wir finden im Zentrum aller alten Städte Kathedralen. Europa steht auf der Grundlage einer gemeinsamen Kultur, welche in Griechenland und Rom grundgelegt und durch das Christentum geprägt wurde. Jerusalem, Athen und Rom haben Europa geprägt.

Europa hat historisch einen gemeinsamen Ausgangspunkt, der im 16. Kapitel der Apostelgeschichte präzise benannt wird. Paulus befand sich auf seiner zweiten Missionsreise in Kleinasien: Da erschien ihm in der Nacht ein Makedonier, ein Grieche also, der zu ihm sagt: „Komm herüber und hilf uns!“ Paulus versteht das als Wink des Heiligen Geistes, setzt nach Europa über und kommt nach Philippi, Thessaloniki, Athen, Korinth und schließlich als Gefangener nach Rom. Wenn wir der Apostelgeschichte folgen, dann ist der Weg des Christentums von Jerusalem nach Athen und Rom, den beiden Zentren der antiken Kultur, ein von der Vorsehung gewollter Weg.

Europa also – keine geographische und keine ethnische, sondern eine geschichtlich gewordene kulturelle Größe. Europa ist eine kulturelle Wertegemeinschaft und kann nur überleben, wenn es an seinen überkommenen humanen und christlichen Werten festhält. Wer sich freilich noch an die Diskussionen um die geplante europäische Verfassung erinnert, weiß, dass es damit nicht gut aussieht. Es ließ sich damals nicht er-

reichen, die Bedeutung der christlichen Tradition für die europäische Identität klar zu benennen. Man muss fragen: Ist Europa daran, sich selbst aufzugeben und sich selbst abzuschaffen?

Doch schauen wir uns diese Geschichte etwas genauer an! Sie ist keineswegs statisch, sondern von unglaublicher Dynamik und Vielfalt. Das Christentum kam aus dem Osten, und es hat sich zunächst im Osten des heutigen Europa ausgebildet und entwickelt. Ex Oriente lux! Alle alten Konzilien – Nizäa, Konstantinopel, Ephesus, Chalkedon – die die bis heute gültigen Grundlagen des gemeinsamen christlichen Glaubens definiert haben, fanden im Osten statt. Im Osten hat die Musik gespielt. Das Römische Reich, das im Westen in den Wirren der Völkerwanderung schon im 5. Jahrhundert untergegangen ist, hatte im Osten fast 1.000 Jahre länger Bestand, und es lebt in der Mentalität und im Kirchenrecht vieler orthodoxer Kirchenmänner und Theologen bis heute fort. Nach dem endgültigen Fall Ostroms (1453) gehörten Konstantinopel/Byzanz, Griechenland und der Balkan etwa 500 Jahre zum Osmanischen Reich. Auch diese lange Zeit ist nicht spurlos an der Kultur dieser Länder vorübergegangen. Nach dem Fall von Konstantinopel konnte Russland mit Moskau als „Drittes Rom“ zur orthodoxen Vormacht aufsteigen, als die es sich heute wieder verstehen möchte. Während Rom mit Konstantinopel 1.000 Jahre gemeinsame Geschichte hat, ist das Patriarchat von Moskau (endgültig anerkannt 1590) entstanden, als die Trennung längst vollzogen war. Das spürt man in den Beziehungen bis heute.

In Russland hat sich dann eine großartige Synthese (Symphonie) zwischen byzantinischem Erbe und slawischer Mentalität, zwischen Kirche und Nation und ihrer Kultur (nicht Kirche und Staat, wie es bei uns meist missverstanden wird) herausgebildet.¹ Man denke an die liturgischen Gesänge, die Ikonen, die Musik und an die Literatur, auf die man heute in Russland vielleicht gerade deshalb stolz ist, weil es dem russischen Volk, was die Ökonomie und das Sozial- und Gesundheitssystem

1 Vgl. dazu etwa Jelena W. Beljakowa: Der Begriff „symphonia“ in der russischen Geschichte. In: OST-WEST. Europäische Perspektiven 11 (2010), H. 1, S. 16–22.

angeht, wahrlich nicht gut geht. Schließlich: Durch die Emigration während des Kommunismus und danach finden sich heute orthodoxe Kirchen weltweit; sie sind keine reinen Ostkirchen mehr; es hat sich eine große orthodoxe Diaspora in Westeuropa, den beiden Amerikas und in Australien gebildet. Die Konsequenzen dieser Entwicklung und ihre Rückwirkungen auf die Mutterkirchen sind noch nicht absehbar.

Doch blicken wir jetzt auf den Westen! Er hat das Christentum – wie das Zweite Vatikanische Konzil zu Recht feststellte – von Anfang an in anderer Form aufgenommen. Der Westen dachte, anders als der Osten, nicht so sehr in metaphysischen und mystischen Kategorien, sondern in juristischen Ordnungskategorien. Die Schwäche und der rasche Verfall Westroms ermöglichten dem Bischof von Rom eine größere Freiheit und Unabhängigkeit. So kam es im Westen anders als im Osten nicht zu einer sakral überhöhten Symphonie von Kirche und Imperium, sondern zur Herausbildung von zwei unterschiedlichen und eigenständigen Ordnungssystemen. Das führte schon früh und dann vor allem seit der gregorianischen Reform im 11. Jahrhundert zur Auseinandersetzung um die „*libertas ecclesiae*“; in der Neuzeit dann zur Auseinandersetzung um die Freiheit des Staates von kirchlicher Bindung, die dann in die Säkularisierung einmündete.

Als in den Wirren der Völkerwanderung Ostrom dem Papst nicht helfen konnte, war Rom gezwungen, sich im Westen in den Franken neue Verbündete zu suchen. Für den Osten war dies Hochverrat, den uns die Griechen bis heute nicht ganz verziehen haben. Dieses neue Bündnis, das durch die Kaiserkrönung Karls des Großen im Jahr 800 symbolisiert wird, wurde zum Ausgangspunkt einer westlichen Eigenentwicklung, die man etwas romantisierend das „christliche Abendland“ nannte und nennt. Zweifellos ebenfalls eine – wenn man nur an die großen mittelalterlichen Kathedralen in Deutschland, Frankreich und England denkt – große Kultur, aber eine Kultur und ein Frömmigkeitsstil, die dem Osten zutiefst fremd geblieben sind. Fremd geblieben ist dem Osten weithin auch der große Kirchenlehrer und Lehrmeister des Westens, Augustinus.

Mit dem Ausdruck „fremd geworden“ ist der entscheidende Ausdruck gefallen. Die Trennung zwischen Ost und West ist das Ergebnis einer lange dauernden Entfremdung. Die Trennung kann darum nicht an einem bestimmten Datum festgemacht werden. Sie ist nicht mit dem Jahr 1054 anzusetzen, wo der päpstliche Legat Humbert von Silva Candida (übrigens ein Reformier!) und der Patriarch Kaerularius sich gegenseitig exkommuniziert haben. Das wurde damals von keiner Seite als Kirchenspaltung angesehen. Das Jahr 1054 ist eher ein symbolisches Datum. Es steht für die Entfremdung zwischen Ost und West, die sich in einem langen Prozess herausgebildet hat. Man verstand sich schon rein sprachlich nicht mehr, man lebte immer mehr kulturell, politisch und auch kirchlich in verschiedenen Welten – und tut dies teilweise bis heute.

Wenn man schon nach einem Datum für die Trennung sucht, dann ist es nicht 1054, sondern 1204, wo während des Vierten Kreuzzugs nicht Jerusalem, sondern Konstantinopel erobert, in barbarischer Weise verwüstet und viele Kirchen, liturgische Geräte, Reliquien u. a. profaniert wurden. Das haben uns die Griechen bis heute nicht vergessen, auch wenn inzwischen mehr als 800 Jahre vergangen sind. Seither gab und gibt es teilweise noch heute nicht nur Entfremdung, sondern leider teilweise bis heute auch einen abgründigen Hass und ein tief sitzendes Misstrauen gegen die „Lateiner“. Die Bildung von mit Rom unierten Ostkirchen zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert (z. B. durch die Union von Brest 1594) hat das Misstrauen nochmals neu geschürt. Das ist bis heute eine tief sitzende Wunde.

Das alles muss man wissen, wenn man von Ost- und Westeuropa spricht. Aber das alles ist nur die eine Hälfte. Ein zweiter Aspekt kommt hinzu. Obwohl Ost und West das Christentum von Anfang an in verschiedenen Formen aufgenommen haben und obwohl es schon im ersten Jahrtausend unterschiedliche Entwicklungen und viele Spannungen und auch Schismen gab, verstand man sich als die *eine* Christenheit und die *eine* Kirche. Ost und West verbinden vor allem das eine christliche Menschenbild, die unbedingte Würde jedes einzelnen Menschen und zugleich seine solidarische Einbindung in Familie, in das jeweilige Volk

und in die eine Menschheit. Sie treten darum ein für die Werte der Familie wie für gegenseitigen Respekt zwischen den Kulturen und Religionen, für Frieden in der Welt. Die grundlegenden Dogmen, besonders das Glaubensbekenntnis, sind gemeinsam, wir haben dieselben Sakramente, besonders die Eucharistie, wir haben das gemeinsame sakramentale Kirchenverständnis mit bischöflicher Verfassung und wir verehren viele gemeinsame Heilige, besonders die Gottesmutter Maria. Das sind tiefe Gemeinsamkeiten, welche die Kirchenspaltung zwischen Ost und West grundlegend von der westlichen Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts unterscheiden.

Dieses Bewusstsein der Gemeinsamkeit hielt sich bis ins hohe Mittelalter; die letzte Messe in der Hagia Sophia vor dem Fall von Konstantinopel (1453) wurde von Griechen und Lateinern gemeinsam gefeiert; ja selbst im 17./18. Jahrhundert gab es teilweise noch Sakramentengemeinschaft. Das alles blieb bestehen trotz der sich im zweiten Jahrtausend deutlicher herausbildenden Unterschiede im Primatsverständnis, in der Frage des Filioque-Zusatzes im Credo, in den neueren Mariendogmen u. a. Trotz dieser und anderer Unterschiede wussten sich Ost und West als *eine* Kirche, sie sind es auch heute, wenngleich nicht in voller Kirchengemeinschaft.

Diese Einheit in Verschiedenheit wird uns heute neu bewusst, sowohl politisch und kulturell als auch theologisch und ökumenisch. Die Kirchen haben erkannt: Die Integration Europas ist auch eine ökumenische Herausforderung. Es kann sich freilich bei dem einen Europa nicht um ein Einheitseuropa und bei der einen Kirche nicht um eine Einheitskirche handeln. Wir können auch nicht einfach in die Zeit vor der Trennung, d. h. ins erste Jahrtausend zurück. Es ist uns im dritten Jahrtausend eine *Einheit in der Verschiedenheit* aufgetragen, die ein geschichtliches Novum darstellt. Weder kann der Westen den Osten noch der Osten den Westen aufsaugen oder sich angliedern. Eine solche europäische Integration kann nicht ohne die Kirchen gelingen, welche die Kultur hüben wie drüben über Jahrhunderte entscheidend bestimmt haben. Die europäische Integration kann nur gelingen, wenn die Kirchen mit im Boot sind.

Die ökumenische Bewegung des 20. Jahrhunderts hat gegenüber dem über 1.000 Jahre dauernden Entfremdungsprozess einen Versöhnungsprozess eingeleitet. Es wächst nun wieder zusammen, was zusammen gehört. Wir können nur hoffen, dass die Versöhnung nicht ebenso lange dauert wie die vorhergehende Entfremdung.

II.

Wo stehen wir heute? Die Einheitsbemühungen haben nicht erst mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil begonnen. Schon im Mittelalter, auf dem Zweiten Konzil von Lyon (1274) und dem Konzil von Florenz (1439–1445) gab es solche Bemühungen, wenngleich unter politischen Vorzeichen, die schon damals nicht hilfreich waren und die heute nicht mehr die unsrigen sind. Wir müssen freilich zugeben: Die moderne ökumenische Bewegung war im Osten schon ein halbes Jahrhundert früher lebendig als in der katholischen Kirche. Bereits 1902 und 1920 hat der Ökumenische Patriarch Joachim III. je eine Enzyklika geschrieben und zu Versöhnung eingeladen. Er hat dies zu einer Zeit getan, da diese Fragen in Rom noch tabu waren, und 1948 waren die Orthodoxen dabei, als der Ökumenische Rat der Kirchen aus der Taufe gehoben wurde. Auch die Orthodoxie hatte und hat ihre großen ökumenischen Gestalten: den Philosophen Wladimir Solowjew, den Ökumenischen Patriarchen Athenagoras, den Metropoliten Nikodim von St. Petersburg, Vater Alexander Men und andere.

In Rom geschah der offizielle Wandel durch Papst Johannes XXIII., der zuvor als Apostolischer Delegat viele Jahre im Osten, zuerst in Bulgarien, dann in Istanbul, zugebracht hatte und dabei die Orthodoxie schätzen lernte.² Als sich 1964 Papst Paul VI. und der Ökumenische Patriarch Athenagoras in Jerusalem begegneten, war dies nach fünf Jahrhunderten die erste Begegnung zwischen einem Papst und einem ökumenischen Patriarchen. Solche Begegnungen und der Austausch

² Vgl. dazu auch Srećko Rimac: „Eine Kerze für Bulgarien“ – der selige Papst Johannes XXIII. und Bulgarien. In: OST-WEST. Europäische Perspektiven 10 (2009), H. 4, S. 295–300.

von Briefen sind inzwischen die Regel geworden. Am Vorabend des Abschlusses des Konzils wurden in einem feierlichen Akt gleichzeitig in Rom und in Konstantinopel die Exkommunikationen von 1054 „aus dem Gedächtnis der Kirche getilgt“:

Seither ist sehr vieles in Bewegung gekommen. Was schon heute möglich und wirklich ist, grenzt, wenn man die Geschichte kennt, fast schon an ein Wunder. Die gegenseitigen Besuche von Papst und Patriarchen und von hohen Delegationen wie der regelmäßige Austausch von Briefen zu den großen Festtagen sind die Regel geworden. Das bedeutet: Wir haben schon jetzt wesentliche Formen der Kirchengemeinschaft, wie sie im ersten Jahrtausend üblich waren, wieder aufgenommen. Nach diesem „Dialog der Liebe“ konnte 1980 durch eine gemeinsame theologische Kommission der „Dialog der Wahrheit“ aufgenommen werden. In der ersten Phase ging es darum, die gemeinsamen Grundlagen vor allem in der Eucharistie, den Sakramenten und dem Amtsverständnis festzuhalten. Wir haben festgestellt: Zwar sind die Wege hinüber und herüber schwer beschädigt worden und die Brücken teilweise zusammengebrochen, aber die Pfeiler haben standgehalten. Darauf kann man aufbauen.

Leider hat die politische Wende von 1989/90 den Dialog nicht wie erwartet einfacher gemacht, sondern in eine schwere Krise gestürzt. Die Kirchen sind mit dem Geschenk von 1989 schlecht umgegangen. Die durch Stalin brutal verfolgten katholischen Ostkirchen in der Ukraine und in Rumänien konnten aus den Katakomben hervorkommen und ins öffentliche Leben zurückkehren. Das hat bei den Orthodoxen alte Ängste und Vorhalte neu wach gerufen. Seither gibt es den noch immer nicht ganz verstummten Vorwurf des Uniatismus und Proselytismus. So wurde das Treffen in Baltimore 2000 zu einem Fiasko. Es war die schlimmste ökumenische Versammlung, die ich je erlebt habe. Dazu kamen erhebliche Verstimmungen mit Moskau nach der Errichtung von vier katholischen Diözesen in der Russischen Föderation (11. Februar 2002). So herrschte zunächst einmal Eiszeit.

Es bedurfte vieler geduldiger Gespräche, um das Verhältnis wieder ins Lot und die Gespräche wieder in Gang zu bringen. Schließlich konnten

wir 2006 in Belgrad und 2007 in Ravenna mit den Dialogen wieder beginnen. Das Ökumenische Patriarchat hat dankenswerterweise entscheidend mitgeholfen. Auch der Pontifikatswechsel zu Papst Benedikt XVI. im Jahr 2005 hat sich positiv ausgewirkt. So war Ravenna ein großer Erfolg. Erstmals konnten die Frage der universalen Kirche und die entscheidende Differenz, die Frage des Primats Roms, angegangen, wenngleich noch nicht gelöst werden. Es gelang aber, eine gute Grundlage für die weiteren Gespräche zu legen. Sie werden im Oktober 2009 auf Zypern auf der Grundlage eines Textes, der im letzten Jahr auf Kreta vorbereitet wurde, fortgesetzt werden. Dieses Mal wird auch Moskau wieder am Verhandlungstisch dabei sein. Man darf also hoffen. Das Thema auf Zypern wird lauten „Die Rolle des Bischofs von Rom in der universalen Kirche im ersten Jahrtausend.“ Wir wollen fragen, ob und inwiefern das gemeinsame erste Jahrtausend mit seiner Einheit in der Vielfalt ein Modell sein kann für die dritte Jahrtausend. Beide Seiten sind davon überzeugt. Um aber die Frage endgültig zu beantworten, müssen wir uns in den nächsten Jahren zuvor noch der schwierigen Frage zuwenden, ob wir über das zweite Jahrtausend mit dem Ersten und Zweiten Vatikanischen Konzil irgendeine Art von Konsens erzielen können. Dieser Härtestest steht uns noch bevor. Es wäre ein Wunder, wenn er gelänge.

Doch das, was wir in den letzten 50 Jahren schon erreicht haben, ist schon fast ein Wunder. Was heute möglich und wirklich ist, war ein ganzes Jahrtausend lang undenkbar. Dabei handelt es sich nicht nur um kirchenpolitische und theologische Spitzenbegegnungen und Spitzengespräche von hochrangigen Delegationen bei den Dialogen oder bei besonderen Ereignissen (Tod und Amtseinführung eines Papstes oder eines Patriarchen). Die Beziehungen sind inzwischen längst in die Breite gegangen und an die Basis vorgedrungen. Viele Diözesen haben Partnerschaften entwickelt, viele Freundschaften sind entstanden, unzählige Besuche finden statt. Renovabis und „Kirche in Not“ helfen, so gut sie nur können. Die orthodoxen Kirchen sind inzwischen auch bei uns in Westeuropa wie in den Vereinigten Staaten, in Kanada und in Australien präsent und unterhalten überall freundschaftliche und brüderliche Beziehungen mit der katholischen Kirche vor Ort.

Der Päpstliche Einheitsrat hat seit Jahrzehnten ein Stipendienprogramm entwickelt, auf Grund dessen junge orthodoxe Priester in Rom oder an anderen Orten des Westens studieren und promovieren und dabei unsere Kirche aus der Nähe kennen lernen können. Die Kirche von Griechenland lädt katholische Geistliche und Studenten zu Sommerkursen nach Athen ein. Die Orthodoxe Theologische Fakultät in Belgrad hat ein Partnerschafts- und Austauschprogramm mit der Lateran-Universität in Rom abgeschlossen. Darüber hinaus unterstützen wir Übersetzungen von grundlegenden theologischen Büchern und kulturelle Events sowohl in Moskau wie in Minsk und in Kiev.³

Ich könnte lange so fortfahren, um zu zeigen: Es ist eine neue Situation entstanden. Sie ist gewiss nicht vollkommen und alles andere als spannungsfrei, und sie kann es auch nicht sein. Aber es ist insgesamt die Situation eines geordneten und freundlichen Neben- und Miteinanders und einer sich anbahnenden Zusammenarbeit. Dafür können wir nicht genug dankbar sein. Daran gilt es nun konsequent weiterzuarbeiten.

Natürlich kann diese Zusammenarbeit nicht über die Köpfe der zahlenmäßig meist sehr kleinen katholischen Kirchen in den Ländern mit orthodoxer Mehrheitsbevölkerung hinweggehen. Es wird uns gelegentlich der Vorwurf gemacht, wir würden unsere katholischen Brüder und Schwestern auf dem Altar der Ökumene opfern. Das ist – auch wenn es immer wieder wiederholt wird – absoluter Unsinn. Das Gegenteil ist wahr. Es ist ein Ziel der ökumenischen Bemühungen, den katholischen Christen in diesen Ländern zu helfen. Das Verhältnis der orthodoxen Mehrheitskirchen zu den katholischen Minderheitenkirchen ist für uns der Lackmustest guter Beziehungen. Wir sagen unseren Partnern immer wieder: Wir im Westen helfen euch, wir stellen euch etwa Kirchen zur Verfügung, Renovabis und andere Einrichtungen unterstützen euch auch in euren Heimatländern; deshalb dürfen wir ähnliches auch von euch gegenüber den meist kleinen katholischen Kirchen im Osten erwarten. Und in der Tat, es ist in dieser Hinsicht in Russland inzwischen

3 Vgl. dazu auch die Ausführungen von Prof. Dr. Konstantin Sigov in diesem Band, besonders S. 129–132.

eine neue Situation entstanden, während in der Ukraine und leider neuerdings verstärkt wieder in Rumänien noch vieles zu tun ist.

III.

Fragen wir also: Wie kann es weitergehen? Dazu zuerst eine Aussage, die manche enttäuschen mag, die man aber – wie ich meine – realistischerweise machen muss: Man soll dem Geist Gottes gewiss keine Grenzen setzen; er ist immer wieder für Überraschungen gut. Menschlich betrachtet sollten wir uns aber in Bezug auf eine volle Kirchengemeinschaft zwischen Rom-Konstapel-Moskau keiner Naherwartung hingeben. Das könnte nur zu Enttäuschung, Resignation und Frustration führen. Die Geschichte von tausend Jahren lässt sich nicht kurzfristig umkehren.

Keine Kirche kann ihre verbindliche Tradition zur Disposition stellen, und im Osten begegnet die ökumenische Idee in vielen Fällen noch immer Vorbehalten, um nicht zu sagen: Widerständen; manchen dort ist Ökumenismus ein Schimpfwort und eine Superhäresie. Da ist noch viel Arbeit nötig. Aber auch in Rom muss sich noch manches bewegen. Rom muss sich fragen, ob es das für den Osten grundlegende Verhältnis zwischen Primat und Synodalität bzw. Kollegialität über das Zweite Vatikanische Konzil hinaus klären kann. Wer die darüber geführten Debatten während des Konzils kennt, weiß, wie schwierig das auf unserer Seite sein dürfte.

So werden wir aller menschlichen Voraussicht nach wohl noch einige Zeit nebeneinander leben, Gott sei Dank nicht mehr feindselig und auch nicht mehr sprach- und kommunikationslos, sondern in brüderlicher Verbundenheit als Schwesterkirchen im theologischen und geistlichen Austausch, indem wir voneinander lernen und einander bereichern können.

Ein zweiter Gedanke muss freilich hinzugefügt werden. Über den wichtigen theologischen Dialog hinaus können und müssen die Kirchen auf der Grundlage des bisher Erreichten auf vielen Feldern praktisch zu-

sammenarbeiten. Ost und West stehen gegenwärtig vor großen gemeinsamen Herausforderungen. Die moderne und postmoderne Säkularisierung hat das gemeinsame kulturelle Fundament Europas in Ost und West ausgehöhlt. Dabei ist die Säkularisierung nicht nur ein Problem des Westens; 70 bzw. 40 Jahre atheistische Politik, Erziehung und Propaganda sind im Osten nicht folgenlos geblieben. Der heutige Moskauer Patriarch Kyrill hat vor einigen Jahren gesagt, dass der Kommunismus für alle eine Warnung sein muss, wohin es führt, wenn man eine Gesellschaft ohne Gott aufbauen will. So müssen wir uns heute gemeinsam darum bemühen, Europa seine christliche Seele zurückzugeben. Die katholische Kirche und die orthodoxen Kirchen haben in der Ethik und in der Soziallehre weithin gleiche oder zumindest ähnliche Vorstellungen und können deshalb gut zusammenarbeiten. Das war auch das Thema eines interessanten gemeinsamen Kongresses im Mai 2006 in Wien. Themen waren die christlichen Grundlagen unserer Kultur, die Herausforderungen durch die Globalisierung, die Bedrohung durch neue Sekten und religiöse Indifferenz, was kann auf der Ebene der Familien, der Pfarreien, Klöster, Schulen, Universitäten und kulturellen Zentren geschehen, der Einfluss der christlichen Ethik in der Politik, Wirtschaft und in den Medien, der Dialog der Kirchen mit den anderen Religionen und humanistischen Bewegungen. Das ist ein weites Feld und ein Programm für viele Jahre.

Damit diese Zusammenarbeit effektiv gestaltet werden kann, müssten die bereits vorhandenen institutionellen Instrumente weiter ausgebaut und gegebenenfalls neue geschaffen werden. Es gibt auf katholischer Seite den Rat der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE) und auf Seiten der anderen Kirchen die Konferenz der Europäischen Kirchen (KEK). Beide arbeiten schon regelmäßig zusammen. Zu der Frage, ob und wie diese Zusammenarbeit intensiviert werden kann, liegen sowohl von Konstantinopel als auch von Moskau Vorschläge auf dem Tisch, die wir in den nächsten Wochen und Monaten diskutieren müssen.

Zur Zusammenarbeit in Europa kommt die gemeinsame weltweite Verantwortung für Frieden, Gerechtigkeit, Menschenrechte und Bewahrung der Schöpfung sowie die Abwehr eines ideologisch radikalisierten

gewaltbereiten Islamismus und Terrorismus hinzu. Zu nennen ist insbesondere die gemeinsame Sorge um die Situation und den Frieden im Nahen und Mittleren Osten. Wir sind besorgt über die starke Emigration besonders von jungen Christen, die in ihrer Heimat, die geistlich unser aller Heimat ist, keine Zukunft mehr sehen.

Einen dritten Punkt möchte ich noch andeuten. Es ist mehr eine Frage als eine These. Man hat schon gesagt, dass mit 1989 das kurze, durch Ideologien und Diktaturen bestimmte 20. Jahrhundert zu Ende gegangen sei nach dem langen 19. Jahrhundert, das von 1789, dem Jahr des Beginns der Großen Französischen Revolution, bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs 1914 und dem Ende des bürgerlichen Zeitalters dauerte. Die Frage ist: Was kommt jetzt im 21. Jahrhundert? Was wird Europa in der entgrenzten globalisierten Welt des neuen Jahrhunderts sein? Das Motto „Europa seine Seele zurückgeben“ ist zweifellos goldrichtig. Aber um ein bloßes Zurück zur vorrevolutionären und vortotalitären Welt kann es sich dabei nicht handeln. Die Weltkonstellation hat sich radikal verändert, und sie ist weiterhin in raschem Wandel begriffen. Niemand kann die Zukunft voraussehen, und doch müssen wir sie nach Kräften gestalten. Ich frage mich manchmal, ob Europa, ob die Kirchen und d.h. ob wir alle das Novum der Situation und die neuen Herausforderungen nach dem November 1989 und dem 11. September 2001 schon angemessen begriffen haben. Eines ist freilich gewiss: Es ist eine gemeinsame und damit eine ökumenische Herausforderung der Kirchen in Ost und West.

Ich komme zum Schluss. Jesus betete in seinem Abschiedsgebet um die Einheit seiner Jünger. Er fügte der Bitte „dass alle eins seien“ hinzu „damit die Welt glaube“. Die Einheit der Kirche ist kein Selbstzweck, sondern Zeichen und Werkzeug der Einheit und des Friedens in der Welt. Der Dienst an der Einheit der Kirche ist auch ein Dienst am Frieden in der Welt, für Europa und für das eigene Volk. Ökumene ist darum kein Luxus, der zum normalen kirchlichen und pastoralen Geschäft hinzukommt; sie ist vielmehr eine wesentliche und zugleich höchst aktuelle Verpflichtung der Kirche und aller Christen, schon heute alles gemeinsam zu tun, was wir gemeinsam tun können.

Orthodoxie im neuen Europa*

Einführung

Mit Blick auf die Zeiten, in denen sich das heutige Europa vollständig mit der Christenheit identifizierte, schrieb der Dichter Novalis (1772–1801): „Es waren schöne, glänzende Zeiten, wo Europa ein christliches Land war, wo *eine* Christenheit diesen menschlich gestalteten Weltteil bewohnte; *ein* großes gemeinschaftliches Interesse verband die entlegensten Provinzen dieses weiten geistlichen Reichs.“¹ Europa sieht heute freilich völlig anders aus, doch trachtet es nach der einstigen Einheit. Die heutige Welt, der im letzten Jahrhundert der Sinn geraubt wurde, benötigt mehr denn je am Anfang des neuen Jahrhunderts und des neuen Jahrtausends ein religiöses Bewusstsein und die Hoffnung darauf, dass Gott die Welt nicht verlassen hat, denn nur diese Hoffnung kann die geistige Leere füllen, die der moderne Mensch erlebt und die kein wissenschaftlicher oder technischer Fortschritt stillen kann.

Im Kontext des kulturellen Pluralismus, der die heutige Welt kennzeichnet, ist es vonnöten, sowohl den Dialog als auch die Gemeinschaft zwi-

* Der nachstehende Text bietet die vom Autor überarbeitete und stark erweiterte Fassung des Kongressvortrags. Dem Vortrag ging eine kurze Einführung in die Thematik „Orthodoxie und Europa“ von Metropolit Joseph (Pop), Metropolit der Rumänischen Orthodoxen Kirche für West- und Südeuropa, voran. Er hob darin hervor, die westliche Welt habe sich durch die Säkularisierung von Gott entfernt; besonders die Intellektuellen lebten so, als ob es Gott nicht gäbe. Hier sind nun die Christen gefordert, denn in dieser Situation liegt auch eine Chance. In einer Welt, die auf der Suche nach Sinn ist, können sie durch ihr Glaubenszeugnis Wege aus der geistigen Krise weisen. Eine wichtige Rolle – und damit leitete er zum Vortrag von Professor Achimescu über – könne dabei der Orthodoxie zukommen.

1 Novalis: Die Christenheit oder Europa. Ein Fragment. In: Werke in einem Band. München, Wien 1995, S. 526–544, hier S. 526.

schen Menschen, Völkern, Konfessionen und Religionen zu fördern. Der Dialog als Fähigkeit, dem anderen zuzuhören, ist eigentlich der Ausdruck eines gnädigen Zustandes. Bei Völkern spricht man übrigens immer mehr von einer „Kunst des Zusammenlebens“², einer Zivilisation des Dialogs, die ihr Überleben ebenso sichert wie das Überleben der Kulturen und Glaubensformen, mit denen sich diese identifizieren.

Immer mehr Stimmen sprechen von der Unvollständigkeit der politischen und wirtschaftlichen Einheit Europas. Da die Europäische Union (EU) über eine plurikulturelle und überstaatliche Struktur verfügt, muss sie sich um eine regionale, kulturell-geistige und überstaatliche Entwicklung bemühen, die ihr Wert und Dauerhaftigkeit verleihen wird und sie zugleich vor der Versuchung bewahrt, ein bloß politisches und wirtschaftliches Reich zu werden. Eine christliche Einheit und im weiteren Sinn eine weltliche Einheit anzustreben, sollte der Wunsch aller sein, die an das Zeugnis Jesu Christi glauben, „dass alle eins sein sollen“ (Joh 17,21), und daran, dass die ganze Schöpfung dazu berufen ist, Gottes Kirche zu werden. Diese Einheit sollte aber nicht „Globalisierung“ heißen. So wie dies heute verstanden wird, kann die Globalisierung die Einheit der Welt nicht sichern.

Orthodoxie und Europa

Die Orthodoxie wurde im letzten Jahrhundert im Westen infolge zweier großer historischer Umwälzungen bekannt: durch den Ersten Weltkrieg, gefolgt von der russischen Emigration nach Westen (besonders nach Frankreich), und durch das Ende des Kalten Krieges, gefolgt von den Konflikten im ehemaligen Jugoslawien und in der Sowjetunion. In der ersten Etappe wurde ein positives Bild von der Orthodoxie entworfen, dank einiger großer Namen der orthodoxen Theologie aus dem Exil, wie z. B. Nikolai Berdjajew (1874–1948).

2 Siehe Andrea Riccardi: Die Kunst des Zusammenlebens. Kulturen und Völker in einer globalisierten Welt (rumänische Übersetzung). Bukarest 2008.

In der zweiten Etappe jedoch hatte die Orthodoxie nicht mehr das gleiche Ansehen. Man kann diese Tatsache sehr unterschiedlich erklären, auch besteht bei jedem Versuch die Gefahr einer Verallgemeinerung. Zu den Gründen für dieses eher problematische Bild der Orthodoxie zählen der Konflikt zwischen der orthodoxen Kirche und der wiederentstandenen griechisch-katholischen Kirche sowie der Konflikt in Jugoslawien, der viel Polemik über die politische Instrumentalisierung der Orthodoxie hervorgerufen hat. Konzepte über die schon oft beschworene „byzantinische Symphonie“³ zwischen Kaiser und Kirche wurden in diesem Kontext aus „den Tiefen des byzantinischen Koffers“ hervorgeholt und politisch wiederverwendet. Zur wahren Wonne der Öffentlichkeit wurden dann Fernsehbilder von Ikonen gezeigt, die an serbischen Panzern hingen, oder Bilder von alten russischen oder ukrainischen Frauen, die das Porträt des Papstes mit Füßen traten, ohne dass Bilder aus den „Hinterhöfen“ der anderen am Konflikt beteiligten Parteien gezeigt wurden.⁴ So kam es zu einem einseitigen Zerrbild der Orthodoxie.

In den neunziger Jahren wurde das Religiöse in den ehemaligen kommunistischen Staaten Mittel- und Osteuropas als „der bevorrechtigte Ort“ zur Beobachtung „der langsamen Veränderungen der Gesellschaften“⁵ gekennzeichnet, es galt aber auch als Indikator für die Spannungen, die diese Gesellschaften erleben. In diesem Raum hat das Zusammenbrechen der autoritären und atheistischen Regime das öffentliche Bekenntnis des Glaubens ermöglicht, gleichzeitig jedoch zu einer Zunahme eines reichen religiösen und pseudoreligiösen „Angebotes“ und zur Entwicklung neuer religiöser und parareligiöser Bewegungen geführt (entsprechend den bekannten Regeln des „Psychomarktes“). Wie der Soziologe David Martin zeigt, fand in den orthodoxen Ländern „im Vakuum nach dem Kommunismus jede Form von Aberglauben eine begeisterte Kundschaft“⁶.

3 Vgl. dazu auch Jelena W. Beljakowa: Der Begriff „symphonia“ in der russischen Geschichte. In: OST-WEST. Europäische Perspektiven 11 (2010), H. 1, S. 16–22.

4 M. Bănică: Der Ort des anderen – Orthodoxie in der Modernität. Bukarest 2007, S. 65 f.

5 Patrick Michel: *Réligion et démocratie: nouvelles situations, nouvelles approches*. In: ders. (Hrsg.): *Réligion et démocratie – nouveaux enjeux, nouvelles approches*. Paris 1997, S. 10.

6 David Martin: *Rémise en question de la théorie de la sécularisation*. In: G. Davie, D. Hervieu-Léger (Hrsg.): *Identités religieuses en Europe*. Paris 1996, S. 42.

Europäische Kultur und Geistesleben haben christlichen Ursprung und sind von der Kirche geprägt. Es trifft natürlich zu, dass die Welt des Westens säkular und widerspruchsvoll ist. Einerseits spielen Rationalismus und sogar Atheismus eine große Rolle, und die Religion hat viel von ihrer früheren Bedeutung für das Funktionieren des sozialen Systems verloren. Andererseits war der Westen immer ein Raum uneingeschränkter Gewissens- und Religionsfreiheit. Aus dem Westen stammt auch das Modell einer freien Gesellschaft mit demokratischen Spielregeln und marktwirtschaftlichen Strukturen, das auch in Osteuropa nun immer mehr seine Früchte zu tragen beginnt. Wenn sich Religion in Freiheit manifestieren kann, wird daraus ein Element der Festigung, das die Liebe und Gemeinschaft (*communio*) zwischen den Menschen befördert.

Grundsätzlich ist die kulturelle Orthodoxie mit der westlichen Zivilisation nicht unvereinbar, solange letztere nicht den Anspruch erhebt, ein Zweck an sich zu sein. Trotz mancher Spekulation⁷ kann die Ursache für die Grenzziehung zwischen dem westlichen Europa und der Orthodoxie nur in der Tatsache liegen, dass die westliche Welt oft zu vergessen scheint, wie dringend auch sie einer Seele bedarf, die nicht das Ergebnis einer Zivilisation, einer philosophischen oder sozialen Lehre sein kann, sondern nur das Ergebnis eines authentischen Lebens in Christus; dies bedeutet ganz natürlich die Annahme des Evangeliums als Existenzweise in der Welt. Das ist eigentlich der Unterschied zwischen uns, den Christen des heutigen Europas, und den Anhängern anderer großer Weltreligionen: Wir denken als Christen, haben einen beeindruckenden Schatz von Ideen und Konzepten, doch mangelt es uns an einer authentischen christlichen Erfahrung und Lebensweise.

Konkret hat sich dazu der orthodoxe Erzbischof von Tirana und ganz Albanien, Anastasios (Yannoulatos), geäußert:⁸ Die zukünftige Orthodoxie muss „für die Evolution der neuen Verhältnisse, die von der Wis-

7 Hier sei besonders an die umstrittenen Thesen von Samuel Huntington („Clash of Civilizations“, 1993) erinnert, worin u. a. eine scharfe Grenzlinie zwischen westeuropäisch-lateinischer und osteuropäisch-orthodoxer Kultur postuliert wird.

8 Anastasios (Yannoulatos): Die Orthodoxie und die Probleme der zeitgenössischen Welt (rumänische Übersetzung). Bukarest 2003, S. 239 f.

senschaft, Kunst und Technologie geschaffen wurden, offen bleiben“ und zugleich „bereit sein, die in der Zukunft erscheinenden Kommunikations-Codes zu begreifen und anzuwenden“, denn „der Ort der Orthodoxie liegt nicht am Rande der Geschichte, sondern ... in der Avantgarde des Fortschritts.“ Andererseits muss der orthodoxe Gläubige von heute immer für den Dialog mit Menschen verschiedener religiöser und philosophischer Überzeugungen offen sein, um „die Wahrheit in Liebe zu sagen“ (Eph 4,15). Der rumänische orthodoxe Ethos bekundet einen tiefen Respekt gegenüber der Einzigartigkeit und Freiheit des anderen, ungeachtet dessen, was der andere glaubt oder ob er überhaupt an etwas glaubt. Fanatismus, Xenophobie und Verwandlung des kirchlichen Ethos in ideologische Konstruktionen haben nichts zu tun mit dem Freiheitsgeist der Orthodoxie.

Die Verbindung zwischen der Orthodoxie und Europa bilden heute am besten die zahlreichen orthodoxen Gemeinschaften, die in den letzten Jahrzehnten entstanden sind. Aus theologischer Perspektive entdeckt die Orthodoxie darin ihre Universalität, dass sie alle nationalen Egoismen und die daraus herrührenden Gefahren überschreitet.⁹ Somit sind die Orthodoxen in Westeuropa dazu berufen, zwischen der historischen Orthodoxie und der zur Zeit vorherrschenden westlichen Kultur zu vermitteln und gleichzeitig der orthodoxen Kirche zu helfen, im Westen bekannter zu werden, um damit allen Suchenden einen gangbaren Weg zur Erlösung anzubieten. Auch in kultureller Hinsicht bauen diese Gemeinschaften dauerhafte Brücken zwischen dem Mutterland und den gastgebenden Ländern, denn die orthodoxe Präsenz in Westeuropa ist in den letzten Jahrzehnten stark gestiegen. Ein Beispiel dafür: Mit ungefähr 1,5 Millionen Gläubigen sind die Orthodoxen heute die drittgrößte Konfession in Deutschland.¹⁰

9 Siehe Boris Bobrinsky: La diaspora orthodoxe en Europe occidentale. Un pont entre les deux traditions de l'Europe? Supplément au SOP 247 (April 2000).

10 Statistische Daten hat Nikolaj Thon bereitgestellt: Kirche im Wachstum. Eine statistische Analyse der orthodoxen Kirche in Deutschland. In: KNA-ÖKI 21/22 (18. Mai 1999), S. 5–11; 23 (1. Juni 1999), S. 5–13.

Die Wiederherstellung der politischen und wirtschaftlichen Einheit Europas ist kein einfaches Unterfangen. Oft reichen die von der EU in Brüssel vorgegebenen Richtlinien nicht aus, auch nicht – auf kirchlicher Ebene – die Erklärungen der Konferenz Europäischer Kirchen in Genf (KEK). Es fehlt etwas viel Wichtigeres, nämlich eine gründliche und wirkungsvolle Aktion von unten nach oben, vom Lokalen zum Zentralen. Nur gemeinsam können die Kirchen Europa wieder als einen christlichen, toleranten, aber dennoch seiner Identität bewussten und verantwortungsvollen Kontinent definieren. Und das nicht nur Europa zuliebe, sondern vielmehr Christus zuliebe.

Die Aufgabe der orthodoxen Kirche im neuen Europa

Was kann die Orthodoxie zur Durchsetzung einer christlichen Identität in Europa beitragen?

Die orthodoxe Kirche kann eine Chance für die heutige europäische Gesellschaft sein, die von Individualismus und Verdrängung religiöser Institutionen gekennzeichnet ist, weil das religiöse Gedächtnis und die christliche Tradition, die in der Orthodoxie eine wesentliche Rolle spielen, einen entscheidenden Bestandteil der gemeinsamen christlichen europäischen Tradition darstellen. Ob diese Chance wahrgenommen wird, hängt letztlich nicht nur von der orthodoxen Kirche ab, sondern auch von der Einstellung des Westens gegenüber der Orthodoxie. Es gibt viele kulturelle Vorurteile und Stereotype, die nicht nur in verschiedenen westlichen Medien zu finden sind, sondern auch in den Analysen bekannter Religionssoziologen. Alle laufen letztlich darauf hinaus, die orthodoxe Welt in einem parallelen Raum neben dem übrigen Europa anzusiedeln, der sich zivilisatorisch angeblich wesentlich vom übrigen Europa unterscheidet. Vater Dumitru Stăniloae (1903–1993), der als der größte orthodoxe Theologe Rumäniens des 20. Jahrhunderts gilt, hat diese Wahrnehmung einiger Vertreter der westlichen Gesellschaft gegenüber den orthodoxen Ländern Europas geahnt, als er mit vollem Recht behauptet hat: „Europa ist eine Symphonie und nicht ein homophoner Gesang.“ Unglücklicherweise wird die Zahl der Europäer, die die Geduld und Fähigkeit haben, eine Symphonie in ihrer Gesamtheit zu hören, immer geringer.

Die Geschichte der orthodoxen Kirche zeigt beispielhaft, was die EU sein könnte: Sie bildet eine *einzig*e Kirche, die sich in *vielen lokalen Kirchen* manifestiert. Die lokale Kirche umfasst in ihrer Identität Elemente, die auch für die Nation, Kultur und die Sprache des betreffenden Volkes spezifisch sind.¹¹ Die göttliche Offenbarung und die christliche Taufe hatten keineswegs die Uniformierung der Schöpfung und die Abschaffung der natürlichen und historischen Vielfalt der Welt im Sinn. Der Sinn der Taufe besteht in der Abschaffung der Sünde derer, die getauft wurden, und nicht in der Abschaffung der Identität der Getauften. Seit der Annahme des Christentums sind die verschiedenen Völker das, was sie immer waren: unterschiedliche menschliche Gemeinschaften, die eine eigene Nationalität, eine eigene Sprache, ein eigenes Bewusstsein, eine eigene Kultur und Tradition haben.¹²

Bis heute gründet Europa vor allem auf wirtschaftlich-finanziellen und politischen Interessen. Damit wurden allein die Primärbedürfnisse der Menschen befriedigt, ohne dass Spannungen, Konflikte und Krisen verschwunden sind. Entsprechend der Maslowschen Pyramide¹³ bildet dies das *niedrigste* Niveau der menschlichen Bedürfnisse, das wichtig ist, aber nicht ausreicht. Wichtig ist das *zweite* Niveau, das intellektuelle, das die Europäer auch nicht ganz erreicht haben. Notwendig ist schließlich das Erreichen des *dritten* Niveaus, das im größten Teil Europas fehlt: das metaphysische, geistige und seelische. Ohne dieses Niveau vernachlässigt das heutige Europa Gott oder verhält sich, als ob er nicht wäre. In diesem Kontext muss die Kirche zeigen, dass sie die Menschen durch Liebe und Gemeinschaft mit Christus zusammenführt. Das Modell der christlichen Einheit stammt von dem Wunsch und dem Ziel der Kirche, die vollkommene Einheit zu gründen, die bei weitem nicht Verschmelzung heißt, sondern Kommunion in Wahrheit und Liebe bedeutet. Dieser Weg hat keine Alternative: Es ist der Weg der Kirche Christi.¹⁴ Dieses Bild

11 Vgl. D. Abrudan: Die Kirchen und die Weltkirche. In: Studii teologice 30 (1978), Nr. 5–8, S. 5.

12 Ebd., S. 6.

13 Nach dem US-amerikanischen Psychologen Abraham Maslow („Maslowsche Bedürfnispyramide“, 1943).

14 Siehe die gemeinsame Erklärung von Patriarch Teoctist und Papst Johannes Paul II. In: Orthodoxie 53 (2002), Nr. 3–4, S. 7.

der Kirche, die Gläubige aus vielen Orten, Zeiten und Völkern umfasst, die durch den Glauben an Christus vereinigt sind, muss ein Anhaltspunkt für die Einheit der Völker und die Einheit Europas sein.

Wenn die Orthodoxie der alten christlichen Einheit treu bleibt, kann sie für die Wiedergewinnung der zukünftigen Einheit offen werden. Von der Last des kommunistischen Regimes befreit, das in fast allen orthodoxen Ländern herrschte, wird sie sich nicht mehr ausschließlich in die Vergangenheit richten, sondern verstärkt in die Zukunft blicken.¹⁵

Die orthodoxe Kirche hatte großen Einfluss auf die Herausbildung der europäischen Zivilisation. Die griechischen Kirchenväter der ersten Jahrhunderte konnten eine harmonische Synthese der Prinzipien des europäischen Geistes vollziehen; die orthodoxe Kirche fördert auch heute noch diesen Geist der patristischen Tradition. Die Orthodoxie hat durch ihre klare Traditionslinie eine direkte Verbindung zum ursprünglichen Inhalt des europäischen Geistes bewahrt. Dieser Geist ist auch heute noch vorhanden, auch wenn das atheistische Regime seinen Glanz verringert hat.¹⁶

Im Zusammenhang mit der Integration der orthodoxen Kirchen in die EU beschreibt Metropolit Damaskinos (Papandreou) aus der Schweiz ein Phänomen, das auf den ersten Blick ein Paradoxon zu sein scheint: Die demokratische und pluralistische Struktur der orthodoxen Ekklesiologie entwickelte sich in einigen Ländern mit einem stark zentralisierten staatlichen Aufbau, während sich die zentralistische Struktur der katholischen Kirche innerhalb des staatlichen Pluralismus bildete. So ist es möglich, dass die neue ekklesiale Realität, die heute in Westeuropa entsteht, wo die orthodoxen Gemeinschaften lernen, ihren Glauben und die gemeinschaftliche Erfahrung in der westlichen Gesellschaft zu leben und zu bekennen, zur Annäherung der beiden ekklesiologischen Konzeptionen führt und auf diese Weise das neue vereinigte Europa gestärkt wird.

15 Vgl. dazu auch Bartholomaios I., Ökumenischer Patriarch von Konstantinopel: *Biserica și problemele lumii de azi. Vocația universală a Ortodoxiei* (Die Kirche und die Probleme der heutigen Welt. Die universelle Berufung der Orthodoxie). Iași 1997, S. 121.

16 Damaskinos (Papandreou): *Kirche, Gesellschaft, Welt*. Iași 1998, S. 41.

Heute sind Slogans wie „Europa endet, wo die Orthodoxie beginnt“, überwunden, und die orthodoxen Christen in Europa sind sich ihrer Aufgabe neben den anderen Christen Europas bewusst: Es geht um die Bewahrung des christlichen und geistlichen Ideals. Ein Beispiel dafür bietet der Aufruf des griechisch-orthodoxen Metropoliten von Deutschland Augustinos in seinem Pastoral Schreiben von 1999 an Europa, worin es ihm um die Wiedergewinnung der christlichen Tradition geht.¹⁷ Ein weiteres Beispiel hat uns Kardinal Christoph von Schönborn gegeben, der anlässlich des ökumenischen Empfangs am Anfang des Jubiläumsjahres 2000 in Wien ganz offen betonte: „Ohne Orthodoxie ist Europa nicht vollständig“¹⁸. In dieser Hinsicht muss auch die Behauptung des großen englischen Historikers Sir Steven Runciman verstanden werden, der kurz vor Ende des 20. Jahrhunderts sagte, das nächste Jahrtausend werde „das Jahrtausend der Orthodoxie“ sein, und zwar in dem Sinne, dass die orthodoxen Kirchen nach außen heraustreten und die religiöse christliche Landschaft der Welt ergänzen.

Was bringt die Orthodoxie Neues?

Die Pariser Zeitschrift „Esprit“ befasste sich in ihrer Ausgabe vom März/April 2007 (Nr. 333) mit dem äußerst aktuellen Thema „Bedeutung der Religion in der heutigen Welt“, besonders in Europa. Im Vorwort „Europa am Ende der Säkularisierung“ stellt Jean-Louis Schegel, Herausgeber dieses Themenheftes, fest, dass die aktuelle Konstruktion Europas mit dem Wegbrechen eines seiner Grundsteine – der Kirche – in sich zusammenfällt. Andere Teile der Welt hingegen seien in religiöser Hinsicht äußerst vital. Im weiteren Verlauf des Heftes wird wiederholt die berühmte Formulierung „Europa atmet mit zwei Lungenflügeln“ erwähnt, die Papst Johannes Paul II. gerne benutzt hat. Die Herkunft dieses Bildes ist unsicher, doch vieles spricht dafür, dass es aus der ostkirchlichen Welt stammt. Eng verbunden ist es mit der ge-

¹⁷ Beitrag in: KNA-ÖKI, Dokumentation 5 (13. April 1999).

¹⁸ Kardinal Christoph von Schönborn: Ohne Orthodoxie wäre Europa „nicht vollständig“. In: KNA-ÖKI 4 (18. Januar 2000), S. 6.

schichtlichen Auseinanderentwicklung von „West“ und „Ost“, die bereits mit der Teilung des Römischen Reiches 395 einsetzte.

Wenn man die Orthodoxie als einen der beiden „Lungenflügel“ Europas betrachtet, ist natürlich zu fragen, welche Bedeutung sie für Europa hat. In der Erlösungsgeschichte hat nicht nur jeder Mensch, sondern jedes Geschlecht an sich seine eigene, einmalige Berufung. Jeder kennt die Rolle des jüdischen Volkes, das die alttestamentarische Offenbarung von Gott erhalten hat. Später hat dann der griechische Kultur- und Sprachraum zur Formulierung der christlichen Dogmen beigetragen. Von den Römern hat die Kirche juristische Normen und Strukturen übernommen. Die Spanier haben durch die Entwicklung der Inquisition, deren negative Seiten gewiss nicht geleugnet werden sollen, im Mittelalter dazu beigetragen, die Reinheit des Glaubens zu fördern. Die Reformation hat dann die Untrennbarkeit des Glaubens von der Moral gepredigt. So hat jedes Zeitalter auf seine Weise zur Entwicklung des Glaubens beigetragen.¹⁹ Kardinal Tomáš Špidlík räumt allerdings ein, dass gerade die *tieferen Einstellung zur Person* in den rationalen, juristischen und moralischen Formeln Westeuropas fehlt. In dieser Hinsicht ist die orthodoxe Anthropologie, wie Grigorios Larentzakis bemerkt hat, der absoluten anthropozentrischen Autonomie des Westens entgegengesetzt. Als Geschöpf Gottes, dessen Sinn darin besteht, zur Ähnlichkeit mit Gott zu gelangen, kann der heutige Mensch *nicht* als ein Individuum gesehen und als ein sich selbstgenügendes Subjekt verstanden werden, das ausschließlich mit seiner vergänglichen Existenz beschäftigt ist. Diese Fehlhaltung verlangsamt vielmehr den Rhythmus der europäischen Zivilisation; letztlich wird der Mensch in der krankhaften und konfusen Technologie der modernen Elektronik untergehen.

Demgegenüber zeichnet die Orthodoxie die besondere Aufmerksamkeit für die Gemeinschaft zwischen den Menschen aus. Der Mensch braucht den Dialog und die Gemeinschaft, er kann nicht in der Isolation leben, zu der er von der postmodernen individualistischen Gesell-

¹⁹ Vgl. hierzu Tomáš Špidlík: *Miscellanea I. La originile Europei* (rumänische Übersetzung). Târgu Lăpus 2006, S. 131.

schaft gezwungen wird. Die Orthodoxie legt Wert nicht nur auf die Förderung der zwischenmenschlichen Beziehungen, sondern auch auf die persönliche Kreativität in den Beziehungen zu den anderen. Der Ökumenische Patriarch Bartholomaios I. erklärte dazu 1994 vor dem Europäischen Parlament: „Die von den europäischen Völkern gewünschte Einheit kann nur als Einheit in Gemeinschaft (*communio*) vollzogen werden, wenn sie zu einem erfüllten Leben führen soll.“²⁰

Man sagt, der Westen sei aktiv wie Martha im Evangelium, der Osten hingegen kontemplativ wie Maria. Dieser Vergleich ist jedoch im Hinblick auf die zahlreichen sozialen Aktivitäten der Rumänischen Orthodoxen Kirche äußerst fragwürdig. Nun darf die Neigung des Menschen zur Kontemplation weder im Osten noch im Westen infrage gestellt werden. Religiöse Menschen mit einer Neigung zum kontemplativen Leben fühlen sich, wie Tomáš Špidlík betont, eher zu einem geistlichen Leben berufen als ihre Mitmenschen.²¹ Aber auch der Mensch, der inmitten der modernen Technik lebt, wird der von ihm erzeugten Überfülle müde und fragt sich immer öfter nach dem, was er sich für sein Leben wünscht und worauf sein Leben letztlich ausgerichtet ist. Das ist auch der Grund dafür, dass sich viele junge Menschen fernöstlichen Heilslehren zuwenden.

Hinsichtlich der Kontemplation behauptete Philon von Alexandrien bereits im 1. Jahrhundert, dass jeder Mensch im alltäglichen Leben Momente der Aktion und der Kontemplation habe. Vor diesem Hintergrund ist die Liturgie nichts anderes als eine „Aktion“, die als einzigen Zweck die Kontemplation hat. Für den orthodoxen Christen ist die östliche christliche Liturgie eine wunderbare, vom Christentum verklärte Blume der Weltkultur. Gott offenbart seine Erhabenheit auf sichtbare Weise. Das erklärt die Tatsache, dass die Liturgie „wesentliche Liturgie“ genannt wird in dem Sinne, dass sie Dogma und Kult vereint, die im Kirchenbewusstsein untrennbar sind.

²⁰ Bartholomaios I. (wie Anm. 15, oben S. 91), S. 65.

²¹ Špidlík (wie Anm. 19, oben S. 93), S. 107.

In letzter Zeit lässt sich eine besondere Beliebtheit von *Ikonen* beobachten. Es besteht eine hohe Nachfrage, viele Maler fertigen Kopien an. Diese besondere Form der Malerei will vor allem die Bildhaftigkeit der Botschaft vermitteln, besonders weil wir in einer „Zeit der Bilder“ leben. Heute lesen die Menschen nicht mehr so viele Bücher, sie sehen eher fern. Anzeigen und Werbetafeln verwenden kaum mehr Schrift, sondern ganz überwiegend Bilder. Leider gibt es viele Menschen, die die Bedeutung der Bilder nicht verstehen, und die Künstler ihrerseits bemühen sich nicht, in ihren Kunstwerken geistliche Wahrheiten auszudrücken. Folglich haben auch die Ikonen ihren heiligen Charakter verloren. In diesem Zusammenhang kann man die Aussage der Ikonen als eine Stimme in der Wüste betrachten, die leider ohne Echo bleibt.

Der heutige Mensch kann die „wissenschaftliche“ Denkweise nicht ablehnen, ohne das Risiko der Verleugnung der eigenen Kultur einzugehen. Jedoch gibt es jenseits des wissenschaftlichen Wissens, wie Špidlík hervorhebt,²² die religiöse Erkenntnis. Der große russische Philosoph Wladimir Solowjew (1853–1900) träumte immer von einer Synthese der drei Erkenntniswege für den modernen Menschen, die in der aktuellen europäischen Zivilisation getrennt existieren, der empirischen, metaphysischen und mystischen Erkenntnis. Leider kommunizieren Wissenschaftler, Philosophen und religiöse Mystiker immer weniger miteinander, auch wenn sie sich auf der Suche nach der gleichen Wahrheit befinden.

Im Vorwort zu Wladimir Zielinskys²³ „Jenseits des Ökumenismus“ schreibt der bedeutende orthodoxe Theologe Olivier Clément, dass „die Erhabenheit der Orthodoxie“ eben in ihrer ständigen Demütigkeit besteht: Diese geht von *metanoia* aus, von der „Rückkehr zum Geist und zum Herzen.“²⁴ Die orthodoxe Tradition hat immer versucht, den Sinn des Mysteriums mit dem des Lebens in Einklang zu bringen. Im Unterschied zur lateinischen Tradition beschäftigt sie sich nicht vorwiegend mit Erläuterungen oder Definitionen; vielmehr führt ihre Sprache

22 Ebd., S. 132 f.

23 Wladimir Zielinsky: *Jenseits des Ökumenismus*. Bukarest 1998.

24 Olivier Clément: Vorwort zu Zielinsky (wie Anm. 23), S. 11.

mehr zum Schweigen und zur Gemeinschaft. Sie konzeptualisiert nicht, sondern „entkonzeptualisiert“ das Dogma durch Schweigen, durch Negation und Antinomie und erhebt nicht den Anspruch, dass sie das Geheimnis, das Mysterium verstanden hat, sondern führt den Geist zur Selbst-Überwindung in einen nüchternen Ekstase- und Verehrungszustand. Die Ikone entdeckt ihren eigenen Weg zu Gott, einen Weg, auf dem das Wort zwischen Schweigen und Lobpreisen angehängt zu sein scheint und zur „Verherrlichung“ wird und „von der Schönheit“ nicht getrennt werden kann.²⁵

Die Orthodoxie ist nach Zielinsky die „Religion des Herzens“, eine Religion, die eine lehrmäßige und liturgische „Vernunft“ hat, eine Vernunft, die keinesfalls Trennungen zwischen dem Gefühlten und dem, was erkannt wird, duldet, oder zwischen dem, was durch Schweigen gelobt wird, und dem, was durch Riten, Gesten und Worten gelobt wird. Genauso hat es schon Blaise Pascal im 17. Jahrhundert formuliert: „Das Herz fühlt Gott und nicht die Vernunft. Und das ist der Glaube: der Gott, der vom Herzen und nicht von der Vernunft gefühlt wird.“²⁶ Papst Johannes Paul II. sprach mit Recht davon, dass die „Politik des Evangeliums die Transzendenz des Menschen ist“ und „die Kirche ... heute keine Reformatoren, sondern Heilige (braucht)“.²⁷ Der Heilige der Zukunft wird „ein Heiliger der Einheit“ sein, der seiner Kirche treu ist, aber der in einer so großen Vertrautheit mit Gott lebt, dass jede Opposition, gleich welcher Art diese sei, abgeschafft ist.²⁸

In ihrer Beziehung zum neuen Europa kann sich die Orthodoxie auf ihre Erfahrungen mit dem Islam berufen. Über Jahrhunderte durchlebten die Orthodoxen bald glückliche Zeiten, bald schmerzvolle Zeiten während des Zusammenlebens mit dem Islam, und diese Erfahrungen können im neuen Jahrtausend hilfreich sein. Europa sollte also nicht eine Art „christlicher Klub“ werden, sich aber immer bewusst sein, dass das Christentum auch künftig seine Seele ist.²⁹

25 Ebd., S. 11 f.

26 Zielinsky (wie Anm. 23, oben S. 95), S. 112.

27 Ebd., S. 10.

28 Ebd., S. 20.

Die Säkularisierung – eine große Herausforderung für die europäische Orthodoxie

Die aktuelle Gesellschaft ist von einer gewissen Mehrdeutigkeit geprägt. Diese Mehrdeutigkeit des Modernismus und Postmodernismus hängt unmittelbar damit zusammen, dass die Menschen immer weniger die Wurzeln und damit die eigentliche Grundlage der Freiheitsidee verstehen. Der Modernismus hat die menschliche Vernunft zu einer grenzenlosen Emanzipation geführt, und es besteht nach den Worten von Papst Benedikt XVI.³⁰ das Risiko, dass sie – die Vernunft – selbst unvernünftig wird. Leider liegt das Ideal des Modernismus in der völligen Autonomie dieser Vernunft, einer sich selbstgenügenden Vernunft, die von ihren Quellen vollkommen abgetrennt ist und damit zugleich unmenschlich und schöpfungsfreudlich wird. Obwohl sie das Ergebnis der europäischen Geistesgeschichte ist, muss eine solche Vernunft als „post-europäisch“ und sogar „anti-europäisch“ bezeichnet werden, da sie nicht mehr auf dem Respekt vor Gott und auf den Werten gründet, die aus dem Christentum stammen. Es handelt sich um eine Vernunft, die ausschließlich die Rechte der Menschen, des Individuums und nicht auch die Rechte Gottes in Betracht zieht.

In Anlehnung an eine Aussage des protestantischen Theologen Rudolf Bultmann – „ein nicht-christlicher Staat ist im Prinzip möglich, ein atheistischer Staat jedoch nicht“³¹ – befürchtet Benedikt XVI., die westliche Gesellschaft rücke dieser Erfahrung immer näher. Seiner Meinung nach kann eine solche Gesellschaft langfristig nicht stabil bleiben, eben weil Gott aus ihrem Leben ausgeschlossen ist. Eine solche Gesellschaft wird sich „zur Tyrannei öffnen, wenn sie zu müde für die Anarchie ist.“³²

29 Dazu Yannoulatos (wie Anm. 8, oben S. 87), S. 123–151 (Kapitel „Der Dialog mit dem Islam“).

30 Siehe Kardinal Joseph Ratzinger: Europa – ein Erbe, das die Verantwortung der Christen voraussetzt. In: ders./Damaskinos, Metropolit der Schweiz: Das christliche Erbe Europas (rumänische Fassung). Iași 1998, S. 25 f.

31 Vgl. Rudolf Bultmann: Das Evangelium des Johannes. Göttingen 1957, S. 511.

32 Vgl. Ratzinger (wie Anm. 30), S. 19, 28 f.

Auch wenn der durch Macht erzwungene Mechanismus zusammengebrochen ist, sind der praktische Atheismus und der Materialismus im heutigen Europa äußerst präsent. Ohne dass diese den Menschen heute zugemutet werden, verführen sie den heutigen Europäer dazu, so zu leben und sich zu verhalten, als ob es Gott nicht gäbe. Zugleich wird eine besondere Form von religiöser Erfahrung gesucht, die jedoch nichts mit dem Evangelium zu tun hat. Folglich steht das heutige Europa vor der Herausforderung, eine neue Option für Gott zu wählen, damit es nicht von Materialismus, Kommunismus und Sinnleere verschlungen wird.

Heutzutage gibt es ein hedonistisches, manchmal seltsames Streben nach materiellem Wohlstand und Komfort, eine fast schon zwanghafte Beschäftigung mit der physischen Schönheit und zugleich eine Angst vor Alter und Tod. Das Leben und die geistlichen Anliegen wurden ersetzt von der Obsession für Geld, von dem fast unkontrollierbaren Verlangen nach Unterhaltung und von der Tyrannei der Mode als Mittel, sich von den anderen zu unterscheiden oder diesen ähnlich sein.

Die Krankheit der Säkularisierung hat die Denkweisen und die Traditionen der europäischen Völker sowie das Verständnis für Familie, Liebe, Sexualität und besonders das Verhältnis zum Tod und zur Ewigkeit verändert. Das christliche Erbgut bietet für viele Europäer keinen Anhaltspunkt mehr für das Leben, sondern ist etwas Überholtes, das mit dem Profil des „modernen Menschen“ nichts mehr gemein hat. Die gefühlsmäßige und intellektuelle Leere in einer Gesellschaft, die nur von der Ideologie des Marktes und der Quote beherrscht wird, erzeugt einen großen Mangel an Motivation und eine fürchterliche Langleweiligkeit, die von einer narzisstischen „Kultur“ begleitet wird, der immer mehr Menschen zum Opfer fallen, indem sie sich auf Illusionen und Trugbilder verlassen.³³

Auch und besonders in der Kultur hat der europäische Geist schon früh die mittelalterlichen Denkweisen, die ausschließlich auf „das große Lob

³³ Th. de Koninck: Die neue Ignoranz und das Problem der Kultur (rumänische Übersetzung). Timișoara 2001, S. 23.

Gottes“ (*ad maiorem Dei gloriam*) ausgerichtet waren, abgelegt. Viele Kunstwerke und -stile wurden seither geschaffen, die ästhetischen Kriterien genügen, während moralische Maßstäbe unbeachtet blieben. Die Verachtung der moralischen Werte führte in Europa zu einem offensichtlichen Verlust der Werte. Die Kunst beispielweise, deren Berufung es war, Gott und seine Schöpfung zu loben, „ist nirgendwo vielfältiger als in Europa erblüht, und nirgendwo anders als hier hat sie sich so weit von Gott entfernt, indem sie danach trachtete, sich selbst genug zu sein“³⁴.

Die Globalisierung ihrerseits bedroht das Kulturgut der Welt und führt zur Verarmung und Lähmung der menschlichen Natur selbst. Nach Claude Lévi-Strauss „stellt jede Kultur ein beträchtliches Kapitel des menschlichen Reichtums dar. Jedes Volk hat ein Glaubens- und Gestaltungskapital, das für die Menschheit als Ganzes eine unersetzliche Erfahrung beinhaltet. Wenn die Menschheit von Uniformierung und Monotonie bedroht ist, wird sie sich der Wichtigkeit der unterscheidenden Werte bewusst. Wir sollten völlig darauf verzichten, den Menschen zu begreifen, wenn wir nicht zugeben, dass die Hunderte und Tausende von Völkern eigenartige und unterschiedliche Weisen besitzen und erfunden haben, Mensch zu sein. Jedes Volk bringt eine Erfahrung des Menschseins mit sich, das von unserem unterschiedlich ist. Wenn wir diese Erfahrung nicht verstehen, werden wir nicht imstande sein, uns selbst zu verstehen.“³⁵ Wie das Verschwinden einer großen Zahl von Tier- und Pflanzenarten eine Bedrohung für das biologische Erbgut der Erde bildet, so ist auch der Verlust der kulturellen Vielfalt, die entweder von der künstlichen Homogenisierung der Nationalkulturen oder von einer Intoleranz gegenüber den so genannten „kleinen Kulturen“ herbeigeführt wird, eine große Gefahr für die Moderne.

Die Orthodoxie und die von ihr geprägte Gesellschaft befinden sich heute unter dem Einfluss der Moderne und der damit verbundenen Effektivitätskriterien. Die Soziologie der (Post-)Moderne hebt Folgen-

34 Kardinal Christoph von Schönborn: Die Menschen, die Kirche, das Land. Das Christentum als soziale Herausforderung (rumänische Übersetzung). Bukarest 2000, S. 49.

35 Vgl. de Koninck (wie Anm. 33), S. 108.

des heraus: Wenn das gesamte gesellschaftliche Leben nach und nach von pragmatisch definierten Effektivitätsregeln beherrscht wird, was zu einer Fragmentierung der persönlichen und sozialen Beziehungen führt, gerät auch die Religion in eine Konfliktsituation mit der Moderne. Die Moderne, wenigstens in den großen Stadtzentren, beeinflusst das traditionelle religiöse Leben, indem sie der Fragmentierung und den ausschließlich persönlichen Beschäftigungen des Individuums Raum gewährt.

In dem Maße, in dem die traditionellen ländlichen Gemeinschaften als Folge von Überalterung, veränderten Arbeitsstrukturen oder massiver Migration verschwinden, beginnt auch das spezielle Gefühl des *orthodoxen religiösen* Gedächtnisses fortschreitend zu erodieren.³⁶ Nach dem Verschwinden dieses Gedächtnisses, der gemeinschaftlichen religiösen Tradition, beginnt die Säkularisierung, die ein Leben bedeutet, das ausschließlich auf das beschränkt ist, was erworben werden kann und was sich hier und jetzt außerhalb Gottes ereignet.

Noch ist die Säkularisierung ein den Westen beherrschendes Phänomen, sie breitet sich aber seit geraumer Zeit auch im orthodoxen Raum immer stärker aus. Griechenland bietet hierfür ein gutes Beispiel. Die Säkularisierung hat nicht nur immer geringere Zahlen von Gläubigen in den Kirchen zur Folge, sondern ist auch z. B. in den ehemaligen kommunistischen Ländern – in unterschiedlichen Ausprägungen – Auslöser für Korruption, Unrecht, Medienterrorismus usw.; sie manifestiert sich in Prostitution, Abtreibung, Vernachlässigung von Kindern, Alkoholismus, Kriminalität, Gewalt, Mangel an religiöser Kultur und vielen anderen Fehlentwicklungen. Die vor ungefähr zehn Jahren gesprochenen Worte des Ökumenischen Patriarchen Bartholomaios I. sind damit in Teilen immer noch gültig: „In Osteuropa sehen die Christen das Zusammenstürzen der Kulturen, die von ihrem Glauben mehr oder weniger inspiriert waren, sowie der ganzen Kunst des Zusammenlebens, die von Geld, Individualismus und einem manchmal groben Hedonismus vernichtet werden. Nahezu ein Jahrhundert an Verfolgung hat die Kirche

³⁶ Siehe Bănică (wie Anm. 4, oben S. 86), S. 53.

in ein liturgisches Ghetto verwandelt, in dem die Gläubigen eher ‚liturgisiert‘ als evangelisiert werden. So wird die Orthodoxie anstelle eines persönlich mitfühlenden Glaubens zu einem Zeichen der religiösen Zugehörigkeit.“³⁷

Dennoch: Selbst wenn der Prozentsatz derer, die tatsächlich an dem Leben der Kirche teilnehmen, nicht sehr hoch ist, kann die Kirche wenigstens in Rumänien als die glaubwürdigste Institution des Landes betrachtet werden. Nicht zufällig verwendet der Religionssoziologe Jean-Paul Willaime den Ausdruck „abgrundtiefer Unterschied“³⁸, wenn er die heutige Situation in den stark säkularisierten Ländern Westeuropas, wie z. B. Frankreich, mit der in den orthodoxen Ländern vergleicht.

Mehr noch, der Patriarch der Rumänischen Orthodoxen Kirche Daniel spricht davon, dass die Säkularisierung trotz aller negativen Seiten eine Chance für einen Neuanfang und für eine Erneuerung des Glaubens sein kann.³⁹ Die Säkularisierung zwingt zur Erneuerung des geistlichen und sakramentalen Lebens, zu mehr Verantwortung für das Schicksal der Welt, zu mehr Empfindsamkeit für die Gegenwart Christi in der Welt, zu mehr Anstrengungen für Recht, Freiheit und Würde des Menschen. Auch wenn die Kirche oft marginalisiert und verachtet wird, hat sie in dieser Situation doch die Chance, alle diejenigen besser zu verstehen, die sich verlassen oder am Rande der Gesellschaft fühlen und von der Säkularisierung „angesteckt“ sind. In dieser Situation wird die Welt zu einer tieferen Spiritualität des Lebens, zu Weisheit und mehr Opfergeist berufen.

37 Olivier Clément: Wahrheit und Freiheit. Die Orthodoxie in der heutigen Zeit. Gespräche mit dem Ökumenischen Patriarch Bartholomaios I. (rumänische Übersetzung). Sibiu 1997, S. 137.

38 Vgl. Jean-Paul Willaime/Séverine Mathieu (Hrsg.): Des maîtres et des dieux. Écoles et religions en Europe. Belin 2005, zitiert bei Bănică (wie Anm. 4), S. 87.

39 Patriarch Daniel (Ciobotea): Confessing the Truth in Love. Orthodox Perceptions of Life, Mission and Unity. Iași 2001, S. 140–143.

Schlussfolgerung

Im neuen Kontext muss sich die EU stärker für den Respekt der Identität, der kulturellen Besonderheiten und den Geist der einzelnen Völker einsetzen. Der vorwiegend protestantische Norden und der katholische Süden weisen relevante Merkmale für die Union auf, während die Orthodoxie ihrerseits ein eigenes kulturelles und geistliches Erbe besitzt, das aber den gleichen christlichen Ursprung hat. Von den großen Mysterien der trinitarischen und christologischen Dogmen durchdrungen, verfügt die Orthodoxie als Nachfolgerin der patristischen Tradition über eine eigene geistige Struktur und legt besonderen Wert auf das geistliche Leben und seine innerpersönlichen und zwischenmenschlichen Dimensionen. Das grundlegende Merkmal der Orthodoxie ist die *Communio* (Gemeinschaft), die sowohl nach innen als auch nach außen gerichtet ist.

Die orthodoxe Kirche wünscht sich von der EU die Wertschätzung und weitere Förderung der religiösen und kulturellen Vielfalt, die Anerkennung der Eigenständigkeit der Kirchen und religiösen Gemeinschaften und die Unterstützung des Dialogs zwischen den Kirchen und den europäischen Institutionen. Rumänien hat neben anderen Staaten der EU (wie z.B. Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Italien, Spanien, Dänemark und Österreich) die Beziehungen mit den christlichen Kirchen und anderen Religionsgemeinschaften im Dezember 2006 juristisch geregelt.

Die aktuellen Veränderungen in Europa und in der ganzen Welt sind eine Aufforderung an die Orthodoxie, die Mittel des Dialogs in allen Bereichen einzusetzen, ohne die eigene Identität aufzugeben. Auf diese Weise können die Polemik, die einseitige Apologie und die gegenseitigen Beschuldigungen in einer säkularisierten Welt sicherlich durch ein gemeinsames christliches Zeugnis ersetzt werden.

Die Anhaltspunkte der Orthodoxie im neuen Europa müssen, wie Patriarch Daniel betont, aktualisiert werden, und zwar in dem Sinne, dass „eine tiefe theologische Reflexion im Hinblick auf die Beziehung zwischen Ethik und Politik, zwischen dem Geistigen und dem Sozialen,

dem Nationalen und dem Universalen, dem Lokalen und dem Globalen und zwischen dem städtischen und dem ländlichen Bereich notwendig ist. Besondere Aufmerksamkeit sollte man der Reflexion über das Wesen und den Zweck der Freiheit widmen, ebenso der Reflexion über das Verhältnis zwischen Freiheit und Verantwortung in der heutigen Gesellschaft und insbesondere zwischen der individuellen Freiheit und der sozialen Solidarität“.⁴⁰

Alle diese Gedanken über die Rolle und den Auftrag der Orthodoxie im heutigen Europa müssen mit der Erfahrung von zwei Jahrtausenden christlichen Lebens in Verbindung gebracht werden, um die Perspektiven des dritten Jahrtausends besser zu verstehen. Das christliche Leben des ersten Jahrtausends hat uns mithilfe der großen griechischen und lateinischen Kirchenväter gezeigt, was eine harmonische Beziehung zwischen Gott, dem Menschen und der Welt bedeutet. Im zweiten Jahrtausend ging man in den ersten fünf Jahrhunderten einseitig von Gott aus, in den letzten fünf Jahrhunderten jedoch nur von dem von Gott „unabhängigen Menschen“, insbesondere seit der Aufklärung. Schließlich sollte das aktuelle Jahrtausend den Menschen von dem versklavenden Kult der Unabhängigkeit befreien und ihm einen neuen Weg in der Beziehung zu Gott und zur Welt eröffnen. In diesem Kontext muss die Orthodoxie die Beziehung mit den Kirchenvätern erneut aufnehmen, indem sie den Menschen wieder in Verbindung mit Gott und der Welt bringt. Nur auf diese Weise wird das Drama der Apostasierung, des Abfalls des Menschen von Gott, enden, das letztlich das Drama der Beziehung des Menschen zur Welt geschaffen hat. Die Folgen dieser Trennung von Gott sind eine der schmerzvollsten Erfahrungen des gegenwärtigen Menschen – er ist auf einer ewigen Suche nach Identität, findet sie und sich selbst jedoch nicht mehr.

⁴⁰ Patriarch Daniel (Ciobotea): Die Beziehungen zwischen Staat und Kirche (Tradition und Aktualität). In: Religiöse Freiheit im rumänischen und europäischen Kontext. Bukarest 2005, S. 15.

Zusammenfassung der anschließenden Diskussion:

In seiner Einführung fasste Monsignore Aldo Giordano, der die Diskussion moderierte, zunächst kurz die Kernaussagen beider Vorträge zusammen. Katholische und orthodoxe Christen verbindet, wie sich deutlich gezeigt habe, mehr, als sie trennt. Leider hat es in der Geschichte immer wieder Differenzen gegeben, die durch Uneinsichtigkeit auf beiden Seiten zu dauerhafter Entfremdung geführt haben. Der im 20. Jahrhundert wieder aufgenommene Dialog leide immer wieder unter Rückschlägen, dennoch sei schon viel erreicht worden.

Mehrfach kam die Sprache auf die Rolle der griechisch-katholischen, mit Rom verbundenen (unierten) Christen der ostkirchlichen Tradition. Metropolit Joseph gebrauchte für das Verhältnis zwischen Orthodoxen und Unierten das Bild von Brüdern: „Sie lieben sich, aber es gibt auch Streit unter den Geschwistern.“ Entscheidend ist, wie Kardinal Kasper betonte, ihre konkrete Einbeziehung in den Dialog. Dieser muss, wenn er erfolgreich verlaufen soll, auf allen Ebenen verlaufen und damit auch die Laien berücksichtigen.

Ohne die orthodoxe Tradition ist Europa unvollständig – mit diesen Worten umschrieben Professor Achimescu und Metropolit Joseph die Bedeutung der östlichen Tradition. Kardinal Kasper erinnerte an das Bild der beiden Lungenflügel: Wenn man es ernst nimmt, dann braucht Europa das reiche Erbe der östlichen Kirchen. Auf die aktuellen Herausforderungen der Moderne mit ihren Chancen, aber auch Gefahren sollten die Christen mit einer Stimme antworten.

Einführung in den zweiten Kongresstag

Ein zentraler Begriff der gestrigen Beiträge des Eröffnungstages war die gegenseitige Kenntnis voneinander und der Wille zum wechselseitigen Verstehen zwischen Ost und West in der Christenheit. Das zeigte nicht nur der Vortrag von Kardinal Kasper, sondern auch die persönlichen Statements in den Schlaglichtern ließen erkennen, wie stark die je eigenen Bilder dieses Verhältnis bis heute bestimmen. Der große Horizont, vor dem diese Thematik dann gestern weiter ausgebreitet wurde, war die heutige Situation Europas. Kardinal Kasper machte deutlich, dass um der Zukunft Europas willen der Dienst an der Einheit der Kirche kein Selbstzweck ist, sondern eine höchst aktuelle Verpflichtung aller Christen, eine Grundbedingung, damit unser gemeinsames Europa Zukunft haben kann. Ähnlich argumentierte Metropolit Joseph, wenn er hervorhob, dass die Suche nach der Versöhnung der Traditionen von Ost und West keine fakultative Aufgabe sein könne, die man nach Belieben annehmen oder ablehnen könne – angesichts der gemeinsamen Herausforderungen durch die Säkularisierung gibt es keine Wahl. Professor Achimescu schließlich widmete sich den konkreten Herausforderungen für die Orthodoxie durch das zusammenwachsende Europa, verwies aber auch mit zahlreichen Beispielen auf die Erfahrungen und die Charismen, die die östliche Tradition dort einbringen kann. Die zahlreichen orthodoxen Gemeinden im Westen können Zeugen für ein Verständnis der Wirklichkeit sein, das über den vulgären Rationalismus unserer Tage hinaus reicht. Freilich zeigte schon die anschließende Diskussion, dass in der Spannung zwischen Ideal und Wirklichkeit immer noch viele Lasten der schwierigen gemeinsamen Geschichte spürbar werden, auch wenn gerade die Fortschritte der letzten Jahrzehnte die Hoffnungen auf eine künftige Einheit wach halten.

Der heutige Vormittag soll sich nun den „Mühen der Ebene“ widmen. Der Dialog zwischen Orthodoxen und Katholiken soll nach seinen



Chancen und Problemfeldern untersucht werden, am Beispiel der Ukraine soll den Perspektiven für eine konkrete Gestaltung des ökumenischen Auftrags in unseren Tagen nachgegangen werden.

Es ist mir eine Freude, die Moderatorin vorstellen zu dürfen, die uns durch den heutigen Vormittag führen wird. Frau Dr. Jennifer Wasmuth ist evangelische Theologin und Slawistin, sie studierte in Münster, Heidelberg und Berlin sowie an der Geistlichen Akademie in Sankt Petersburg. Sie promovierte in Erlangen, wo sie Mitarbeiterin des Lehrstuhls für Geschichte und Theologie des Christlichen Ostens war. Seit 2004 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Kirchen- und Konfessionskunde an der Humboldt-Universität in Berlin. Sie wurde in der evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannover zur Pfarrerin ordiniert, ein Amt, das sie auch weiterhin ausübt, denn neben ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit in Berlin ist sie in Wolfsburg zudem für eine Gemeinde tätig. Seit einigen Jahren ist sie auch offizielles Mitglied der Kommission für den Dialog zwischen dem Lutherischem Weltbund und der Pan-Orthodoxie.

Zwischen Idealisierung und Profilierung: Chancen und Problemfelder im orthodox- katholischen Dialog*

Dieser Beitrag soll einen Einblick in den gegenwärtigen Stand des ökumenischen Dialogs zwischen Orthodoxen und Katholiken geben. Einen solchen Überblick in relativ knapper Form zu präsentieren, ist keine leichte Aufgabe, weil es heutzutage – Gott sei Dank – vielfältige ökumenische Kontakte zwischen unseren Kirchen gibt. Wenn man versucht, die gegenwärtige Situation in groben Zügen zu skizzieren, könnte man zunächst unterschiedliche Akzente in der gegenseitigen Wahrnehmung der Kirchen in Ost und West hervorheben. Im Westen lässt sich bei vielen Gläubigen eine gewisse Faszination für die Liturgie und Spiritualität der östlichen Kirchen beobachten. Auf östlicher Seite begegnet man hingegen eher Kritik orthodoxer Hierarchen am Liberalismus und moralischen Relativismus der westlichen Christenheit. Neigen westliche Christen zu einer Idealisierung des östlichen Christentums? Gibt es demgegenüber auf orthodoxer Seite eine Tendenz zur Profilierung gegenüber der westlichen Christenheit? Die Medien suggerieren oft eine solch einseitige Charakterisierung der Beziehungen zwischen den Kirchen in Ost und West. Die Gegenüberstellung von Idealisierung und Profilierung stellt jedoch eine unzulässige Vereinfachung dar, die der vielfältigen Wirklichkeit nicht gerecht wird. Der erste Abschnitt wird daher zunächst auf die Vielfalt der orthodox-katholischen Beziehungen aufmerksam machen, bevor der zweite Teil auf die Problemfelder des Dialogs eingeht. Im dritten Abschnitt wird nach den Chancen gefragt, die der ökumenische Dialog für Orthodoxe und Katholiken in sich

* Die Kongressdokumentation enthält eine vom Verfasser überarbeitete Fassung. – Die Vortragsfassung wurde vorab veröffentlicht in: KNA-ÖKI 40 (29.09.2009; Beilage „Thema der Woche“; leicht gekürzt); außerdem in: Der christliche Osten 64 (2009), H. 5, S. 236–246.

birgt, bevor der abschließende vierte Punkt die Frage erörtert, wie wir die Einheit der Kirche heute suchen können.

Vielfalt wahrnehmen

Wenn wir den gegenwärtigen Stand der ökumenischen Beziehungen zwischen Orthodoxen und Katholiken erheben wollen, müssen wir uns zunächst einmal bewusst machen, dass wir nicht ohne Weiteres von *der* Orthodoxie sprechen dürfen. Das orthodoxe Christentum gliedert sich aus konfessionskundlicher Sicht in drei Gruppierungen, die seit Jahrhunderten getrennt sind und nicht miteinander in Kirchengemeinschaft stehen.¹ Da ist zum einen die assyrische Kirche des Ostens, eine ursprünglich in Mesopotamien beheimatete Kirche des ostsyrischen Ritus, die im Mittelalter eine ungeheure Verbreitung von Indien über Mittelasien bis nach China hatte, der aber heute nur noch wenige hunderttausend Gläubige im Irak und Iran sowie in der nordamerikanischen Diaspora angehören. Da sind zum zweiten die orientalisch-orthodoxen Kirchen, die sich nach dem Konzil von Chalcedon 451 von der Reichskirche trennten und daher eine eigene Kirchenfamilie bilden, der heute die Kopten, Syrer, Armenier, Äthiopier, Eritreer sowie die Malankaren in Indien angehören. Drittens gibt es die Gruppe der orthodoxen Christen, die gemeinsam mit den westlichen Kirchen die Beschlüsse von Chalcedon rezipierten und deren Ritus und Kirchenrecht weitgehend von der Hauptstadt des Oströmischen Reiches geprägt wurden. Diese Kirchen des byzantinischen Ritus, die im Englischen als „Eastern Orthodox“ bezeichnet und im Deutschen meist schlicht „orthodox“ genannt werden, bilden nach ihrer Überzeugung eine einzige Kirche, wenn auch in unterschiedlichen nationalen Ausprägungen. Zu ihr zählen die orthodoxen Kirchen in Griechenland, Russland, der Ukraine, Rumänien, Bulgarien, Serbien und Georgien, um nur die größten zu nennen. Die folgenden Ausführungen beschränken sich auf den ökumenischen Dialog mit diesen Kirchen, die traditionell in den Ländern beheimatet sind, in denen auch Renovabis

1 Vgl. Johannes Oeldemann: Die Kirchen des christlichen Ostens. Orthodoxe, orientalische und mit Rom unierte Ostkirchen (Topos-Taschenbuch, Bd. 577). Regensburg 2008.

*Dr. Johannes Oeldemann
überreicht Walter Kardinal
Kasper seine neueste
Veröffentlichung.*



aktiv ist. Zur Wahrnehmung der Vielfalt auf orthodoxer Seite gehört es schließlich, dass wir die Hunderttausende orthodoxer Christen nicht vergessen, die inzwischen in den Staaten Westeuropas und Nordamerikas leben. Sie verdeutlichen zum einen, dass die orthodoxe Kirche heute ebenso wie die katholische Kirche eine weltweit verbreitete Kirche ist. Dadurch, dass diese orthodoxen Christen im Umfeld der westlichen Kultur leben und arbeiten, bieten sie darüber hinaus die Chance, zu einem Motor des Dialogs zwischen Orthodoxen und Katholiken zu werden.

Wenn wir auf der anderen Seite den Blick auf die katholische Kirche richten, so müssen wir auch hier eine größere Vielfalt konstatieren, als sie gemeinhin wahrgenommen wird. An erster Stelle ist hier natürlich auf die notwendige Differenzierung zwischen der katholischen Kirche des lateinischen Ritus und den mit Rom unierten Kirchen der verschiedenen östlichen Riten zu verweisen. Aufgrund inzwischen überholter Einheitsvorstellungen der frühen Neuzeit gibt es heute zu fast jeder orthodoxen Landeskirche eine parallele, mit Rom unierte Ostkirche. Diese Kirchen, die einmal als Keimzelle der Einheit zwischen Orthodoxen und Katholiken gedacht waren, stellen heute vielfach einen Stein des Anstoßes im orthodox-katholischen Dialog dar. Allerdings muss man auch hier unterstreichen, dass Letzteres nur für den osteuropäi-

schen Kontext gilt, während im Nahen und Mittleren Osten oft eine fruchtbare Zusammenarbeit von Orthodoxen und griechischen Katholiken zu beobachten ist, bis hin zu gemeinsamen Kirchbauten. Daher verbietet es sich, im orthodox-katholischen Dialog pauschal von „den Unierten“ zu sprechen, zumal es selbst in Osteuropa deutliche Unterschiede gibt, beispielsweise zwischen den unierten „Volkskirchen“ in der Ukraine oder in Rumänien und den sehr kleinen griechisch-katholischen Gemeinschaften in Albanien oder Kroatien. Auch die römisch-katholische Kirche des lateinischen Ritus stellt keineswegs eine so monolithische und damit bedrohliche Größe dar, wie sie von Orthodoxen manchmal wahrgenommen wird. Es gibt große Unterschiede zwischen der katholischen Kirche in Norwegen, in Deutschland und in Italien, um drei Beispiele auf einer Nord-Süd-Achse zu wählen, wo sich nicht nur die konfessionellen Verhältnisse, sondern auch der kulturelle Kontext deutlich unterscheiden.

Zur Wahrnehmung der Vielfalt zählt schließlich, dass wir die unterschiedlichen Bereiche in den Blick nehmen, in denen sich der ökumenische Dialog zwischen Orthodoxen und Katholiken vollzieht. Hier sind an erster Stelle natürlich die offiziellen Dialogkommissionen zu nennen. Die Arbeit der internationalen orthodox-katholischen Dialogkommission hat nach einer fruchtbaren Phase in den achtziger Jahren, in denen drei grundlegende Dokumente zum Kirchen- und Amtsverständnis erarbeitet wurden, nach 1990 eine Zeit der Krise durchlebt, die vor allem durch das Wiederaufleben der mit Rom unierten Kirchen in Osteuropa, aber auch durch innerorthodoxe Differenzen bedingt war.² Nach mehrjähriger Unterbrechung konnte die Kommission im Jahr 2006 ihre Arbeit wiederaufnehmen und hat inzwischen mit dem Dokument von Ravenna einen gemeinsamen Text vorgelegt, der sich mit dem Verhältnis von Konziliarität und Primat in der Kirche befasst und damit eine der zentralen Kontroversfragen zwischen Orthodoxen und Katholiken aufgreift.³ Das Dokument stellt eine erste Grundlage für die Erör-

2 Vgl. Johannes Oeldemann: *Orthodoxe Kirchen im ökumenischen Dialog. Positionen, Probleme, Perspektiven* (Thema Ökumene, Bd. 3). Paderborn 2004.

3 *Kirchliche und kanonische Konsequenzen der sakramentalen Natur der Kirche. Kirchliche Communio, Konziliarität und Autorität* (Ravenna, 13.10.2007). In: KNA-ÖKI – Dokumentation Nr. 24 (20.11.2007), S. 1–11.

terung der Primatsfrage dar, die in der nächsten Dialogphase (Paphos/ Zypern 2009, Wien 2010) im Blick auf die Primatspraxis im ersten Jahrtausend vertieft werden soll. Neben der internationalen Dialogkommission gibt es eine ganze Reihe nationaler und regionaler Dialogkommissionen, die zum Teil bemerkenswerte Dokumente erarbeitet haben. So hat beispielsweise das orthodox-katholische Komitee in Frankreich bereits 1991 einen sehr lesenswerten Text zum Verständnis des römischen Primats innerhalb der *Communio* der Kirchen vorgelegt.⁴ Die orthodox-katholische Kommission in Deutschland hat sich in den neunziger Jahren vor allem mit dem Verständnis und der Praxis der Sakramente in pastoraler Perspektive befasst.⁵ Schließlich gibt es in Nordamerika eine orthodox-katholische Konsultation, die bereits seit 1965 regelmäßig tagt und viele gut durchdachte Dokumente vorgelegt hat, zuletzt im Jahr 2003 einen bemerkenswerten Text zur Frage des Filioque im Glaubensbekenntnis.⁶

Neben den theologischen Dialogkommissionen gibt es offizielle Kontakte von Bischofskonferenzen oder einzelnen Bischöfen mit orthodoxen Kirchenvertretern. Besonders aktiv sind in dieser Hinsicht die Bischofskonferenzen in Italien und in Deutschland. In Italien dürfte dies zum einen durch die jahrhundertelange Präsenz byzantinischer Kultur auf der italienischen Halbinsel, zum anderen durch die anhaltenden Pilgerströme orthodoxer Gläubiger, beispielsweise zum hl. Bischof Nikolaus, dessen Gebeine in Bari aufbewahrt werden, bedingt sein. In Deutschland unterstützt die Bischofskonferenz den Dialog mit der or-

4 Der römische Primat in der *Communio* der Kirchen. In: *Orthodoxie im Dialog. Bilaterale Dialoge der orthodoxen und der orientalisches-orthodoxen Kirchen 1945–1997. Eine Dokumentensammlung.* Hrsg. v. Thomas Bremer, Johannes Oeldemann und Dagmar Stoltmann (Sophia, Bd. 32). Trier 1999, S. 130–138.

5 Die Sakramente (Mysterien) der Kirche und die Gemeinschaft der Heiligen. Dokumente der Gemeinsamen Kommission der Griechisch-Orthodoxen Metropolie von Deutschland und der Deutschen Bischofskonferenz (Arbeitshilfen, Nr. 203). Bonn 2006.

6 Die bis 1997 erschienenen Dokumente der nordamerikanischen Konsultation sind in deutscher Übersetzung publiziert in dem Sammelband „Orthodoxie im Dialog“ (vgl. Anm. 4), S. 48–116. Das Dokument zum Filioque („The Filioque: A Church-dividing issue? An Agreed Statement of the North American Orthodox-Catholic Theological Consultation“) wurde u. a. publiziert in: *Sobornost* 26 (2004), Nr. 1, S. 27–60. Alle Dokumente des nordamerikanischen Dialogs sind im Internet abrufbar unter: www.usccb.org/seia/orthodox_index.shtml (letzter Zugriff: 07.01.2011).

thodoxen Kirche durch ein Stipendienprogramm für orthodoxe Theologiestudierende, das mit Hilfe des Ostkirchlichen Instituts in Regensburg umgesetzt wird, pflegt Kontakte durch die Arbeitsgruppe „Kirchen des Ostens“ der Ökumenekommission⁷ und führt eigene theologische Gespräche, beispielsweise mit dem Moskauer Patriarchat, die nach längerer Unterbrechung im Dezember 2009 wiederaufgenommen wurden.⁸

Eine dritte Ebene des Dialogs stellen schließlich inoffizielle Konsultationen und Arbeitskreise dar. Hier hat sich bereits seit Jahrzehnten die Wiener Stiftung PRO ORIENTE große Verdienste erworben. Auch die Symposien zur ostkirchlichen Spiritualität, die von der ökumenischen Gemeinschaft im norditalienischen Kloster Bose organisiert werden, oder die persönlichen Kontakte, die von geistlichen Gemeinschaften wie Sant'Egidio oder den Fokolaren gepflegt werden, zählen dazu. Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang schließlich der Internationale orthodox-katholische Arbeitskreis St. Irenäus, der im Jahr 2004 in Paderborn gegründet wurde und der sich bei seinen jährlichen Tagungen vor allem mit der Frage nach dem Verhältnis zwischen Lehre und Praxis des Primats in Ost und West befasst.⁹

Eine vierte Ebene des Dialogs stellen schließlich Kontakte zwischen Gemeinden und einzelnen Gläubigen dar, die häufig aufgrund der Initiative Einzelner zustande gekommen sind, gleichwohl aber einen unschätzbaren Beitrag zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Orthodoxen und Katholiken an der kirchlichen Basis leisten.

7 Vgl. Albert Rauch: 50 Jahre Begegnung mit den Kirchen des Ostens. In: Michael Schneider (Hrsg.): Wachsam in Liebe. Eine Festgabe zum 75. Geburtstag Seiner Seligkeit Patriarch Gregorios III. Kisslegg 2008, S. 317–331.

8 Vgl. das Kommuniqué des sechsten Theologischen Gesprächs zwischen der Deutschen Bischofskonferenz und der Russischen Orthodoxen Kirche. In: *Una Sancta* 65 (2010), S. 78–80.

9 Der Irenäus-Arbeitskreis fasst die Ergebnisse seiner Beratungen jeweils in Kommuniqués zusammen, die im Internet abrufbar sind unter: www.moehlerinstitut.de/sites/ger/12orthog/12akig.html (letzter Zugriff: 07.01.2011).

Problemfelder erkennen

Auch wenn in den vergangenen fünfzig Jahren ein vielfältiges Netz ökumenischer Kontakte zwischen Orthodoxen und Katholiken entstanden ist, tauchen bei diesen Gesprächen immer wieder dieselben Fragen auf. Sie betreffen entweder die Ursachen der Spaltung, die gegenwärtigen Konflikte oder die unterschiedlichen Vorstellungen über das zukünftige Miteinander.¹⁰ Im ökumenischen Dialog werden diese Differenzen zur Sprache gebracht, Lösungen werden gesucht, Lösungsvorschläge diskutiert und wieder verworfen. Ich kann in diesem kurzen Beitrag unmöglich alle Problemfelder analysieren und möchte daher drei Fragenkomplexe herausgreifen, die meines Erachtens für den orthodox-katholischen Dialog von zentraler Bedeutung sind:

- Primat und Synodalität,
- Nation und Universalität,
- Reform und Kontinuität.

Beginnen wir mit der Frage nach dem Verhältnis von *Primat und Synodalität*, mit der sich auch die internationale Dialogkommission in ihrem Dokument von Ravenna befasst hat. In den Reaktionen von katholischer Seite auf dieses Dokument wurde hervorgehoben, dass die orthodoxe Kirche damit erstmals die Notwendigkeit eines Primats auf Ebene der Universalkirche anerkannt habe. Das ist zwar richtig, gilt aber nur für „die Tatsache des Primats auf der universalen Ebene“, nicht jedoch im Blick auf die Art und Weise seiner Ausübung.¹¹ Gerade die Frage nach den juridischen und lehramtlichen Kompetenzen des Papstes bildet jedoch eine Schlüsselfrage im orthodox-katholischen Dialog. Hier wird die internationale Dialogkommission in der nächsten Dialogphase noch viele offene Fragen klären müssen. Das Dokument von Ravenna bietet daher noch keine Lösung für die Primatsfrage. Der wichtigste und in die Zukunft weisende Aspekt des Dokuments besteht meines Erachtens darin, dass beide Seiten die Interdependenz von Primat und

¹⁰ Vgl. diesbezüglich auch den Überblick von Walter Kardinal Kasper: Der Dialog zwischen Ost und West. In: PRO ORIENTE-Jahrbuch 2009. Wien 2010, S. 100–110.

¹¹ Vgl. Dokument von Ravenna (Anm. 3, oben S. 110), Nr. 43.

Synodalität auf allen Ebenen der Kirche anerkannt haben. Nimmt man dies ernst, so stellt das Dokument von Ravenna nicht nur für die Orthodoxen, sondern auch für die Katholiken eine große Herausforderung dar. Denn zum einen gibt es in der katholischen Kirche zwar Formen synodaler Beratung, aber – mit Ausnahme der katholischen Ostkirchen – kaum Möglichkeiten synodaler Beschlussfassung. Zum anderen müsste es gemäß der im Dokument von Ravenna skizzierten Kirchenstruktur primatale Strukturen unterhalb der Ebene des päpstlichen Primats geben. Auch hier stellen die katholischen Ostkirchen das einzige Beispiel innerhalb der katholischen Kirche dar, wo die Patriarchen bzw. Großerzbischöfe zumindest ansatzweise über eine entsprechende Autorität verfügen. Für den ökumenischen Dialog mit der Orthodoxie wäre es daher von Vorteil, die Autorität der katholischen Patriarchen und Großerzbischöfe sowie ihrer Synoden zu stärken. Eine solche Stärkung der Autonomie der katholischen Ostkirchen würde zwar für den Vatikan einen Verlust an Einfluss und Macht bedeuten, der aber durch einen Gewinn an Autorität in den zwischenkirchlichen Beziehungen mehr als ausgeglichen würde.

Wenden wir uns nun einem zweiten Problemfeld im orthodox-katholischen Dialog zu, dem Verhältnis von *Nation und Universalität*. Selbstverständlich bekennen sich alle Kirchen dazu, dass der christliche Glaube die Grenzen von Geschlecht, Stand, Rasse und Nation überschreitet. Dennoch lässt sich spätestens seit dem 19. Jahrhundert eine enge Verbindung von Nationalbewusstsein und Kirchenzugehörigkeit beobachten. Auch wenn dieses Phänomen heute vor allem im orthodoxen Raum zu beobachten ist, gilt es grundsätzlich für alle volksgemeinschaftlich geprägten Gesellschaften. Nicht nur in Griechenland und Russland, sondern auch in Polen oder Spanien ist die Verbindung von Kirche und Nation so eng, dass die Universalität des christlichen Glaubens manchmal aus dem Blick zu geraten droht. Dennoch stellt die Bindung der Kirche an eine Nation auf katholischer Seite eher ein unterschwelliges Problem dar, während es auf orthodoxer Seite auch nach außen hin sichtbar wird. Es zeigt sich vor allem in der westlichen Diaspora, wo orthodoxe Bistümer unterschiedlicher Patriarchate nebeneinander existieren, obwohl die Orthodoxen sich grundsätzlich als *eine* Kirche ver-



stehen, die daher auch nur einen Bischof an einem Ort haben sollte. Das Problem zeigt sich aber auch in traditionell orthodoxen Ländern und zwar immer dann, wenn es zu parallelen Kirchenstrukturen kommt, wie z. B. in Estland, der Ukraine oder in Moldawien. In all diese innerorthodoxen Problemfelder spielt die Frage der Nationalität bzw. der Bindung und Lösung von der Mutterkirche hinein. Und dort, wo das Prinzip der Nationalität nicht mehr greift, wie beispielsweise bei der Russischen Orthodoxen Kirche, die sich selbst als eine „multinationale Kirche“ definiert, weil ihr nicht nur gebürtige Russen, sondern Angehörige vieler Nationalitäten im postsowjetischen Raum angehören, wird ersatzweise das Prinzip der Territorialität ins Feld geführt. Auf diese Weise versucht das Moskauer Patriarchat, sein „kanonisches Territorium“¹² gegen konkurrierende innerorthodoxe Gruppen zu verteidigen, aber auch ein weiteres Ausdehnen der katholischen Kirche zu verhindern, wie der Streit um die Errichtung der vier katholischen Diözesen auf dem Territorium der Russischen Föderation im Jahre 2002 gezeigt hat. Ganz gleich ob das nationale oder das territoriale Prinzip betont wird, in beiden Fällen wird der universale Charakter des Christentums und die Katholizität der Kirche Jesu Christi infrage gestellt. Dass die gegen-

12 Vgl. Johannes Oeldemann: Das Konzept des kanonischen Territoriums in der Russischen Orthodoxen Kirche. In: Der Christliche Osten 61 (2006), S. 92–98.

wärtige Situation nicht dem Ideal entspricht, ist auch den Orthodoxen bewusst. Viele der damit verbundenen Fragen sollen auf der Panorthodoxen Synode, die seit Jahrzehnten vorbereitet wird, einer Lösung zugeführt werden. Es ist erfreulich, dass der Vorbereitungsprozess für diese Synode inzwischen eine neue Dynamik gewonnen hat. Substantielle Fortschritte im orthodox-katholischen Dialog werden nur dann zu erzielen sein, wenn es zuvor der Panorthodoxen Synode gelingt, eine innerorthodoxe Verständigung zu erzielen.

Das dritte Problemfeld ist das Verhältnis von *Reform und Kontinuität* in der Kirche. Sowohl in der katholischen als auch in der orthodoxen Kirche stellt das Verhältnis zwischen Tradition und Erneuerung eine äußerst sensible Frage dar, die daher von den Kirchenleitungen nur sehr zurückhaltend thematisiert wird. Die orthodoxe Kirche gilt gemeinhin als die „Kirche der Tradition“. Viele Orthodoxe vertreten stolz die These, dass allein in ihrer Kirche die Tradition der Alten Kirche unverändert bewahrt worden sei. Solche Stimmen ignorieren nicht nur die substanziellen Veränderungen der ekklesialen Strukturen der orthodoxen Kirche, welche die Umbrüche des 15. Jahrhunderts (das Ende des Byzantinischen Kaiserreiches), des 18. Jahrhunderts (die Kirchenreformen Zar Peters des Großen) und des 20. Jahrhunderts (der Zusammenbruch des Osmanischen Reiches und des Russischen Kaiserreiches) mit sich gebracht haben. Sie verfallen auch einem starren Traditionalismus, der die lebendige Entwicklung des Glaubens zu einem fiktiven Zeitpunkt irgendwo zwischen dem 10. und 14. Jahrhundert einfrieren lässt. Gegenüber solchen traditionalistischen Stimmen betonen die Theologen der Pariser Schule von Saint-Serge und des daraus hervorgegangenen Orthodoxen Seminars des hl. Vladimir bei New York, dass die orthodoxe Kirche als „Kirche des Heiligen Geistes“ immer eine lebendige Entwicklung der Tradition gekannt hat¹³, die es vermag, sich auf neue kulturelle Kontexte einzustellen und den christlichen Glauben in unterschiedliche Gesellschaften zu inkulturieren.

13 Vgl. exemplarisch N. Afanas'ev: *L'Église du Saint-Esprit*. Paris 1975; John Meyendorff: *Living Tradition. Orthodox Witness in the contemporary world*. New York 1978.

Oft wird der orthodoxen Kirche vorgeworfen, ihr Problem bestehe darin, dass sie keine Aufklärung durchlaufen habe. Nun möchte ich unseren orthodoxen Schwestern und Brüdern nicht wünschen, dass sie dieselben Lernprozesse, die unsere Kirche in mehr als zweihundert Jahren durchlaufen hat, innerhalb kürzester Zeit nachholen müssen. Aber, so unterstreichen inzwischen auch viele orthodoxe Theologen, eine Auseinandersetzung mit den von der Moderne und der Postmoderne aufgeworfenen Fragen ist auch für die orthodoxe Theologie unumgänglich.¹⁴ Auf katholischer Seite war es vor allem das Zweite Vatikanische Konzil, das sich den Fragen der Moderne gestellt hat. Leider wird in jüngster Zeit die nachkonziliare Entwicklung der katholischen Kirche auch innerkatholisch infrage gestellt. Die Rede von der radikalen Wende und Öffnung der katholischen Kirche durch das Konzil hat in manchen Kreisen zu einer Verunsicherung über die katholische Identität geführt. Papst Benedikt XVI. hat sich bereits im ersten Jahr seines Pontifikats in einer bemerkenswerten Ansprache an das Kardinalskollegium zur Hermeneutik des Konzils geäußert und dabei betont, dass er eine „Hermeneutik der Diskontinuität“ ablehne. Bemerkenswert ist, dass er im Umkehrschluss aber nicht für eine „Hermeneutik der Kontinuität“ plädiert, sondern für eine „Hermeneutik der Reform“, die das alte Erbe bewahrt, sich aber zugleich „den Erfordernissen unserer Zeit“ stellt. Es geht, so Benedikt XVI., um die anspruchsvolle „Verbindung von Treue und Dynamik“.¹⁵ Die Kontinuität zu wahren und zugleich Reformen zu wagen ist eine Herausforderung, vor der unsere Kirchen gemeinsam stehen. Diese Herausforderung müssen wir aufgreifen, wenn wir nicht nur rückwärtsgewandt an überlieferten Formen festhalten, sondern den christlichen Glauben in die Zukunft hineinragen und damit den Weg für das Reich Gottes öffnen wollen.

14 Vgl. Emmanuel Clapsis (Hrsg.): *The Orthodox Churches in a Pluralistic World*. Geneva, Brookline/MA 2004; P. Kalaitzidis: *Challenges of Renewal and Reformation Facing the Orthodox Church*. In: *The Ecumenical Review* 61 (2009), S. 136–164.

15 Ansprache von Papst Benedikt XVI. an das Kardinalskollegium und die Mitglieder der Römischen Kurie beim Weihnachtsempfang, 22. Dezember 2005 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Nr. 172). Bonn 2005. S. 11–13.

Chancen nutzen

Wenn wir nun im dritten Teil der Frage nachgehen, welche Chancen der orthodox-katholische Dialog bietet, dürfen wir nicht den Fehler machen, die Problemfelder möglichst schnell zu vergessen und die Chancen in anderen Bereichen zu suchen, beispielsweise im Bereich von Liturgie und Spiritualität. Meine These lautet vielmehr, dass die Erkenntnis der Problemfelder zugleich Chancen für ökumenische Lernprozesse in sich birgt. Wenn wir uns bewusst machen, dass das Verhältnis von Primat und Synodalität nicht nur ein Problem ist, das sich innerhalb der katholischen Kirche stellt, und dass die rechte Bestimmung des Verhältnisses von nationaler Bindung und Universalität des Christentums nicht nur ein orthodoxes Problem ist, sondern diese Problemfelder – ebenso wie das Verhältnis von Reform und Kontinuität – Herausforderungen markieren, vor denen beide Kirchen stehen, dann kann aus dieser Erkenntnis das Bemühen wachsen, gemeinsam nach Lösungen zu suchen, wie das Verhältnis der in diesen Stichworten benannten Pole in Zukunft bestimmt werden kann. Das setzt voraus, dass wir uns bewusst machen, dass das ekklesiologische Modell, dem wir im zweiten Jahrtausend gefolgt sind, vielleicht nicht das Ideal für das dritte Jahrtausend darstellt. Gerade von orthodoxer Seite wird immer wieder die Forderung erhoben, sich am Modell des ersten Jahrtausends zu orientieren. Die Wahl Joseph Ratzingers zum Papst wurde auf orthodoxer Seite wohl nicht zuletzt deshalb so einhellig begrüßt, weil vielen orthodoxen Theologen noch sein berühmtes Zitat in den Ohren klingt: „Rom muss vom Osten nicht mehr an Primatslehre fordern, als auch im ersten Jahrtausend formuliert und gelebt wurde.“¹⁶ Auf den ersten Blick ist diese Prämisse einsichtig und klingt plausibel. Dass sie dennoch nicht die Lösung für die umstrittene Primatsfrage in sich birgt, liegt schlicht daran, dass es bis heute nicht gelungen ist, gemeinsam zu definieren, *was* im ersten Jahrtausend über den Primat gelehrt und *wie* dieser im ersten Jahrtausend gelebt wurde. Historische Studien mögen uns vielleicht irgendwann zu einer gemeinsamen Definition der *Primatslehre* im ersten Jahrtausend führen. Damit ist aber noch keineswegs gesagt, dass die

¹⁶ Joseph Ratzinger: Prognosen für die Zukunft des Ökumenismus. In: Ökumenisches Forum 1 (1977), S. 31–41, hier S. 36.

Primats*praxis* immer dieser Lehre entsprochen hat. Schließlich ist zu bedenken, dass in der globalisierten Welt des dritten Jahrtausends eine völlig veränderte Form der Primatspraxis erforderlich sein wird im Vergleich zur Praxis des ersten Jahrtausends. Die Lösung die Primatsfrage liegt daher nicht in der Vergangenheit, sondern im gemeinsamen Blick auf die Zukunft. Genau dies dürfte die Intention von Papst Johannes Paul II. gewesen sein, als er in seiner Ökumene-Enzyklika „*Ut unum sint*“ (1995) die Vertreter der anderen christlichen Kirchen aufforderte, gemeinsam mit ihm über eine Form der Primatsausübung nachzudenken, „die zwar keineswegs auf das Wesentliche ihrer Sendung verzichtet, sich aber einer neuen Situation öffnet“.¹⁷

Ähnliches gilt für das zweite Problemfeld, das wir markiert hatten – Nation und Universalität. Es ist zwischen unseren Kirchen unumstritten, dass das Christentum keine abstrakte Lehre ist, sondern ein lebendiger Glaube, der einer Inkulturation in unterschiedliche Kontexte bedarf. Im ersten Jahrtausend waren es vor allem die römische, die griechische und die syrische Kultur, in die der christliche Glaube sich inkulturierte. An der Wende vom ersten zum zweiten Jahrtausend kamen andere Einflüsse hinzu: iroschottische, fränkische, slawische. Im 16. bis 18. Jahrhundert kamen durch die weltweite Mission neue Kulturen in den Einflussbereich des Christentums, die häufig vom abendländischen Christentum überformt wurden, das man damals für die universale Form des Christentums hielt. In Europa entwickelte sich im 19. Jahrhundert eine enge Bindung zwischen Kirche und Nation. Auf orthodoxer Seite wurde der Ethnophyletismus, eine zu enge Bindung der Kirche an die Nation, zwar verurteilt, dennoch entwickelten sich so enge Bande zwischen Kirche und Nationalkultur, dass bis heute jeder Russe als potenzieller Orthodoxer und jeder Pole als potenzieller Katholik betrachtet wird. Nationale Konflikte wurden konfessionell überhöht bzw. untermauert, wodurch das Verhältnis beispielsweise zwischen Serben und Kroaten bis heute belastet ist. Es gibt inzwischen eine ganze Reihe ökumenischer Projekte, die sich diesbezüglich um ein „Healing of memories“ – um ein Heilen der Erinnerungen – bemühen. Sowohl die Wiener Stiftung PRO

¹⁷ Enzyklika „*Ut unum sint*“ von Papst Johannes Paul II. über den Einsatz für die Ökumene (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Nr. 121). Bonn 1995, Nr. 95.

ORIENTE als auch die Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) haben hier wichtige Forschungsprojekte auf den Weg gebracht, die sich um die historische Aufarbeitung der Konflikte zwischen Orthodoxen und Unierten in der Ukraine und in Rumänien bemühen.¹⁸

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf das dritte Problemfeld, das Verhältnis von Reform und Kontinuität in der Kirche, und fragen nach den Chancen, die sich im ökumenischen Gespräch damit verbinden. Zunächst einmal dürfte es leichter fallen, dieses Problemfeld im ökumenischen Dialog anzugehen, weil deutlich ist, dass hier nicht die eine Seite sich zur Lehrmeisterin der anderen erheben kann. Beide Kirchen betonen ihre Kontinuität mit der Kirche der Apostel. In beiden Kirchen gibt es Beispiele für gelungene, aber auch misslungene Reformen. In beiden Kirchen gibt es traditionalistische Kreise, die jegliche Reform als eine Gefährdung der kirchlichen Identität ansehen und sich meistens auch dem ökumenischen Dialog gegenüber verschlossen zeigen. Interessanterweise bezieht sich ihr Traditionalismus oft auf Katechismen und liturgische Bücher des 17. bis 19. Jahrhunderts, mithin auf recht junge „Traditionen“ in der Kirchengeschichte. Die Traditionalisten erkennen nicht, dass ihre Riten und Aussageformen nicht die unveränderliche Tradition der Kirche, sondern das Ergebnis eines jahrhundertelangen Traditionsprozesses sind. Eine Tradition, die sich nicht verändert, erstarrt. Ein Glaube, der nicht auf den jeweiligen historischen Kontext eingeht, stirbt. Viele orthodoxe Theologen des 20. Jahrhunderts sprechen daher von der „lebendigen Tradition“ der Kirche, die aber nur dann lebendig bleibt, wenn sie offen ist für Veränderungen. Wenn wir in der Ökumene über die Tradition der Kirche sprechen, denken wir viel zu oft rückwärtsgerichtet. „Traditio“ meint aber im ursprünglichen Sinn „Überlieferung“, „Weitergabe“. Sie ist also auf die Zukunft ausgerichtet, auf die Weitergabe des Glaubens. Joannis Zizioulas und eine ganze Reihe anderer zeitgenössischer orthodoxer Theologen betonen in ihren Schriften zur

18 Vgl. Johann Marte (Hrsg.): Internationales Forschungsgespräch der Stiftung PRO ORIENTE zur Brester Union. 2 Bde. (Das östliche Christentum. N. F. 54 u. 56). Würzburg 2004/2005; ders. (Hrsg.): Die Brester Union. Forschungsergebnisse, Bd. 1: Vorgeschichte und Ereignisse der Jahre 1595/96 (Das östliche Christentum. N. F. 58). Würzburg 2010; Detlef Brandes (Hrsg.): Die Geschichte der christlichen Kirchen aufarbeiten: Healing of Memories zwischen Kirchen, Kulturen und Religionen. Ein Versöhnungsprojekt der Kirchen in Rumänien, Leipzig, Cluj-Napoca 2007.

Ekklesiologie den eschatologischen Aspekt der Kirche: Die Kirche bewahrt nicht nur die Tradition der Apostel, sie ist zugleich Vorgriff auf das Reich Gottes, das in ihr schon in dieser Welt wirksam wird.¹⁹ In dieser eschatologischen Perspektive steckt eine dynamische Kraft, die Reformen der Kirche nicht länger als Gefährdungen der Kontinuität, sondern als Schritte auf dem Weg in die Zukunft betrachten kann. So zeigt sich, dass alle Problemfelder, die wir im zweiten Teil markiert haben, zugleich Chancen für ökumenische Lernprozesse in sich bergen.

Einheit suchen

Wenn wir daher nun abschließend fragen, auf welchen Wegen wir im orthodox-katholischen Dialog die Einheit suchen können, so müssen wir keine ganz neuen Wege finden bzw. erfinden, sondern müssen unseren Blick dafür öffnen, welche Wege die Kirche in der Vergangenheit gegangen ist und wie sie sich dabei zwischen den im zweiten Teil markierten Polen bewegt hat. Wenn wir gewillt sind, die Einheit zu suchen, so müssen wir uns bewusst machen, dass es nicht um eine strukturelle, sondern um eine *gelebte Einheit* geht, nicht um eine geistige, sondern um eine *geistliche Einheit*, nicht um eine wiederhergestellte, sondern um eine *wiederentdeckte Einheit*.

Was soll mit diesen – schlagwortartig verkürzten – Wortspielen angedeutet werden? Die Einheit, die wir suchen, ist nicht eine strukturelle Einheit, sondern gelebte Einheit. Damit will ich nicht sagen, dass die Kirche keine Strukturen bräuchte und eine rein charismatische Gruppierung wäre. Orthodoxe und Katholiken sind sich über die Grundstrukturen der Kirche, beispielsweise ihre bischöfliche Verfasstheit, ja durchaus einig. Über diese Grundstrukturen hinaus brauchen wir jedoch keine uniforme Organisationsstruktur der Kirche, sondern eine gelebte Einheit, die sich durch einen lebendigen Austausch zwischen den Bischöfen, den Theologen und den Gläubigen in den Gemeinden auszeichnet. Wenn wir die Einheit suchen wollen, müssen wir daher persönliche Begegnungen

¹⁹ Vgl. Joannis Zizioulas: *Being as Communion. Studies in Personhood and the Church*. Crestwood/ NY 1997 (Erstauflage: 1985), S. 171–208.

ermöglichen, sei es durch Gemeindeparterschaften, sei es durch Begegnungen zwischen Klostergemeinschaften, sei es durch gemeinsame Tätungen orthodoxer und katholischer Bischöfe.

Mein zweites Schlagwort lautet: Wir brauchen nicht eine geistige, sondern eine geistliche Einheit. Orthodoxe und Katholiken leben seit Jahrhunderten in unterschiedlichen geistigen Welten, haben unterschiedliche Denkformen entwickelt, sich verschiedene philosophische Konzepte zu eigen gemacht und eine eigene Geisteskultur entwickelt. Es bedarf meines Erachtens nicht einer Vereinheitlichung dieser unterschiedlichen Geisteskulturen. Das Ökumenismusdekret des Zweiten Vatikanischen Konzils „Unitatis redintegratio“ spricht davon, dass „im Orient und im Abendland verschiedene Methoden und Arten des Vorgehens zur Erkenntnis und zum Bekenntnis der göttlichen Dinge angewendet worden“ sind, und konstatiert, „dass von der einen und von der anderen Seite bestimmte Aspekte des offenbaren Mysteriums manchmal besser verstanden und deutlicher ins Licht gestellt wurden, und zwar so, dass man bei jenen verschiedenartigen theologischen Formeln oft mehr von einer gegenseitigen Ergänzung als von einer Gegensätzlichkeit sprechen muss“ (UR 17). Die hier gewürdigte Komplementarität der Traditionen ginge verloren, wenn wir nach einer Vereinheitlichung unserer geistigen Welten, einem Zusammenführen unserer Denkhorizonte streben würden. Die legitime Vielfalt in der geistigen Welt muss jedoch durch eine geistliche Einheit getragen werden. Das Zweite Vatikanische Konzil hat in dem eben zitierten Ökumenismusdekret den geistlichen Ökumenismus als die „Seele der ganzen ökumenischen Bewegung“ bezeichnet.

Eingangs habe ich schon auf die Bewunderung westlicher Christen für die östliche Liturgie und Spiritualität hingewiesen. Wenn wir die geistliche Einheit fördern wollen, darf dies kein einseitiger Prozess bleiben. Wir müssen uns daher stärker darum bemühen, den orthodoxen Gläubigen auch die geistlichen Schätze des Abendlandes nahezubringen. Daher würde ich mir wünschen, dass beispielsweise die Schriften westlicher Mystiker verstärkt in östliche Sprachen übersetzt würden. Auf diese Weise könnten wir unseren orthodoxen Gesprächspartnern ver-

deutlichen, dass die abendländische Kirche im Mittelalter keineswegs in einem scholastischen Lehrgebäude erstarrt war, wie es sich ihnen bei der Lektüre mittelalterlicher theologischer Traktate darstellen könnte, sondern auch über ein lebendiges spirituelles Leben verfügte. Es gibt bereits einzelne Beispiele, wo im orthodoxen Bereich versucht wird, das Erbe der westlichen Christenheit zu vermitteln. Ich denke beispielsweise an die Vertonung der Chrysostomus-Liturgie nach dem Muster des gregorianischen Gesangs durch Erzbischof Jonafan (Jeleckich) oder die von Erzbischof Hilarion (Alfejew) komponierten Stücke wie das Weihnachtsoratorium oder die Matthäus-Passion, mit denen er die Tradition westlicher Kirchenmusik einer orthodoxen Zuhörerschaft nahebringt. Das sind einzelne, ermutigende Beispiele, die sich jedoch noch zu einer breiteren Bewegung entwickeln müssen, damit es wirklich zu einem „Austausch der Gaben“ zwischen den Kirchen in Ost und West kommt.

Mit meinem letzten Schlagwort – nicht wiederhergestellte, sondern wiederentdeckte Einheit – will ich ein Doppeltes unterstreichen: Zum einen ist die Einheit zwischen unseren Kirchen nie vollständig zerbrochen. Die Spaltung ging nicht bis an die Wurzel unseres Glaubens. Daher müssen wir die Einheit nicht wiederherstellen, sondern wir müssen die gemeinsamen Wurzeln wiederentdecken, damit sich daraus neue Triebe entwickeln können. Zum anderen unterstreicht dieses Wortpaar, dass die Einheit letztlich nicht aufgrund menschlicher Bemühungen wiederhergestellt wird, sondern eine Gabe Gottes ist, die wir wiederentdecken müssen. Die Bischöfe und Theologen haben dabei eine besondere Verantwortung, insofern sie diesen Prozess des Wiederentdeckens der Gemeinsamkeiten fördern können.

Wenn Sie mich am Ende dieses Vortrags nach einem Fazit meiner Überlegungen fragen, so möchte ich meine Einschätzung im Blick auf die Zukunft des orthodox-katholischen Dialogs in einem Satz zusammenfassen: Wenn wir die Vielfalt der Formen gelebten Glaubens wahrnehmen und schätzen lernen, die Problemfelder erkennen und die darin liegenden Chancen für ökumenische Lernprozesse nutzen, dann kann unsere Suche nach Einheit mit Gottes Hilfe gelingen.

Der Dialog zwischen den Christen in der Ukraine: Herausforderungen und Aussichten*

Zuerst möchte ich meine tiefste Dankbarkeit gegenüber den Organisatoren dieses Kongresses hier in Freising und allen Mitarbeitern von Renovabis zum Ausdruck bringen und Ihnen allen danken. Die Ukraine ist eines der Länder, in denen Ihre Hilfe und Ihre Erfahrung, ein Klima des gegenseitigen Vertrauens zu schaffen, hoch geschätzt wird. Der Geist der wahren christlichen Solidarität und der langfristigen Kooperation hat eine stabile Tradition geschaffen. Renovabis machte die Verwirklichung zahlreicher großer und kleiner ökumenischer Projekte möglich und ließ neue Initiativen lebendig werden. Dies half, unsere Hoffnung zu stärken und die Gruppierungen aktiver und aufgeschlossener Christen zu konsolidieren. Sie wissen genau, wie schwierig dies in unserer äußerst zersplitterten Gesellschaft ist. Später werde ich einige konkrete Beispiele für erfolgreiche Projekte nennen, speziell jene, die mit dem St. Clemens-Zentrum in Verbindung stehen. Nun aber möchte ich erneut betonen, wie wichtig der Geist der Dankbarkeit und des Vertrauens für uns ist, mit dem wir Freising und unser heutiges Treffen verbinden.

Ein wirklich bedeutender Kongress führt viele Menschen weit über diese gemeinsame Zeit der Arbeit in der Gruppe hinweg zusammen. Der wahre Stellenwert dieses Kongresses ist vergleichbar mit einer langen Reise und gliedert sich in nicht weniger als drei Phasen:

- Erstens gibt es Hoffnungen und Ideen zur Vorbereitung künftiger Veranstaltungen (Kontakt zu Gelehrten, Verfassen von Berichten und Erstellen von Präsentationen).
- Zweitens folgt die eigentliche Durchführung eines Treffens.

* Der Vortrag erfolgte in englischer Sprache. Der nachstehende Text umfasst eine vom Autor für den Druck ergänzte Fassung, die von Thomas Hartl übersetzt worden ist.

- Drittens gilt es dann, die Erinnerungen an geteilte Erfahrungen in Form von Publikationen, Fotos und Videos zu veröffentlichen.

Es ist schwer zu sagen, welche dieser drei Phasen die wichtigste ist. Stränge verschiedener Geschichten, Spuren und Ideen werden in jeder dieser drei Phasen miteinander verwoben, und die aufeinanderfolgende Verknüpfung einer Reihe von Konferenzen bietet die Chance für künftige gemeinschaftliche Planungen. Die „Leinwand“ für diese Veranstaltungen in Deutschland und der Ukraine schafft einen positiven Kontext für alle Ebenen des Dialogs zwischen der römisch-katholischen und der orthodoxen Kirche.

Treffen auf höchster Ebene im neuen ökumenischen Kontext

Nun möchte ich einige Beispiele für diesen ökumenischen Dialog auf höchster Ebene zwischen katholischen und orthodoxen Kirchen in der Ukraine nennen. Diese Beispiele veranschaulichen eine bereits etablierte Tradition gemeinsamer Initiativen und die Bereitschaft, auch weiterhin zusammenzuarbeiten.

Ein sehr wichtiges Ereignis im ökumenischen Leben von Kiev war der Besuch des Präsidenten des Päpstlichen Rates zur Einheit der Christen, Kardinal Walter Kasper, im Dezember 2007. Kardinal Kasper weihte zusammen mit dem Erzbischof von Lemberg, Mieczysław Mokrzycki, und dem Apostolischen Nuntius in der Ukraine, Erzbischof Ivan Jurkovič, das Ökumenische St. Clemens-Zentrum in Kiev ein. Die orthodoxen Teilnehmer bei der Einweihung waren der Erzbischof von Poltava und Myrhorod, Filip, und der ehemalige Vorsitzende der Abteilung für auswärtige kirchliche Beziehungen der Ukrainischen Orthodoxen Kirchen des Moskauer Patriarchats, Archimandrit Cyril (Hovorun). Dieses Ereignis wurde zum Zeichen der Hoffnung für die Christen in der Ukraine und ein Zeugnis der Hoffnung für Europa; auch auf den Websites wurde diese Initiative mit großer Freude begrüßt. Dieses Zeichen der Hoffnung wurde ebenso von Christen in Russland und Amerika, in Italien und Deutschland gewürdigt. Inmitten des Winters hörten

die Menschen diese frühlingshaften Neuigkeiten. Die Sonne schien, und wir gaben diesen kürzeren Dezembertagen einen besonderen Segen. Ein Zeugnis der Liebe unter den Christen inmitten eines Krisenherdes, wo man es eigentlich gar nicht erwartete, widerlegte das Feindbild des „ökumenischen Winters“, das sich am Ende des letzten Jahrhunderts zeigte. Dies erinnerte die Menschen an die fundamentale Beziehung zwischen dem Stern von Bethlehem und dem frühlingshaften Baum, der an Ostern erblüht.

Kardinal Walter Kasper besuchte das berühmte Höhlenkloster in Kiev. Begleitet von Erzbischof Ivan Jurkovič und dem Sekretär des Päpstlichen Rates für die Einheit der Christen, Pater Milan Žust SJ, besichtigte er die gesamte Anlage und erwies auch den dortigen Reliquien seine Ehrerbietung. Danach besuchte er die Theologische Akademie und das Theologische Seminar von Kiev, wo er sich mit dem Rektor und den Studenten traf. Anschließend begegnete Kardinal Kasper dem Oberhaupt der Ukrainischen Orthodoxen Kirche (Moskauer Patriarchat), Metropolit Volodymyr, in seinem Amtssitz.

Während seines Besuchs in Kiev besuchte Kardinal Kasper ebenso die staatliche Universität „Kiev-Mohyla-Akademie“, wo man ihm die Ehrendoktorwürde verlieh. Aus diesem Anlass hielt er vor Studenten und Professoren einen Vortrag mit dem Titel „Die Kirche auf ihrem Weg zur vollständigen Mahlgemeinschaft“. Als er über seine Erfahrungen in Kiev berichtete, sagte er: „Während dieser Tage habe ich viele Zeichen gesehen. Jene des guten Willens, jene des Fortschritts innerhalb unserer zwischenkirchlichen Beziehungen und jene, die Hoffnung geben, Hoffnung für die Kirche und für dieses Land. Ich hatte eine sehr brüderliche Zusammenkunft mit Kardinal Husar und mit Metropolit Volodymyr. Mit ihrer beider Segen wurden Schritte unternommen, ein kleines, aber – wie wir denken – wichtiges ökumenisches Zentrum, das St. Clemens-Zentrum, zu gründen. Dieses Zentrum kann – wie wir hoffen – ein Ort der Beziehung, der Gemeinschaft, des Dialogs, der Studien und der brüderlichen Begegnungen zwischen den Kirchen werden. Es mag vergleichbar sein mit einem kleinen Pflänzchen, aber mit Gottes Hilfe, durch Ihre Gebete und Ihre Unterstützung kann es wachsen und gute Früchte tragen.“



Eine maßgebliche Bestätigung der „Frühlings-Tendenz“ auf orthodoxer Seite war die synodale Versammlung der Ukrainischen Orthodoxen Kirche am 21. Dezember 2007. Die Mission der Kirche in der Welt von heute und die Einheit der Christen als Grundvoraussetzung für diese Mission bildeten den Hauptgedanken in der Eröffnungsansprache von Metropolit Volodymyr. Fünfzig Bischöfe unter der Leitung des Metropoliten trafen eine Reihe wichtiger Entscheidungen, u. a. zur Änderung von Statuten der Kirche.

Eines der Hauptthemen dieser Versammlung war die Notwendigkeit tiefgreifender Reformen in der theologischen Ausbildung, ebenso wie die Einführung des Studienfaches Theologie an den weltlichen Universitäten. Diese Ziele gehen einher mit der Sendung des St. Clemens-Zentrums. Um sie zu erreichen, bereiten wir eine Reihe von Veröffentlichungen vor, unter anderen solche zu den wichtigsten Persönlichkeiten und Ideen der christlichen Lehre (Reihe „Bibliotheca Clementina“). Ein weiteres Projekt des Zentrums zielt darauf ab, Lücken in unseren Universitätsbibliotheken zu füllen. Hier fehlen vor allem christliche ökumenische Zeitschriften aus verschiedenen Ländern der Erde, ebenso wie elementare theologische Literatur über das Zweite Vatikanische Konzil. Dies erreichen wir durch die Einrichtung der „Ökumenischen Elektronischen Bibliothek“, die Internetquellen und Netzwerke von Bibliotheken miteinander verbindet. Ich werde später nochmals darauf zurückkommen.

Am 25. Mai 2008 traf während seines offiziellen Ukraine-Besuchs der Außenminister des Vatikans, Kardinal Tarcisio Bertone, Metropolit Volodymyr in seinem Amtssitz in Kiev. Kardinal Bertone wurde vom ehemaligen Erzbischof von Lemberg, Kardinal Marian Jaworski, dem Apostolischen Nuntius in der Ukraine, Erzbischof Ivan Jurkovič, und dem derzeitigen Erzbischof von Lemberg, Mieczysław Mokrzycki, begleitet. Während dieses gemeinsamen Treffens wurde die Ukrainische Orthodoxe Kirche durch den Erzbischof von Bila, Tserkva und Bohuslav, Mitrofan, den Rektor des Theologischen Seminars und der Theologischen Akademie von Kiev, Bischof Anthony von Boryspil, den Bischof von Pereyaslav-Khmelnytskyi, Alexander, und Archimandrit Cyril (Hovorun) vertreten. Als Ausdruck seiner Verehrung küsste Kardinal Bertone in der Residenz des Oberhauptes der Ukrainischen Orthodoxen Kirche das Kopfreliquiar des großen Märtyrers Clemens von Rom. Im Verlauf der folgenden Gespräche tauschten die Beteiligten ihre Bewertungen bezüglich der religiösen Situation in der Ukraine und der Probleme in den Beziehungen zwischen Kirche und Staat aus. Metropolit Volodymyr erläuterte seine Sicht der Probleme der Kirche bei der Durchführung ihrer Sendung innerhalb der ukrainischen Gesellschaft. Unter den genannten Problemen hob er besonders die Tatsache hervor, dass der Kirche immer noch der Status eines Rechtsträgers fehlt und sie nicht an den während der Sowjetzeit enteigneten Besitz herankommt; außerdem hat sie keinen uneingeschränkten Zugang zu Schulen und höheren Bildungseinrichtungen. Kardinal Bertone stellte fest, dass diese Probleme ein schwerwiegendes Hindernis für die spirituelle Mission der Kirche darstellen. Weiterhin äußerte er, dass diese Mission gerade heute von großer Bedeutung ist, wo die Kirche eine Schlüsselrolle darin spielen sollte, der ukrainischen Gesellschaft eine Rückkehr zu ihren spirituellen Wurzeln zu ermöglichen.

Kurz darauf nahm das Oberhaupt der Ukrainischen Orthodoxen Kirche an einer Reihe erfolgreicher Treffen mit Kardinal Martino und Kardinal Lajolo teil, und im Dezember 2008 besuchte eine Delegation Rom, wo ebenfalls viele Besprechungen stattfanden.

Entscheidend für uns bleiben immer die Worte des heiligen Clemens I. aus seinem Brief an die Gemeinde in Korinth, geschrieben um 95: „So

vieler und auf solche Weise bezeugter Männer demütige und bescheidene Art hat also durch den Gehorsam nicht nur uns, sondern auch die Generationen vor uns gebessert ... Da wir also vieler großer und berühmter Taten teilhaftig geworden sind, lasst uns zurückkehren zu dem uns seit Anbeginn überlieferten Ziel des Friedens und unseren Blick richten auf den Vater und Schöpfer der ganzen Welt, und an seinen großartigen und überreichen Geschenken des Friedens und (an den) Wohltaten lasst uns festhalten. Schauen wir ihn mit dem Verstand, und blicken wir mit den Augen der Seele auf seinen langmütigen Willen; erkennen wir, wie er frei von Zorn ist gegenüber seiner ganzen Schöpfung.“

Ökumenische Initiativen des Sankt Clemens-Zentrums

Lassen Sie mich nun auf eine andere Dimension des Dialogs hinweisen, die zwar nicht so sehr im Licht der Öffentlichkeit steht, für unsere Zielsetzungen und die Lösung unserer Probleme jedoch nicht minder wichtig ist. Den postsowjetischen Staaten enthielt man für eine lange Zeit alle bedeutenden Publikationen westlicher Theologen und die wichtigsten ökumenischen Schriften vor. Ich möchte nur kurz an die bescheidenen Versuche des St. Clemens-Zentrums und der Forschungs- und Verlagsgesellschaft „Duh i Litera“ (Geist und Buchstabe) erinnern, die sich bemühten, diesem Mangel abzuhelpfen.

Unmittelbar nach der Veröffentlichung des Buches „Tomos Agapis“ (2001) publizierte unser Verlagshaus die grundlegende Monografie „Jesus der Christus“ von Kardinal Kasper in ukrainischer Übersetzung. Die Präsentation, bei der auch der Autor anwesend war, fand 2002 in Kiev statt. Dies war das erste Mal, dass konservative Kritiker von ökumenischen Projekten den Sekretär des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christes trafen und entdeckten, dass die Christologie des Kardinals durchaus orthodox war! Auch andere Publikationen moderner katholischer Philosophen wie Charles Taylor¹ und Alasdair

1 Charles Taylor: *The Sources of the Self: The Making of Modern Identity*. Harvard University Press, „Duh i Litera“ 2005.

MacIntyre² wurden ebenso positiv wahrgenommen. Ein äußerst wichtiges Anliegen war uns ein gemeinsames Projekt mit der Ukrainischen Katholischen Universität (UCU) – eine Veröffentlichung der wichtigsten ökumenischen Schriften des 20. Jahrhunderts, verfasst von Katholiken, Griechisch-Katholiken, Orthodoxen und Protestanten unter dem Namen „The Signs of Time“.³

Diese Veröffentlichungen bereiteten die fruchtbare Grundlage für Kongresse, an denen unter anderem Institutionen wie der Päpstliche Rat zur Förderung der Einheit der Christen, die Theologische Akademie und das Theologische Seminar von Kiev, die Universität „Kiev-Mohyla-Akademie“, CNEWA (Catholic Near Eastern Welfare Association) und ein Kreis ökumenisch-orientierter Menschen teilnahmen, die das St. Clemens-Zentrum mit ins Leben gerufen hatten. Aktive Teilnehmer sind ebenso herausragende Vertreter der Gemeinschaften von Chevotgne, Bose und Taizé. Die Ausgangsbasis für diese Treffen war die allgemeine Ansicht, dass die postatheistische Epoche eine Herausforderung für die Gesellschaft innerhalb der Sphären des sozialen und öffentlichen Lebens darstellt und die spirituellen Bedingungen der menschlichen Existenz besonders tiefgreifend beeinflusst. Führende Theologen, Philosophen und Kulturhistoriker schenkten den Konferenzen ihre Aufmerksamkeit. Das Thema des ersten Kongresses in Kiev war „Die Familie nach dem Atheismus“ (2001). Es folgten „Bildung und Familie in der postatheistischen Gesellschaft“ (2002), „Die Wege der Erkenntnis und die Zeugen der Wahrheit. Mensch. Familie. Gesellschaft“ (2003), „Mensch und Tradition: Begegnung der Generationen und zeitliches Bindeglied“ (2004), „Mensch, Geschichte und Evangelium“ (2005), „Die Einheit des Menschen und die Begegnung der Kulturen“ (2006), „Freundschaft und ihre Formen. Prüfungen und Geschenke“ (2007), „Erinnerung und Geschichte: Am Scheideweg der Kulturen“ (2008) und „Erinnerung und Hoffnung: Möglichkeiten und Wege der Sinnsuche“

2 Alasdair MacIntyre: *After Virtue: A Study in Moral Theory*. University of Notre Dame Press 1984. „Duh i Litera“ 2002.

3 *The Signs of Time: To the Problem of Understanding between Churches*. Ukrainian-American Human Rights Defence Bureau, the Institute of Religion and Society at Lviv Theological Academy, Centre of European Humanitarian Studies NaUKMA. Kiev 1999.

(2009). Eine Sammlung von Materialien dieser wichtigen christlichen und internationalen Foren wurde in sieben Bänden veröffentlicht.⁴

Als eine weitere konstruktive Form der ökumenischen Zusammenarbeit erwies sich die Theologische Sommer-Universität (KTSU). Die erste Sommer-Universität wurde im Jahr 2003 im Höhlenkloster in Kiev abgehalten. Die zweite wurde von der Universität „Kiev-Mohyla-Akademie“ in der Nähe von Kiev organisiert und von Renovabis unterstützt. Während der folgenden Jahre erfuhr die KTSU weitere Förderung. Nun bin ich sehr glücklich darüber, dass dieser großartige Baum, den wir vor sieben Jahren gemeinsam pflanzen konnten, wunderschöne Früchte trägt. Letztes Jahr waren u. a. Pater Milan Žust, Archimandrit Cyril (Horvun) und Dr. Johannes Oeldemann, die alle hier anwesend sind, als Teilnehmer bei den Veranstaltungen dabei. Professoren religiöser Schulen und Universitäten boten intensive Kurse in biblischen und liturgischen Studien, Kirchengeschichte, Patristik, zu eucharistischen Fragen, zur Geschichte der christlichen Kunst und zu anderen Lehrfächern an. Die Tätigkeiten des Instituts zeigten, dass solche Formen der Bildung ein ertragreiches Laboratorium für die Entdeckung neuer kreativer Wege des Dialogs zwischen dem ukrainischen Klerus, den christlichen Intellektuellen und den Studenten kirchlicher und weltlicher Universitäten sind. Freundschaft im wahrsten Sinne des Wortes ist die Lebenserfahrung dieser Sommer-Universität, die für die allgemeine Stimmung in der Ukraine wichtig ist. Die informelle und freundliche Stimmung während der Sommer-Universität überträgt sich auf unsere anderen Aktivitäten, wie beispielsweise den „Tag des Vertrauens“, den wir zusammen mit der Gemeinschaft von Taizé (Frankreich) veranstalten. Der diesjährige „Tag des Vertrauens“ (17. Oktober 2009) beinhaltet Gebete und ökumenische Seminare in orthodoxen, römisch-katholischen und griechisch-katholischen Pfarrgemeinden von Kiev. Das Seminar wird sich mit den Beziehungen von Kirche und sozialem Aktivismus, Kirche und Kunst und Kirche und Erfahrungen in der Zeit der sowjetischen Herrschaft und danach befassen. Wir erwarten ungefähr 150 junge Menschen aus der Hauptstadt und anderen ukrainischen Städten.

4 Vgl. <http://www.duh-i-litera.kiev.ua>

Im Folgenden erwähne ich einige weitere Aktivitäten des Zentrums, die auf den Ausbau des ökumenischen Dialogs zielen:

- Studium der Dokumente, die im Laufe des ökumenischen Dialogs zwischen Orthodoxen und Katholiken nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil erarbeitet wurden, und entsprechender Zugang zu diesen Dokumenten für Professoren und Studenten weltlicher und kirchlicher Schulen in der Ukraine.
- Informationen für Vertreter der Medien bezüglich der Schlüsselaktivitäten, die im Rahmen des Prozesses der Zusammenführung von Christen aus Ost und West stattfinden, und bezüglich der Perspektiven des orthodox-katholischen Dialogs.
- Organisation von Seminaren und Gesprächsrunden, die sich den Problemen der Katholiken und Orthodoxen im heutigen säkularen Europa widmen (so veranstalteten wir eine Runde zum Thema „Europa und die Zehn Gebote“, die den Apostolischen Nuntius in der Ukraine, Erzbischof Ivan Jurkovič, einen Professor des St. Thomas-von-Aquin-Instituts, Piotr Oktaba OP, und viele andere katholische und orthodoxe Fachleute zusammenführte).

Kievs Kultur im Zusammenhang mit dem ökumenischen Dialog

Bevor ich die formellen und informellen Beziehungen zwischen den Kirchen beschreibe, möchte ich zunächst auf die spezifische Situation von Kiev und seiner Kultur eingehen, in der sich diese Beziehungen abspielen. Heute dient die Stadt als einflussreiches Gravitationszentrum für zahlreiche und völlig unterschiedliche kulturelle und religiöse Tendenzen, die oft miteinander im Widerstreit liegen. Zwei Faktoren vervielfachen den Effekt dieser Gravitation: Kievs Status als Hauptstadt eines großen europäischen Landes und seine reiche und fortdauernde Kulturtradition, die bis ins erste Jahrtausend nach Christus zurückgeht.

1988 fand – als radikalste Antithese zum sowjetischen Mythos, der mit der Revolution 1917 eine „Ära der neuen Welt“ einläutete – die 1.000-Jahr-Feier der Taufe der Kiever Rus statt, die an jenes einschneidende Ereignis unter Fürst Volodymyr (Wladimir) erinnerte. Der Tod der sow-

jetischen Herrscher der Breschnew-Generation legte die Erfolglosigkeit ihrer Versuche, mit dieser tausendjährigen Tradition zu brechen, offen. 20 Jahre später, am 28. Juli 2008, kamen der Patriarch von Konstantinopel, Bartholomaios I., und der Patriarch von Moskau und ganz Russland, Alexij II., nach Kiev, um den Feiertag des Heiligen Volodymyr zu begehen. Dieser Tag wurde als „Tag der Erinnerung der Taufe Kievs“ verkündet und zum staatlichen Feiertag in der Ukraine erklärt. Heute mag die Interpretation der St. Volodymyr-Tradition unter den Präkandidaten seines Erbes vielleicht Anlass für Zwiespalt geben. Jenseits der Streitigkeiten bleibt jedoch Kievs Identität festzuhalten als fruchtbarer Ast, der inmitten der Familie christlicher Kulturen wächst und gedeiht.

Die Ukrainische Katholische Universität organisierte kürzlich eine internationale Konferenz, die dem historischen Andenken der Kiever Kirche gewidmet war und innerhalb der Mauern der Kiev-Mohyla-Akademie stattfand. Am runden Tisch – man hatte mir die heikle Verantwortung übertragen, diesen zu moderieren – versammelten sich Vertreter der orthodoxen, katholischen und griechisch-katholischen Kirche. Dort wurde eine große Bandbreite von Fragen umrissen, die die Geschichte der Kiever Tradition vom 10. bis zum 12. Jahrhundert, vom 17. bis zum 18. Jahrhundert, am Vorabend der Revolution von 1917 und danach betrafen. Eine der wichtigsten Fragen blieb bei der Diskussion offen: In welcher Beziehung stehen das christliche Zeugnis und die zeitgenössische Kiever Kultur zueinander? Wie korreliert diese Kultur mit der theologischen Diskussion um die Kiever Kirche?

Heute spielt die Kiever Kultur gewissermaßen die wichtige Rolle des dritten Akteurs im Dialog zwischen der orthodoxen und der katholischen Kirche. Die Qualität dieses Dialogs hängt in hohem Maße von der Sprache der Kultur und den Beispielen zeitgenössischer kreativer Initiativen ab, die sie umrahmen. Dazu könnte man vieles sagen, aber ich möchte mich auf das Phänomen des intellektuellen Lebens in Kiev beschränken, das die eigentliche Originalität dieser Metropole ausmacht. Ich werde nun kurz drei entscheidende Namen nennen, die sicher für uns alle von Interesse sind. In der Philosophie ist es Serhiy Krymsky, in der Musik Valentyn Silvestrov – der von Arvo Pärt als der bedeutendste

Komponist unserer Tage bezeichnet wird – und in der Malerei Halyna Hryhoryeva. Alle drei verwirklichen sie, jeder auf je eigene Art und Weise, in ihren Arbeiten ihre orthodoxe Identität. Der Appell an die Universalität und die Katholizität ist ihr Leitmotiv. „Gott hat keinen Bedarf an unserer Scheinheiligkeit“, zitiert Silvestrov Worte Papst Pauls VI., um Journalisten die Position von Kievs Nonkonformisten darzulegen. Nach der Erfahrung und aus Gründen der repressiven Isolation durch die Sowjets versteht sich ihre Arbeit als eine vielversprechende Einladung zum Kiever Dialog zwischen Orthodoxen und Katholiken.

Lassen Sie mich in diesem Zusammenhang auf die Besonderheiten der Kiever Ikonografie eingehen. Die Mosaik- und Fresken der Sophienkathedrale aus dem 11. Jahrhundert beschreiben ein allumfassendes Universum; heute jedoch finden wir die üblichen Szenen der „Höllqualen“ an ihren westlichen Mauern. Der Ausschluss dieser Höllendarstellungen aus der frühen Ikonografie war kein Zufall. Nach Ansicht des Philosophen Serhiy Krymsky war diese Entscheidung eine Manifestation der Tradition in der damaligen Zeit, nämlich der Sophientradition. Bemerkenswert ist, dass sowohl Krymsky als auch Hryhoryeva eine solche Lebensanschauung mit ähnlicher Überzeugung wählten. Die Kühnheit dieser Position liegt nicht in ihrer Einfältigkeit, sondern eher in ihrer Verweigerung, die vermeintliche Lücke zwischen unserer heutigen Zeit und jener, „in der es einfacher war zu lieben als zu hassen“, anzuerkennen.

Kiev und die Welt können der Generation von Silvestrov, Krymsky und Hryhoryeva dankbar sein. In einer Epoche, in der uralte kulturelle Bräuche zerstört wurden, zeigt uns diese Generation in neuen Formen die Dauerhaftigkeit des Sophia-Leitmotivs auf und eröffnet die befreiende Leichtigkeit eines neuen Sehens, Hörens und Denkens.

Glaube, Kultur und die Universität in post-kommunistischen Gesellschaften

Nach diesen Überlegungen zur Bedeutung der Kiever Kultur für den ökumenischen Dialog in der Ukraine möchte ich nun eine weiterreichen-

dere Herausforderung ansprechen, der sich dieser Dialog heute stellen muss. Mit einer besonderen Intensität wirft die postkommunistische Erfahrung die Frage der Kultur von „Athen“ bis „Jerusalem“ – von der platonischen Akademie hin zur Kirche, und zwar in der Interpretation von Tertullian – auf.⁵ Das sowjetische System stellte – historisch gesehen – das radikalste Experiment dar, die Kirche aus den Bereichen der Kultur und der Bildung (ja vielmehr, auch physisch aus allen Bereichen des Lebens) auszuschließen. Die Christen des Ostens haben eine lebendige Erinnerung an die furchtbare Hetzjagd auf die Christen, an das Militär und die politische Maschinerie, die sie in den Untergrund trieb. Im Westen ist die Tendenz, den Christen eine spezifische „Gegenkultur-Mentalität“ aufzuzwingen, auf den ersten Blick sanfter, jedoch in ihrem Kern ebenso heftig; sie trieb die Christen in „kulturelle Katakomben“ eigener Art.

So seltsam es auch klingen mag, die westliche „Neuaufgabe“ der atheistischen Propaganda der Sowjets zieht heute die Aufmerksamkeit der Menschen in Paris⁶ oder New York auf sich. Hierbei wird die Erfahrung von 70 Jahren atheistischer Propaganda in der UdSSR seit der Revolution von 1917 entweder vergessen oder verharmlost, obwohl Gewalt das Hauptinstrument der antireligiösen Propaganda in der längsten Periode des 20. Jahrhunderts in recht vielen Teilen des europäischen Kontinents war. Dementsprechend sollten sich verantwortungsbewusste Wissenschaftler, ungeachtet ihrer negativen oder positiven Haltung gegenüber dem Glauben, darauf einigen, diesen Umstand zu akzeptieren. In keinem Fall sollte dies Anlass zu einer triumphalistischen Haltung der Gläubigen werden; jedoch bedeutet die Negation dieser gewaltig großen historischen Fakten einen Mangel an intellektueller Redlichkeit.

Lassen Sie mich auf einige dieser Fakten eingehen. Der in den zwanziger und dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts in der UdSSR geführte Krieg gegen die Kirche und die systematische Unterdrückung des Christentums brachten nicht die erwarteten Resultate. Während der von

5 Vgl. George Florovsky: Faith and Culture. In ders: Christianity and Culture (http://www.fatheralexander.org/booklets/english/christianity_and_culture_florovsky.htm).

6 Irène Fernandez: Dieu avec esprit. Réponse à Michel Onfray. Paris 2005.

Stalin initiierten Volkszählung im Jahre 1937 bekannten sich die meisten Menschen offen zum Christentum (die Fragebögen waren nicht anonymisiert und das Risiko, religiöse Ansichten öffentlich kund zu tun, lag auf der Hand). Um die während des Zweiten Weltkriegs an der Front kämpfenden Menschen zu motivieren, ließen die Behörden der UdSSR die Kirche – zumindest teilweise – aus dem Untergrund wieder aufleben, aber nach Stalins Tod im Jahre 1953 läutete Chruschtschow in den späten fünfziger und frühen sechziger Jahren eine neue Periode harter Repressionen gegen die Kirche ein. Als diese Maßnahmen kurz vor dem endgültigen Zusammenbruch des kommunistischen Imperiums der atheistischen Ideologie nicht den „Endsieg“ brachten, war das staatliche Bildungssystem immer noch damit beschäftigt, die Bevölkerung einer Gehirnwäsche zu unterziehen: Es musste seinen Gegner – die Kirche – als „Obskurantin“ verunglimpfen. Die Kulturgeschichte wurde zerlegt und umgeschrieben, um tendenziöse Antworten aufzuzeigen, über die man sich bereits im Vorhinein einigte. Vor allem wurden die folgenden drei Schlüsselfragen in negativer Form beantwortet:

- Die erste Frage lautete: Ist das Christentum die Religion der Logik, der Vernunft und des neuen Wissens über den Menschen? – Die Antwort hierzu: Nein, es ist eine absichtlich irrationale Vision von der Welt, die nicht mit der wissenschaftlichen Weltsicht einher geht.
- Die zweite Frage lautete: Verkündet das Christentum eine allgemein gültige Botschaft an alle Menschen? Aus diesem Grund wurde das Neue Testament in der am weitesten verbreiteten Sprache der Antike, nämlich in Griechisch, verfasst. – Die Antwort lautet: Nein, es ist eine vorurteilsbehaftete Lehre für geistig umnachtete „alte Damen“.
- Die dritte Frage lautete: Richten sich die Wahrheiten des Glaubens auf die Gegenwart oder die Zukunft? Die Antwort lautet: Nein, sie alle sind in der Vergangenheit stehen geblieben, was durch die wissenschaftliche und die proletarische Revolution überwunden worden ist.

Somit stehen im Zentrum der Debatte folgende Punkte: erstens die Plausibilität der christlichen Botschaft, zweitens ihr universeller Charakter im Bereich aller Kulturen und Nationen und drittens ihr universeller Charakter für alle Zeit und in allen Jahrhunderten

Diese drei Punkte stellen gemäß Pater George Florovsky die Kernelemente des „christlichen Hellenismus“ dar. Die griechische Definition des Begriffes *logos* bedeutet für das Christentum den höchsten Zustand des Vernunft- bzw. „Logik“-Prinzips. Folglich wurde die hellenistische Form gewählt, um die Botschaft von Jerusalem zum Areopag von Athen, nach Thessaloniki, Rom, Alexandria und in viele weitere hellenisierte Städte des Mittelmeerraums und bald auch in das Gebiet des Schwarzen Meeres zu übermitteln. Die Wahl der griechischen Sprache in den Evangelien und den Sendschreiben der Apostel bezeugte die Universalität der Botschaft für alle Völker und Kulturen.

Die räumliche Universalität eröffnet sich auch weiterhin, solange die zeitliche Universalität anerkannt wird. Bis heute geschieht dies in der Geschichte der Kirche und verschiedenster christlicher Kulturen seit zwei Jahrtausenden. So besagen auch die Evangelien von Matthäus und Markus: „Was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen“ (Mt 19,6; Mk 10,9). Dennoch herrschten im Laufe des 20. Jahrhunderts sogar an den besten europäischen Universitäten Tendenzen vor, diese Kontinuität aufzulösen. Die Dilemmata von „Hellenisierung“ und „Enthellenisierung“ (des Christentums) gehören ins Zentrum der Diskussionen über die europäische Identität. Der bedeutende amerikanische Historiker Jaroslav Pelikan eröffnete seine Gifford-Vorlesungen in Aberdeen mit der folgenden These: „Es bleibt eine der folgenschwersten sprachlichen Besonderheiten in der gesamten Geschichte des menschlichen Verstandes und Geistes, dass das Neue Testament in Griechisch geschrieben wurde – weder in Hebräisch, das Mose und die Propheten gebrauchten, noch in Aramäisch, wie es Jesus und seine Jünger verwendeten, noch in Lateinisch, wie es im Römischen Imperium gebraucht wurde. Man entschied sich für das Griechische von Sokrates und Platon, oder in jedem Fall in einem akzeptablen fehlerfreien Faksimile dessen, getarnt und verunstaltet in der Umgangssprache (*Koiné*) der Jahrhunderte der hellenistischen Veränderungen des Hochgriechischen.“⁷

7 Jaroslav Pelikan: *Christianity and Classical Culture: The Metamorphosis of Natural Theology in the Christian Encounter with Hellenism*. New Haven 1993, S. 3.

Diese Aussage ist eine Antithese zum historischen Konstrukt des deutschen protestantischen Historikers Adolf von Harnack bezüglich der „Hellenisierung des Christentums“. Gemäß Harnack sind Dogmen „die Folge der Arbeit des griechischen Geistes an der Basis des Evangeliums“.⁸ Er betrachtete die Hellenisierung als wichtigste Herausforderung und zugleich Bedrohung des frühen Christentums. Konsequenterweise bezeichnete er die *Gnosis* als „die höchste Stufe der Säkularisierung oder Hellenisierung des Christentums.“⁹ Durch die vielen Bände von von Harnacks Veröffentlichungen hindurch spielt das Konzept der Hellenisierung eine Rolle als ein „interpretatives Prinzip“ für die historische Interpretation künftiger Weiterentwicklungen des Glaubensbekenntnisses.¹⁰ Im 20. Jahrhundert verbreitete sich der Einfluss dieses Konzepts weit über die deutschen Universitäten hinaus.

Man kann solche Überlegungen bis in die Phase der geisteswissenschaftlichen Revolution im 17. Jahrhundert zurückverfolgen. Das Thema klingt beispielsweise schon in den Schriften von Blaise Pascal an. Seine berühmte Unterscheidung zwischen dem „Gott der Philosophen“ und dem „Gott des Abraham, Isaak und Jakob“ bleibt eine klassische Aussage, die später durch die Philosophie Kants und die Geschichtswissenschaft von Harnacks radikalisiert wurde. Auch außerhalb des Protestantismus verbreitete sie sich und beeinflusste die katholische Theologie erheblich.

Ein Beispiel für die Negation dieser Tendenz in Deutschland findet man am Beginn der akademischen Karriere von Joseph Ratzinger: Als junger akademischer Lehrer hielt er 1959 seine erste Vorlesung über die oben genannte Position von Pascal. Später (2006) wurde die berühmte Regensburger Vorlesung Papst Benedikts XVI. zur nachklingenden Wiederkehr dieses Themas. Wir alle kennen die entsprechende offenkundige Antwort von Seiten der Muslime, doch die Erwiderung seitens der europäischen Akademikerkreise, an die die Rede ursprüng-

8 Adolf von Harnack: Lehrbuch der Dogmengeschichte. Leipzig⁵1931, Bd. I, S. 20.

9 Ebd., S. 250.

10 Aloys Grillmeier: Hellenisierung-Judaisierung des Christentums als Deuteprinzipien der Geschichte des kirchlichen Dogmas. In: Scholastik 33 (1958), S. 321-355 und 528-558.

lich gerichtet war, blieb im Dunkeln. Wurde die Herausforderung an den europäischen Universitäten wahrgenommen? Gegenwärtig kann man in europäischen Universitäten diesbezügliche Reaktionen wahrnehmen. Bedauerlicherweise trifft dies jedoch nicht auf die postkommunistischen Universitäten zu, obwohl die Beschäftigung mit der Thematik der Wechselwirkung zwischen Gewalt, Vernunft und Glaube, religiösen und vernunftgesteuerten Pathologien in unserem Teil der Welt besonders wichtig wäre.

Ukrainische Initiativen in der ökumenischen Bildung

Lassen Sie mich nun zusammenfassend in die Ukraine zurückkehren. Ein gutes Beispiel der Beteiligung von Orthodoxen und Katholiken an wissenschaftlichen Initiativen, die in ihrer Herangehensweise „Athen“ und „Jerusalem“ vereinigen, ist die Arbeit der „Christlich-Wissenschaftlichen Gesellschaft in der Ukraine“ (CASU), die 2005 gegründet wurde. Sie wurde von zwei Partnerinstitutionen gegründet: dem Institut für Ökumenische Studien an der Ukrainischen Katholischen Universität und dem Europäischen Forschungszentrum der Philosophischen Fakultät der staatlichen Universität „Kiev-Mohyla-Akademie“. Ihr Hauptziel ist die Förderung der christlichen Einheit. CASU setzt sich aus ungefähr 30 Gelehrten verschiedener christlicher Konfessionen zusammen, deren Wurzeln in der Kiever Tradition liegen: die römisch- und griechisch-katholischen Kirchen der Ukraine, die Ukrainische Orthodoxe Kirche (Moskauer Patriarchat), die Ukrainische Orthodoxe Kirche (Kiever Patriarchat) und die Ukrainische Autokephale Orthodoxe Kirche. Unter den Teilnehmern unseres Kongresses hier in Freising befinden sich auch katholische und orthodoxe Beteiligte der CASU. Bereits seit vier Jahren sind Antoine Arjakovsky und ich die Vizepräsidenten unserer Gesellschaft.

Zu den Projekten, die wir durchführen konnten, zählen erfolgreiche Konferenzen u. a. in Kiev, Lviv und Odessa, die der Lehre christlicher Themen (u. a. christliche Ethik und Anthropologie) gewidmet waren, und die weiterführende Publikation und der Vertrieb einer Reihe von

Büchern und Handbüchern ökumenischen Inhalts. Wir hoffen, unsere gemeinsame Arbeit fortsetzen zu können. Zwei Hauptprojekte, an denen die CASU derzeit zusammen mit dem St. Clemens-Zentrum arbeitet, sind die „Ökumenische Elektronische Bibliothek“ und die „Bibliotheca Clementina“, die ich bereits zu Beginn meines Vortrags erwähnte.

Das Projekt zu einer elektronischen Bibliothek gründet auf dem Bedürfnis, innerhalb der wissenschaftlich-theologischen Bildung Quellen neuer Art in den ukrainischen Universitäten zur Verfügung zu stellen. Insbesondere brauchen wir Zugang zu modernen Ausgaben von Originalquellen, zu Referenzliteratur (mehrbändige Wörterbücher, Enzyklopädien usw.), Ausgaben von Fachzeitschriften und spezielle wissenschaftliche Literatur – nicht nur in Theologie, sondern auch in angrenzenden Disziplinen. Da sich die staatliche Universität „Kiev-Mohyla-Akademie“ auf die Eröffnung einer theologischen Abteilung vorbereitet, könnte eine solche Bibliothek künftig von großer Bedeutung sein. Ausgaben von „Duh i Litera“, aber auch Bücher anderer Verlagshäuser aus der Ukraine und aus anderen Ländern könnten den Bestand der Bibliothek vergrößern. Weiterhin versammelten unsere internationalen Kongresse und das Theologische Institut im Sommer bereits einen Kreis von Experten, die sich mit theologischen Fragen und der Entwicklung einer theologischen Bibliothek beschäftigen. Eine solche Bibliothek könnte nicht nur dabei helfen, zukünftige Forscher im Bereich der Theologie auszubilden, sondern auch dazu beitragen, das bestehende wissenschaftliche und theologische Potenzial der Ukraine aufzuzeigen. Als Teil des Projekts wurde bereits damit begonnen, Bücher aus dem theologischen Bibliotheksbestand der Kiev-Mohyla-Akademie, der Kiever Theologischen Akademie, der St. Vladimir-Universität und des Höhlenklosters aus den Zeiten vor der Revolution einzuscannen und sie in ein passendes elektronisches Format (DjVu) zu übertragen. Wir sind natürlich offen und bereit dazu, die Ergebnisse unserer Arbeit mit jeglichen interessierten Forschungsstrukturen zu teilen.

Ziel des Projektes „Bibliotheca Clementina“ ist es, eine theologische Bibliothek ins Leben zu rufen, die einem großen Kreis von Lesern aus allen Lebensbereichen zur Verfügung steht. Die geplante Sammlung po-

pulärer theologischer Texte wird allgemeinverständlich gehalten sein und soll außerdem Ausgangspunkt für ein positives ökumenisches Miteinander werden. Das Projekt ist mit Büchern, Autoren und Themen, die von Mitgliedern des akademischen Komitees des St. Clemens-Zentrums ausgewählt werden, einer internationalen Perspektive verpflichtet, was auch auf die Mitglieder des akademischen Komitees zurückgeht, unter dem sich u. a. Vertreter des Benediktiner-Klosters Chevetogne (Belgien), des Dominikanischen Istina-Zentrums (Paris), der Gemeinschaft von Bose (Italien), der Gemeinschaft von Taizé (Frankreich) und des Johann-Adam-Möhler-Instituts in Paderborn (Deutschland) befinden.

Die Autoren in der Sammlung der „Bibliotheca Clementina“ sind führende christliche Theologen aus der Zeit nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Das Zentrum beabsichtigt, die gesamte christliche Tradition, beginnend bei den Kirchenvätern, vorzustellen. Vier Übersetzungen der „Bibliotheca Clementina“ werden im Jahr 2010 erscheinen: „Sakrament der Einheit. Eucharistie und Kirche“ von Walter Kardinal Kasper (Freiburg 2001); „Neuf cents ans après: notes sur le ‚schisme oriental‘“ von Yves Congar (Chevetogne 1954); „Méditation sur l'Église“ von Henri de Lubac (Paris 1953); „The Vindication of Tradition: The 1983 Jefferson Lecture in the Humanities“ von Jaroslav Pelikan (New Haven 1986).

Im Geiste von „Ut unum sint“ (Nr. 54) werden wir unsere Arbeit hin zu dem Ziel fortsetzen, wenn unsere Kirche wieder mit zwei Lungenflügeln atmen kann. Um abzuschließen, möchte ich die berühmte Aussage eines Metropoliten von Kiev zitieren, das am treffendsten den Geist der Kiever Tradition wiedergibt: „Die Worte, die uns trennen, reichen nicht bis in den Himmel hinauf.“¹¹ Ich betrachte diese Worte als Leitmotiv für unsere Kooperation.

11 Oder „Unsere irdischen Trennwände reichen nicht bis zum Himmel“. Dieses geflügelte Wort wird Metropolit Platon (Gorodeckij) von Kiev (1803-1891) zugeschrieben. Vgl. dazu auch Johannes Oeldemann: Die ökumenischen Beziehungen zwischen Orthodoxen und Katholiken zwanzig Jahre nach der ‚Wende‘. In: OST-WEST. Europäische Perspektiven 10 (2009), H. 3, S. 179-188, hier S. 188.

Zwei Perspektiven zur Vorstellung des kirchlichen Lebens und des Ökumenismus in der Ukraine

Einführung

In meinem Beitrag möchte ich Gedanken zur Vorstellungskraft und ihrer Bedeutung für unser persönliches und kirchlich-spiritueller Leben entfalten. Unser christlicher Glaube und das Beispiel Jesu fordern dazu auf, in diesem Geist zu leben. Meinen beiden Vorrednern danke ich für die Vorbereitung des thematischen Weges; sie ermutigen mich zugleich, von meinem vorbereiteten Text abzuweichen, den Sie dann in der Dokumentation vorfinden werden.*

Zu Beginn möchte ich auf die Freiheit eingehen, die Jesus uns schenkt. In diesen Tagen, Wochen und Monaten gedenken wir zweier verschiedener Jubiläen. In Trauer begehen wir den siebzigsten Jahrestag des Ausbruchs des Zweiten Weltkriegs und seiner verheerenden Folgen. Gleichzeitig feiern wir die gottgegebene „Wende“ von 1989 oder genauer gesagt: des großen Umbruchs zwischen 1989 und 1991. All das jährt sich zum zwanzigsten Mal. Hunderte Millionen von Europäern und ganze Nationen erlangten damals eine neue Freiheit.

Rückblick auf die „Wende“

Vor zwanzig Jahren, vom Frühjahr bis zum Herbst und Winter des Jahres 1989, richtete sich die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf die Fernsehschirme, die die epochalen Veränderungen im Ostteil Europas

* Der Vortrag erfolgte in englischer Sprache. Der nachstehende Text umfasst eine vom Autor für die Dokumentation erheblich erweiterte Fassung des Vortrags, die der Redaktion im Juli 2010 zugesandt und anschließend von Christof Dahm und Thomas Hartl übersetzt worden ist.



übertragen. Unsere Vorstellung war gefesselt von den Wahlen, durch die die Solidarność selbst führende Regierungspositionen im kommunistischen Polen hinwegfegte, und vom Fall der Berliner Mauer. Die Aufmerksamkeit der Welt richtete sich auf die „samtenen“ Ereignisse in Prag genauso wie auf die gewaltsame Revolution in Rumänien. Die Unruhen in Bulgarien und das Auftauchen der griechisch-katholischen Christen in der Ukraine aus den Katakomben kündigte die Verbreitung der Emanzipationsbewegung in Richtung Süden und Osten an. Ganze Völker und Länder reklamierten für sich politische, zivile und religiöse Freiheit und, damit verbunden, nationale, kulturelle und – schlichtweg – menschliche Würde. Zwanzig Jahre später hat sich die dynamische und weitgehend friedliche Überwindung der kommunistischen Regime und die Verabschiedung vom Totalitarismus des 20. Jahrhunderts tief in das Gedächtnis all jener Privilegierten eingebrannt, die Zeugen der Befreiung eines großen Teils dieser Welt, von Millionen von Menschen und des menschlichen Geistes wurden. Als der Kalte Krieg endete und die Bedrohung eines nuklearen Holocaust zurückwich, tat die Humanität einen tiefen Seufzer der Erleichterung. Viele, die auch hier im Raum anwesend sind, waren aktive Mitwirkende, materielle und moralische Befürworter dieser historischen Befreiung.

„Das wären wir los“, dachten viele Europäer am Ende des „kurzen“ 20. Jahrhunderts zwischen dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 und dem Niedergang des europäischen Totalitarismus. Deutschland wurde wiedervereinigt, die Europäische Union (EU) umfassend erweitert; die UdSSR löste sich auf und zerfiel in unabhängige Staaten. Zum ersten

Mal in der Geschichte der Atomwaffen schaffte die Ukraine, gefolgt von Weißrussland und Kasachstan, einen historischen Präzedenzfall, indem sie freiwillig ihre nuklearen Arsenale entschärfte. Mit der Zeit stellte sich allerdings heraus, dass der Präzedenzfall faktisch aus politischer Willkür geschah, denn die versprochenen internationalen Sicherheitsgarantien wurden niemals verwirklicht und blieben vergessene Schriftstücke.

Gleichzeitig wurden aufgrund des Prozesses der Globalisierung und der Revolution im Informationssektor über die letzten beiden Jahrzehnte hinweg geografische und kulturelle Grenzen aufgehoben. Dies geschah unter dem Einfluss internationaler Wirtschaftsprozesse und audiovisueller Medien, der Ausbreitung der Computer-Technologie, dem Aufkommen der Mobiltelefonie und vor allem dem Aufblühen des Internets. Es war an der Zeit, weiter zu machen, was viele Menschen auch taten. Heute haben die unter 40-Jährigen Osteuropäer keine Erinnerung an den Totalitarismus mehr. Für jüngere Generationen auf der ganzen Welt sind die historischen Schreckgespenster des europäischen Kommunismus und der sowjetischen totalitären Vergangenheit keine konkreten Realitäten mehr, sondern nur noch Erinnerungen der Bürger mittleren und höheren Alters. Dennoch wurde es – ungeachtet des fieberhaften Wandels und der noch nie da gewesenen Möglichkeiten, nach neuen Perspektiven zu streben – klar, dass die Schatten der Vergangenheit und der Geschichte leider auch die Zukunft beeinflussen würden.

Man kann teilweise in der Ukraine, aber auch in den meisten Staaten der ehemaligen Sowjetunion – vielleicht mit Ausnahme der baltischen Staaten Litauen, Lettland und Estland – feststellen, dass in den Köpfen der Menschen eine paradoxe und verwirrende Frage bezüglich der Freiheiten vorherrscht, die der Fall des Kommunismus mit sich brachte: Ist Freiheit wirklich eine gute Sache? Viele Bürger Russlands, Weißrusslands, Armeniens, Aserbaidschans und der ehemals sowjetischen zentralasiatischen Republiken, in denen es z.T. immer noch oder wieder autoritäre Machthaber gibt, wählen bzw. favorisieren in der Tat ein Regime des „Befehls“ gegenüber dem „Chaos“ der Freiheit.

Dies ist eine verständliche, jedoch gefährliche Wahl. Um diese Frage zu klären, werde ich sie in einen eindeutigen Begriff umwandeln. Wenn ein

Mensch seine Freiheit aufgibt, führt dies zu *zwei grundsätzlich verschiedenen Ergebnissen*, je nach dem, ob diese Freiheit Gott oder der „Welt“ gegeben ist, so wie sie im ethischen Sinne des Wortes im Neuen Testament definiert wird. Eine Person kann durch totale Hingabe zum Heiligen werden, indem sie sogar die Freiheit ihres persönlichen Willens aufgibt, um eine Indifferenz gegenüber Leidenschaften, Ansprüchen und Begierden zu entwickeln und somit Gottes Willen radikal zu befolgen. In der Geschichte und auch gegenwärtig gibt es zahlreiche Beispiele von Menschen, die danach streben, Gott zuliebe alles aufzugeben, selbst ihre Entscheidungsfreiheit im Hinblick auf Arbeit, Einkommen und menschliche Beziehungen. Das andere mögliche Resultat eines Verzichts auf Freiheit besteht darin, dass man schlichtweg ein Sklave materieller, sozialer, kultureller oder politischer Herren wird.

Während diese zwei Möglichkeiten bzw. polaren Konsequenzen sich voneinander unterscheiden und eigentlich weit voneinander entfernt sind, nähern sie sich in bestimmten postsowjetischen Kontexten zunehmend einander an. In den ehemals kommunistischen Ländern waren die Menschen viel zu lange Sklaven des Totalitarismus und des Autoritarismus. Doch die Versuchung oder das Verlangen, inmitten der anstrengenden und unstillbaren Pilgerschaft in das Gelobte Land nach Ägypten zurück zu kehren, scheint ziemlich verbreitet zu sein. Die Mühe, Freiheit und Verantwortung zusammen zu bringen, ist nur eines der zentralen Themen, das hinter den sozialen, politischen und kirchlichen Herausforderungen in den ehemaligen Mitgliedsstaaten der UdSSR steht. Ich möchte diese Problematik nun am Beispiel der Ukraine verdeutlichen.

Der Kontext für das Verständnis des postsowjetischen kirchlichen Lebens und der ökumenischen Beziehungen in der Ukraine

Demokratie, bürgerliche und religiöse Freiheiten

In der Ukraine haben der Zusammenbruch des sowjetischen Systems und die Ausrufung der nationalen Unabhängigkeit den Bürgern, Christen wie Nichtchristen, reichlich lebensspendenden Segen, aber auch

verwirrende Herausforderungen gebracht. Seit Herbst 2009 ist die Ukraine eine zwar mit Mäkeln behaftete, dennoch authentische Demokratie. Im Norden und Osten umgeben von autoritären, manchmal aggressiven Regimen, ragt sie aus der postsowjetischen Weite als Land heraus, das weder durch Bürgerkriege noch durch Kriegsführung im Ausland Menschen verloren hat und sich durch die friedvolle Koexistenz einer multiethnischen und multikonfessionalen Bevölkerung auszeichnet. In den letzten zwanzig Jahren (und mit der Wahl von Janukowitsch zum Präsidenten im Februar 2010) wechselte das höchste Staatsamt bereits dreimal nicht durch Gewalt, sondern mithilfe von Stimmzetteln. Auf der Basis der Pressefreiheit war die Ukraine unter Präsident Juschtschenko mehrere Jahre eine echte pluralistische Gesellschaft. Eine wahrhaft ethnisch-ethische Transformation, die umfassende geopolitische Implikationen mit sich brachte, ereignete sich im Hinblick auf die geschichtlich turbulenten und oft gewalttätigen polnisch-ukrainischen Beziehungen. Die Tatsache, dass es wieder – wenn auch wesentlich geringer als vor dem Zweiten Weltkrieg – blühendes jüdisches Leben gibt, legt Zeugnis ab für die Breite der bürgerlichen Freiheiten in der Ukraine.

Die staatlichen Institutionen pflegen und fördern Sprachen und nationale Kulturen. Auf diese Weise hat in der Ukraine über ein Dutzend ethnischer Gruppen eigene Schulen (Russen, Polen, Rumänen, Moldawier, Ungarn, Slowaken, Bulgaren, Griechen, Tartaren, Gagausen, Türken, Roma u. a.). Ferner spezialisieren sich öffentliche und private Schulen auf die englische, deutsche, französische und spanische Sprache; selbst in Lwiv, der so genannten „ukrainisch-nationalistischen Bastion“, gibt es sechs Schulen mit russischer Unterrichtssprache, außerdem vier mit polnischer Unterrichtssprache in der Lwiver Region. Nicht nur alle Lehrfächer (außer ukrainische Sprache und Literatur) werden dort in diesen Sprachen unterrichtet, sondern der Staat gibt sogar die jeweiligen Lehrbücher heraus. Insgesamt gibt es über 2.000 staatlich geförderte Schulen mit russischer Unterrichtssprache und rund 2.000 zweisprachige ukrainisch-russische Schulen. Im Vergleich dazu gibt es für die sechs bis acht Millionen Ukrainer in der gesamten Russischen Föderation keine einzige Schule mit ukrainischer Unterrichtssprache.

In der Ukraine sind ca. 55 Bekenntnisse zugelassen und genießen bürgerliche Freiheiten. Die Neubelebung des religiösen Lebens in der Ukraine ist ein besonderes Thema, das ich in diesem Rahmen nur in groben Strichen vorstellen kann. Ein wichtiger, jedoch nicht alles erfassender Indikator ist die Anzahl der registrierten Gemeinden. 1988 waren es 5.689; im Jahr 2009 bereits 31.257. Die folgende Übersicht vermittelt einen Eindruck:

	1988	2009
Ukrainisches Exarchat des Moskauer Patriarchats (seit 1990: Ukrainische Orthodoxe Kirche – Moskauer Patriachat)	3.971	11.731
Griechisch-katholische Kirche (bis 1. Dezember 1989 illegal)	0	3.728
Ukrainische Orthodoxe Autokephale Kirche (1989 wiederbelebt)	0	1.219
Ukrainische Orthodoxe Kirche – Kiever Patriarchat – (1991 gebildet)	0	4.221
Römisch-katholische Kirche	104	1.064
Protestanten (verschiedene Gruppierungen)	547	7.893
Juden	14	295
Moslems	0	535

Das Leben der Kirchen in der Ukraine und ihre Wechselbeziehungen basieren auf einer Freiheit, die in den meisten ehemals sowjetischen Ländern immer noch unter Einschränkungen zu leiden hat. So gehören zur Ukrainischen Orthodoxen Kirche des Moskauer Patriarchats ca. 55 Kirchen allein in der Region Lviv, wohingegen keine einzige griechisch-katholische Pfarrgemeinde in der gesamten Russischen Föderation als solche registriert ist, obwohl dort hunderttausende griechisch-katholische Christen leben. (Es gibt keine präzisen Statistiken. Unter den Westukrainern, die in den späten 1940er und frühen 1950er Jahren nach Sibirien deportiert wurden, und ihren Nachkommen sowie denjenigen

Westukrainern, die seit dem Zweiten Weltkrieg als Arbeiter zwangsweise verschickt wurden oder aus eigenem Antrieb in verschiedene Teile der Russischen Föderation auswanderten, dürften sich in Russland mindestens eine Million griechisch-katholische Christen befinden.)

Durch Freiheit implizierte kulturelle und psychologische Herausforderungen

Die rasche Liberalisierung aller Lebenssphären mit ihren neuen Möglichkeiten hat ihren Preis. Im Laufe der letzten zwanzig Jahre erlebte die ukrainische Gesellschaft große kulturelle und ideologische Veränderungen. Es fand ein psychologisches Druckablassen statt, das eine ziemlich berauschte Atmosphäre schuf. Der euphorische Übergang in eine pluralistische Dimension betraf alle Aspekte des Lebens in der Ukraine. Mit sich brachte dies eine Offenheit gegenüber dem Westen, ein Einbringen in den weltweiten Prozess der Globalisierung durch Massenmedien, Musik (vor allem Rockmusik), durch das gedruckte Wort und zuletzt durch das Internet.

Die neuen Möglichkeiten in der Kommunikation waren besonders revolutionär. Man muss sich nur vorstellen, dass 1988 für die gesamte Sowjetrepublik Ukraine lediglich 30 internationale Telefonleitungen zur Verfügung standen. Die meisten Sowjet-Ukrainer tätigten niemals einen internationalen Telefonanruf. Heute gibt es in jedem Klassenzimmer 30 internationale Telefonleitungen, da fast jeder Schüler mindestens ein Mobiltelefon besitzt. Das Aufkommen und die darauf folgende Vorherrschaft der globalen Kommerzialisierung wurden durch den starken Zustrom international bekannter multinationaler Unternehmen beschleunigt. Das kulturelle und soziale Hochgefühl, die Aufregung und die Frustration, die durch die neuen Freiheiten und Enthüllungen, Möglichkeiten und Tücken hervorgerufen wurden, harren noch einer klaren Bewertung. Bemerkenswert sind die schwindelerregenden Sprünge und das grandiose Nebeneinander von Neu und Alt, die diese vorübergehenden Entwicklungen charakterisieren.

Das gesamte Spektrum postmoderner Faktoren und Werte begann urplötzlich, die ukrainische Gesellschaft zu durchdringen. Stellen Sie sich

ein Dorfhäuschen in den Karpaten vor, das noch keine Inntoilette und entsprechende sanitäre Anlagen besitzt, dessen Dach allerdings von einer gigantischen Satellitenantenne „beehrt“ wird. Die ergötzlichen und berausenden „Früchte“ der gegenwärtigen Pop-Kultur aus Hollywood, Berlin, Tokio, New York und Rom erreichen einen im Grunde genommen vormodernen Kontext. Die naheliegende Frage ergibt sich: Ist der Rausch überhaupt vermeidbar? MTV, NBC, CNN predigen eine neuartige globale Heilsbotschaft via Fernsehen, dem elektronischen Gotteshaus, dem der moderne Ukrainer vier Stunden täglich huldigt. Diese neuen Stimulanzien sind sowohl traumatisierend als auch elektrisierend, denn sie bestimmen den Kontext des geistigen Lebens von heute. Wie wird es aber der menschlichen Seele gelingen, solch tiefgreifende, radikale und plötzliche Veränderungen zu verarbeiten?

Das Vermächtnis der Gewalt im 20. Jahrhundert

Eine aussagekräftige Analyse des kirchlichen Lebens und der Ökumene in der Ukraine ist nicht möglich, ohne ein genaues Augenmerk auf das physische, psychologische und spirituelle Trauma zu werfen, das die Bevölkerung über zahlreiche Generationen hinweg durchlitt. Die Ukraine ertrug nicht nur die meisten der fürchterlichen Experimente der Nazis und Sowjets, sondern diente auch als zentrales Schlachtfeld der ideologischen Kämpfe und geopolitischen Konflikte des letzten Jahrhunderts. Laut groben Schätzungen starben in der Ukraine innerhalb einer Zeitspanne von vier Generationen ungefähr 17 Millionen Menschen einen gewaltsamen oder unnatürlichen Tod. Zwischen 1914 und 1945 erlitten jeder zweite männliche und jede vierte weibliche Erwachsene einen gewaltsamen oder unnatürlichen Tod. Zwei Weltkriege, Gewalt gegen die zivile Bevölkerung, Lenins revolutionäres Chaos, die Hungersnot, die auf den Ersten Weltkrieg folgte, Völkermorde – die entsetzliche künstlich herbeigeführte Hungersnot von 1933, die als *Holodomor* („Völkermord durch Hunger“ mit fünf bis sieben Millionen direkten und einer gesamten Generation indirekten Opfern) und der jüdische Holocaust, Stalins systematische Säuberungsaktionen, die auf leitende Politiker, Aktivisten der Kommunistischen Partei, Intellektuelle, religiöse Oberhäupter, Offiziere und sogar Volksmusiker gerichtet

waren, Ende der zwanziger Jahre begannen und bis zum Zweiten Weltkrieg andauerten, und die gewaltsamen Deportationen der Nachkriegsjahre – all das verursachte einen Triumph des Todes und führte zu unermesslichem menschlichen Leid.

Die persönliche Geschichte jedes Ukrainers wurde durch die Brutalität dieses angeblich doch so modernen Jahrhunderts beeinflusst. Da in der Sowjetunion die meisten dieser Grausamkeiten weder im öffentlichen noch im privaten Diskurs anerkannt wurden, verblieb das Drama unreflektiert, die Toten blieben unbeweint, die Gewalt und die Angriffe nicht entschuldigt und die psychologischen und spirituellen Wunden ungeheilt. Die gesellschaftlichen, seelischen und geistigen Folgen der historischen Ereignisse und ihre Rezeption innerhalb der ukrainischen Bevölkerung werden nur ganz allmählich aufgearbeitet. Dies muss man sich vor Augen halten, wenn man die schwierige Situation der Kirchen in der Ukraine angemessen beurteilen will.¹

Überblick über die Zerstörung orthodoxer und katholischer Kirchen

– *orthodox*

Mit dem Ausbruch der kommunistischen Revolution im November 1917 begann die systematische Unterdrückung und bis 1941 Vernichtung der orthodoxen Kirche auf dem Territorium des ehemaligen Russischen Imperiums, zu dem auch die Ukraine gehörte. Für unsere Zwecke ist es wichtig, ein gewisses Gespür für die Dimensionen dieser Vernichtung zu entwickeln. 1914 wies die offizielle Statistik für die Russische Orthodoxe Kirche (ROK) innerhalb des Russischen Imperiums folgende Strukturen auf: 67

1 Die Literatur zur Geschichte der Kirchen in der Sowjetunion ist naturgemäß sehr breit gestreut. An dieser Stelle sollen nur einige für die folgende Darstellung wichtige Werke genannt werden: Dimitri Pospelovsky: *The Russian Church under the Soviet Regime 1917–1982*. 2 Bände. (o. O.) 1984; Jane Ellis: *The Russian Orthodox Church. A Contemporary History*. Bloomington 1986; Frank E. Sysyn: *The Ukrainian Autocephalous Orthodox Church and the Traditions of the Kyiv Metropolitanate*. In: Karl Christian Felmy (Hrsg.): *Kirche im Kontext unterschiedlicher Kulturen. Auf dem Weg ins dritte Jahrtausend. Alexander Men in memoriam (1935–1990)*. Göttingen 1991, S. 625–640; Serge Keleher: *Passion and Resurrection – The Greek Catholic Church in Soviet Ukraine 1939–1989*. Lviv 1993.

Eparchien, 130 Bischöfe, 49.000 Gemeindekirchen, über 23.000 Klosterkirchen und -kapellen, 50.000 Priester und Diakone, 117 Millionen Gläubige, 35.000 Grundschulen, 58 Geistliche Seminare und vier Theologische Akademien. Bis zu 42.000 Geistliche wurden zwischen 1918 und 1930 von den Sowjets liquidiert. Bis 1929 schlossen sie alle 1.105 Klöster und Konvente, die 1917 innerhalb des Russischen Reiches existierten. 1941 gab es nur noch vier amtierende Bischöfe und nur noch 4.225 funktionsfähige Kirchen in der gesamten UdSSR. Laut einer Quelle befanden sich über 3.000 dieser Kirchen im Baltikum, in westukrainischen und weißrussischen, moldawischen und ostfinnischen Gebieten, die die Sowjets 1939/40 als Folge des Molotov-Ribbentrop-Paktes annektierten.

Blickt man auf die höllischen Exzesse gegenüber menschlichen und göttlichen Dingen zurück, so ist es nicht übertrieben festzustellen, dass die orthodoxe Kirche in der UdSSR, wenn die leninistischen und stalinistischen Strategien und Methoden der zwanziger und dreißiger Jahre weiterhin angewandt worden wären, nach einer Generation ausgelöscht gewesen wäre. Dies gilt nicht minder für die Situation in der Ukraine: Wo es vor 1917 1.710 Kirchen und Gemeinden, 1.435 Priester, 23 Klöster und 5.193 Mönche und Nonnen gab, blieben bis 1940 nur zwei Kirchen mit drei Priestern übrig. Das klösterliche Leben war ausgelöscht. In der Ukraine zerstörten die kommunistischen Machthaber nicht nur die Strukturen der ROK, sondern zielten auch auf die Vernichtung der erst 1921 gegründeten Ukrainischen Autokephalen Orthodoxen Kirche (UAOK), zu der sich 1924 rund 30 Bischöfe, 1.500 Priester und Diakone und 1.100 Gemeinden bekannten – die UAOK ging in den dreißiger Jahren de facto unter.

– *griechisch-katholisch*

Durch einen vom KGB sorgfältig eingefädelten Plan unter aktiver Teilnahme der ROK unter Leitung des neu gewählten Patriarchen Alexij I. wurde die griechisch-katholische Kirche als sichtbare Institution und Rechtsträger zuerst 1946 in Galizien und anschließend 1949 in der Karpato-Ukraine² auf brutalste Weise ausgelöscht. Diese Kirche, die 1938 al-

2 Im ukrainischen Sprachgebrauch „Transkarpatien“.

leine in Galizien 2.387 Gemeinden, 3.741 Kirchen und Kapellen, 2.495 Priester, 152 Klöster, Konvente und religiös geprägte Häuser und insgesamt 3,5 bis 4 Millionen Gläubige umfasste, wurde kurzerhand als „nicht mehr existierend“ bezeichnet. In der Karpato-Ukraine waren 281 griechisch-katholische Gemeinden, 459 Kirchen und Kapellen, 367 Priester, 8 Klöster und Konvente und 460.000 Gläubige dem gleichen Schicksal ausgeliefert. Der Staat beschlagnahmte jeglichen kirchlichen Besitz, übertrug ihn auf die ROK bzw. konfiszierte ihn für säkulare, häufig ziemlich geschmacklose Zwecke. Wenn sich Angehörige des Klerus weigerten, der ROK beizutreten, drohte ihnen und häufig auch ihren Familienangehörigen Gefängnis, brutales Verhör und Deportation in sibirische Arbeitslager. Dennoch blieb die Unterstützung der Kirche durch die ukrainische Bevölkerung so stark, dass sie den religiösen Strategien einer totalitären Supermacht im Untergrund trotzen und überleben konnte.

Trotz massivster Repressalien bestand die griechisch-katholische Kirche in der Ukraine (UGKK) zwischen 1946 und 1989 im Geheimen fort und gewöhnte sich an vieles, was in der Religionsgeschichte beispiellos war. Die kompromisslose Haltung der gesamten griechisch-katholischen Hierarchie verlieh der Kirche, die vom noch frischen Erbe Metropolit Andrej Szeptyckis (1865-1944) inspiriert war, eindrucksvolle und fortwährende moralische Autorität. Innerhalb der modernen totalitären Gesellschaft, in der jegliche Manifestation religiösen Lebens strikt unterbunden wurde, war die UGKK imstande, eine geheime Struktur aufrecht zu erhalten, die sogar Priesterseminare und Klöster zahlreicher Männer- und Frauenorden umfasste. Sie brachte zwei Generationen kirchlicher Oberhäupter hervor und erhielt sich die implizite, wenn nicht sogar explizite Loyalität maßgeblicher Teile aller Alters- und Gesellschaftsschichten der Bevölkerung. Ab Mitte der sechziger Jahre gehörten zur UGKK mehr im Geheimen lebende Mönche und Ordensschwwestern (ca. 1.100) als zu legalen Klöstern der ROK gehörige (ca. 860).

Nach 1946 wurde die UGKK nicht nur zur größten verbannten kirchlichen Gemeinschaft der Welt, sondern sie blieb auch die einzige breit aufgestellte soziale Einrichtung in der Ukraine, die erfolgreich der Kontrolle des offiziellen Sowjet-Establishments widerstand. Darüber hin-

aus war sie über fast ein halbes Jahrhundert hinweg die größte gesellschaftliche Gruppierung, die gegenüber dem System der UdSSR konsequent in Opposition verharrte. In den späten achtziger Jahren kam die UGKK unter der Führung von Erzbischof Volodymyr Sterniuk (1907-1997) und neun anderen „Untergrund-Hierarchen“ der zweiten (oder dritten) Generation aus dem Untergrund empor. Mit nur etwa 300 Priestern war sie angeschlagen, doch ausreichend kraftvoll und moralisch gestärkt, um eine wesentliche Rolle in der religiösen, politischen und kulturellen Arena der neuen Ukraine zu spielen.

– *römisch-katholisch*

Die römisch-katholische Kirche der Sowjetunion ist in den späten zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts erheblich dezimiert worden. 1925 existierten in der Sowjetukraine noch 332 römisch-katholische Pfarrgemeinden. Diese wurden einschließlich der bis zuletzt bestehenden Kiever Gemeinde bis 1938 alle geschlossen. In der ukrainischen Geschichte wurde die römisch-katholische Kirche traditionellerweise mit der polnischen Volkskirche gleichgesetzt (in der Karpato-Ukraine mit der ungarischen), ihr Schicksal war an das des polnischen Volkes gebunden. Die Annektierung des westlichen Weißrusslands und der Westukraine durch die Sowjets zu Beginn des Zweiten Weltkriegs brachte Landstriche unter ihre Herrschaft, die einen beträchtlichen Bevölkerungsanteil an Polen besaßen und römisch-katholische Kirchenstrukturen vorwiesen, die sich über einen Zeitraum von sechs Jahrhunderten systematisch entwickelt hatten. So gab es nach 1939/40 innerhalb der von der UdSSR während des Krieges besetzten Gebiete 1.451 Kirchen und Kapellen, 1.384 Priester und nahezu 1,6 Millionen römisch-katholische Gläubige.

Während der letzten Monate des Zweiten Weltkrieges und in der schweren Zeit danach floh die Mehrheit der Polen aus der UdSSR westwärts bzw. wurde Opfer des von Stalin erzwungenen polnisch-ukrainischen Bevölkerungsaustausches. Einer Quelle zufolge waren zum 1. Oktober 1945 797.907 Polen zur Deportation aus der Westukraine vorgemerkt, von denen damals 480.483 bereits abgeschoben worden waren. Gemäß einer weiteren Quelle wurde zwischen 1944 und 1945

eine Million Polen deportiert. Nach dem Krieg gewährte man der ukrainischen römisch-katholischen Kirche eine legale, jedoch sehr eingeschränkte Existenz ohne die Anwesenheit anerkannter Bischöfe. Bis 1988 reduzierte sich in der gesamten Ukraine die Zahl der römisch-katholischen Gemeinden auf 86 (offizielle Statistiken der Regierung führen 104 auf) und die Anzahl der Priester auf 42. Die Anzahl der Kirchen innerhalb der Erzdiözese Lviv betrug ein Hundertstel von jener vor der fünfzigjährigen Sowjetherrschaft.

Die orthodoxe Kirche der Ukraine in den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts

Nachdem Stalin ein Wiederaufleben der ROK während des Zweiten Weltkrieges aus politischem Kalkül ermöglicht hatte, konzentrierte sich während der Nachkriegsjahre der Großteil des orthodoxen Lebens der UdSSR auf die Ukraine. Die orthodoxe Kirche durfte eng begrenzt und sozial marginalisiert existieren. Während der achtziger Jahre besaß die ROK (bzw. ihr ukrainisches Exarchat) in der Ukraine fast 4.000 von den ungefähr 6.800 orthodoxen Kirchengemeinden der Sowjetunion, neun von sechzehn Klöstern und eines von drei Priesterseminaren, die zu Beginn der Gorbatschow-Ära in der UdSSR noch vorhanden waren. Das ukrainische Exarchat bildete einen verhältnismäßig bedeutenden Teil der ROK, was sich anhand von statistischem Material belegen lässt. Zu Beginn der Perestrojka befanden sich innerhalb der UdSSR mehr als die Hälfte, nämlich 55 Prozent der orthodoxen Pfarrgemeinden, in der winzigen Ukraine, die nur 2,7 Prozent des sowjetischen Territoriums und 18 Prozent seiner Bevölkerung umfasste. 20 Prozent der römisch-katholischen Pfarrgemeinden konzentrierten sich auf eine winzige Enklave – das ehemals griechisch-katholische Galizien (die Regionen Lviv, Ternopil und Ivano-Frankivsk) und die Karpato-Ukraine, insgesamt nur 0,3 Prozent des sowjetischen Gebietes.

Natürlich entsprach die Anzahl der funktionsfähigen Pfarrgemeinden der Anzahl von Gläubigen und demzufolge den geringen finanziellen Ressourcen der römisch-katholischen Kirche, die sich ausschließlich auf Kollekten der Kirchgänger stützte und nicht von der Regierung gefördert wurde. Am wichtigsten aber war es, dass in den drei verbliebenen

orthodoxen Priesterseminaren in Moskau, Leningrad und Odessa zwischen 60 und 70 Prozent der Priesteramtskandidaten, die in der gesamten UdSSR eingesetzt werden sollten, aus der Westukraine stammten, einem Gebiet, das nur 3 Prozent der sowjetischen Bevölkerung umfasste! Diese Tatsachen wurden in den späten achtziger Jahren zunehmend wichtiger, als die ukrainischen griechisch-katholischen Katholiken und ebenso die Orthodoxen begannen, ihre Identität zu betonen und ihre Unabhängigkeit von Moskau und der ROK zu propagieren.

Überlegungen zum kirchlichen Leben und zum Ökumenismus

Lassen Sie mich nun einige Einsichten aus den historischen Fakten und Ereignissen gewinnen, in denen sich Aspekte der spirituellen Erfahrung der Ukrainer im 20. Jahrhundert widerspiegeln. Ich möchte versuchen, zwei sich ergänzende Perspektiven bzw. Ansätze zu thematisieren, und werde in diesem Sinne eher *Überlegungen* bieten statt festgelegte *Schlussfolgerungen* formulieren, auch wird das Ganze eher intuitiv und damit letztlich unpräzise bleiben. Nachdenken und Diskussion – das möchte ich anstoßen. Da wir gemeinsam über die Leidensgeschichte der Christen in der Ukraine nachdenken und gemeinsam im Gebet daran erinnern, können wir auch versuchen, Lösungen für die gegenwärtigen pastoralen Herausforderungen und Auswege aus den interkonfessionellen Sackgassen zu finden.

Die erste Perspektive ist, wie die zweite, grundlegend und notwendig. Sie bezieht sich auf Strukturen und Systeme und gilt in großem Umfang auch der Vergangenheit. Seit dem Fall des Kommunismus befinden sich das Leben und die ökumenische Situation der ukrainischen Kirchen in einem Zustand des Wiederaufbaus nach einer Periode der Verwüstung. Dieser Wiederaufbau fußt verständlicherweise auf dem Vorangegangenen, auf den Bildern dessen, was verloren gegangen ist. Der Wiederaufbau beinhaltet Erinnerungen an sehr gute Modelle, die das Wesen christlicher Tradition umfassen. In diesem Sinne ist es eine wahrhaftige Erinnerung an die Geschichte der Erlösung, die wieder gegenwärtig gemacht werden soll.

Gleichzeitig kann diese Perspektive nicht in pure Nostalgie verfallen und eine Kirche der Vergangenheit ersehnen wollen, besonders in Bezug auf ihre institutionelle Größe – das kann und darf nicht das Ziel sein. Dies wäre das Streben nach einem Phantom, einem idealisierten Bild der Kirche aus einer Zeit, die so, wie wir es annehmen, niemals existiert hat. (Wir benutzen oft die Phrase „Die ungeteilte Kirche des ersten Jahrtausends“ – ein Mythos, der völlig übersieht, dass es damals große geografische und auch lehrmäßige Unterschiede gab; man denke an die Kirchenentwicklungen in Indien, China, die Kirche in Byzanz und anderswo). Es wäre also eine völlig falsch verstandene Nostalgie, hierauf zurückgehen zu wollen.

Neben den traditionellen Sichtweisen und Erfahrungen des kirchlichen Lebens und der interkonfessionellen Beziehungen ist eine neue Vorstellung notwendig, die trotz aller Traditionsgebundenheit nicht in Traditionalismus verfallen darf. Hier zeigt sich Jaroslav Pelikans³ bündige Definition als nützlich und hilfreich: „Tradition ist der lebendige Glaube der Toten, Traditionalismus hingegen ist der tote Glaube der Lebenden“. Unsere Vorstellungen sollten also in der Geschichte und in den umfassenden Gegebenheiten der Vergangenheit, einschließlich aller schmerzlichen Wahrheiten, wurzeln, aber auf keinen Fall grundlegende Beispiele christlichen Zeugnisses unterschlagen. Wenn wir vorwärts gehen (und ganz deutlich gesagt, rückwärts *können* wir nicht gehen!), sollten wir es wagen, „unsere Herzen zum Herrn zu erheben“.

Das Phänomen der Vorstellung (Imagination) lässt sich sowohl in der zeitgenössischen intellektuellen Debatte als auch in der christlichen Lehrüberlieferung festmachen. In den vergangenen Jahren haben Politik- und Sozialwissenschaftler oder Kulturexperten wie zum Beispiel Edward Said und Benedict Anderson⁴ herausgearbeitet, dass unsere Vorstellungen von Gemeinden, Nationen und Kulturen, überhaupt von

3 Vgl. zu Jaroslav Pelikan auch den Hinweis im Beitrag von Konstantin Sigov, oben S. 137 – Der Historiker Jaroslav Pelikan (1923-2006) zählt zu den bedeutendsten Experten für die Theologie- und Geistesgeschichte des Mittelalters. Zu nennen ist besonders sein 1986 erschienenes Werk „Jesus Christus. Erscheinungsbild und Wirkung in 2000 Jahren Kulturgeschichte“.

4 Borys Gudziaks Ansatz greift im Folgenden insbesondere Benedict Andersons Vorstellung der Nation als „vorgestellte Gemeinschaft“ (imagined community) auf.

gesellschaftlichen Größen nicht nur objektiv existierende Verhältnisse abbilden, sondern manchmal – und das ist nicht weniger wichtig – das sein *sollen*, was wir uns darunter *vorstellen*. Unsere Bilder können auf diese Weise Muster davon schaffen, wie Gemeinschaften geformt oder passend gemacht, erhoben oder herabgesetzt werden. Diese Vorstellungen können konstruktiv sein, um Größe und Verwirklichung von Potenzial herbeizuführen.

Man könnte natürlich argumentieren, dass, wenn die Christen nicht die Worte Christi gehabt hätten, die Kirche werde sich zur Gemeinschaft der Getauften „in allen Völkern ... bis an die Enden der Erde“ entfalten“ (vgl. Mt 28,19 f.), die Geschichte der christlichen Mission (und damit die Weltgeschichte überhaupt) ganz anders verlaufen wäre. Anders gesagt, die *Hoffnung* auf die Entwicklung zu einer weltumspannenden christlichen Gemeinde führte und lenkte die Christen und *ging* der eigentlichen weltumspannenden Kirche *weit voraus*.

Natürlich ist sich die christliche Tradition der Kraft, aber auch der Gefahr mentaler und geistlicher Bilder bewusst. Die zentrale Mission oder das Ziel der Botschaft Jesu lagen darin, das wahre Gesicht des Vaters als Menschenfreund zu enthüllen. Warum? Weil die Natur unserer Beziehung zu Gott stark bestimmt ist von unserem *Bild* des Vaters. Von daher rühren die zahlreichen Beschreibungen Gottes, die Jesus in seinen Gleichnissen seinen Zuhörern – und damit uns – übermittelt und die zudem helfen, sich den Vater genau vorzustellen, ihn zu erkennen und ihn zu lieben: den Vater des verlorenen Sohnes, den Meister, der den Arbeitern in der elften Stunde denselben Lohn gibt wie denen in der ersten, und schließlich das nicht zu übertreffende Bild eines „Gottes, der die Welt so sehr geliebt hat, dass er seinen einzigen Sohn hingegeben hat, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verlorengelht, sondern das ewige Leben hat“ (Joh 3,16). Ein Bild Gottes, das jenseits unserer Vorstellung ist, sollte Leitlinie jedes Christen und jeder Kirche sein.

Die Statistiken zum kirchlichen Leben und zur Glaubenspraxis, die ich im Folgenden erläutern möchte, beziehen sich auf die Gemeinschaften in der Ukraine – das ist selbstverständlich. Nach dem einen vorliegen-

den Bild sind die Kirchen Strukturen und Einrichtungen mit Hierarchien und einer geistlichen Führungsspitze. Diese Perspektive sieht die Kirchen als Organisationen und, wenn man so will, „Operationen“: Dieses Bild bezieht sich in gewisser Weise auf messbare Größen: Man kann Kirche durchaus beschreiben als „so viele sind es“. Die Bedeutung dieses Zugangs zum Kirchenleben mit Bischöfen und Priestern, Kirchengebäuden und Seminaren und natürlich selbstverständlich auch Gläubigen ist ganz offensichtlich. Diese Perspektive bezieht sich auch auf Pastoralprogramme und traditionelle Dienste, die bis zu einem gewissen Grade ebenfalls statistisch erfasst werden können. Bestimmte Aufgaben gehören dazu. All diese zählbaren Faktoren und Modelle aus der Vergangenheit, so authentisch sie auch sein mögen, bieten jedoch keine Antwort auf viele zentrale Fragen und rufen stattdessen nach einem umfassenden Bild des kirchlichen Lebens, auf das ich gleich eingehen werde. Vorstellungen und Hoffnungen sind notwendig für eine gute kirchliche Struktur, wirkungsvolle Programme und Dienste sind unerlässlich. Ohne eine solche Perspektive ist es nicht möglich, auf die Zukunft des kirchlichen Lebens hinzuwirken.

So ähnlich ist es auch mit der Ökumene. Es gibt nur wenige Muster, die sich aus der Geschichte und historischen Praxis für das Verhältnis zwischen Orthodoxen und Katholiken in der Ukraine nutzen lassen. Die traditionelle Priorität der globalen Ökumene hilft kaum weiter. Da Unstimmigkeiten zwischen den Konfessionen zu den offensichtlichen Widersprüchen des Christentums zählen, gehören „Glaube und Ordnung“ als Kernthemen von vornherein zum ökumenischen Gespräch des 20. Jahrhunderts. Zur gleichen Zeit hat natürlich die ökumenische Bewegung gerade auch Fragen wie „Leben und Arbeit“ behandelt, da die soziale Frage dazu beigetragen hat, die Anhänger Christi zu einigen. Weil die Ukraine jedoch über den größten Zeitraum des vergangenen Jahrhunderts hinweg unter totalitärer Kontrolle stand, konnten diese ökumenischen Ansätze nur sporadisch umgesetzt werden.

Im Rahmen des sich langsam entwickelnden ukrainischen ökumenischen Dialogs innerhalb der letzten zwanzig Jahre erfuhren die Bereiche „Glaube und Ordnung“ und „Leben und Arbeit“ mehr als zuvor

Aufmerksamkeit. Der wichtigste Versuch war die Einrichtung der Kiever kirchlichen Studiengruppe, die zwischen 1992 und 1995 sieben internationale Treffen zwischen Vertretern der orthodoxen Kirche des Patriarchen von Konstantinopel und Vertretern der ukrainischen griechisch-katholischen Kirche durchführte. Diese Gruppe kam auf Konferenzen in Oxford, Stanford (zweimal), Ottawa, Halki/Istanbul und Rom und außerdem inoffiziell in Chevetogne (Belgien) zusammen. Darüber hinaus gab es in den vergangenen beiden Jahrzehnten zahlreiche innerkirchliche Treffen in der Ukraine. Im katholisch-orthodoxen Dialog in der Ukraine wurden die Beziehungen zwischen griechisch-katholischen und orthodoxen Christen oft als ein „Stein des Anstoßes“ gesehen. Es gab in den zwanzig Jahren leider etliche ungenutzte und vertane Chancen. Die Reise von Papst Johannes Paul II. in die Ukraine im Jahr 2001 und die Besuche von Patriarch Bartholomaios I. im Jahr 2008 und von Patriarch Kyrill I. 2009 in die Ukraine waren gute Beispiele für die Möglichkeiten und Gelegenheiten, die innerhalb der ökumenischen Beziehungen leider nicht genutzt wurden.

Die Kühnheit der Kiever kirchlichen Studiengruppe bestand in ihrem Mut, Fragen zu stellen, die nicht in die Parameter der vorangegangenen ökumenischen Diskussion passten. Diese Gruppe von Hierarchen, einschließlich solcher hervorragender Persönlichkeiten wie Erzbischof Kallistos Ware und Metropolit Maxim Hermaniuk, Klerus und Theologen aus ganz Westeuropa und aus der ukrainischen Diaspora, suchten herauszufinden, was bisher paradox war. Man wagte es, eine hypothetische Frage zu stellen: Ist es für die ukrainischen griechisch-katholischen Christen möglich, mit Konstantinopel die kirchliche Gemeinschaft ohne Bruch der Gemeinschaft mit Rom wiederherzustellen?⁵ Über einen Zeitraum von vier kurzen Jahren der Treffen und Überlegungen konnte man natürlich keine zufriedenstellende Antwort finden; vielleicht deshalb, weil eine Antwort unmöglich ist. Mit der Befreiung der Kirchen in der Ukraine nach der Wende konnte die Frage nicht beantwortet werden, ohne dass man sich auch in politische Strukturen eingemischt hätte.

5 Zu diesen Überlegungen vgl. auch Antoine Arjakovsky: Das Konzept der „Kiewer Kirche“ – ein Weg zur Annäherung der Konfessionen in der Ukraine. In: OST-WEST. Europäische Perspektiven 10 (2009), H. 3, S. 189–194.

Einige Zeitgenossen haben offen ihre Geringschätzung gegenüber den Bemühungen der Kiever kirchlichen Studiengruppe geäußert, etwa im Sinne von „Was ist das für eine Frage!“, „Wie kann man über die Gemeinschaft zwischen Griechisch-Katholischen und Konstantinopel sprechen, ohne das Schisma zwischen Rom und der lateinischen Christenheit auf der einen Seite und der gesamten orthodoxen Gemeinschaft auf der anderen Seite zu beachten?“ Einerseits ist es klar, dass wir das nicht können, auf der anderen Seite kann Gott solche provozierenden Fragen zulassen, um Perspektiven zu öffnen. Die kirchliche Einheit ist nicht nur ein jurisdiktioneller Akt oder eine Sache des kanonischen Rechts. Sie ist in allererster Linie göttlicher Wille und das Geheimnis des Lebens mit Gott, dessen Geist weht, wo er will. Die nicht einer Logik gehorchende, irrationale Qualität des geistlichen Lebens und des Glaubens der Kirche ist vorrangig und durchdringend. Die Hauptwahrheiten sind nicht „entweder – oder“, sondern „sowohl – als auch“: Unser Retter Jesus Christus ist Gott *und* Mensch, die Heilige Dreieinigkeit ist einer und drei, das Reich Gottes ist schon da und es ist auch noch im Kommen.

Ohne eine neue und kreative Vorstellung von lebendiger Kirche sind das Leben und die Ökumene in der Ukraine (und eigentlich überall) nach meiner Vorstellung schlicht und einfach unmöglich. Wenn wir mit unserem postrationalistischen Bewusstsein unseren Herzen einen Stoß geben und sehen, dass nur noch wenig Zeit vor dem Beginn des Reiches Gottes vor uns liegt, dann können wir solche Fragen auch stellen. Hier und jetzt bestehe ich nicht auf einer konkreten Antwort, aber ich bestehe auf dem Prozess der Vorstellung und des Fragens. Ohne solche Bilder und Vorstellungen, die uns vorwärts bringen, machen wir es den Kirchen möglich, sich hinter Angst und Verbitterung zu verstecken und in einem Sumpf aus Nostalgie, Herzenshärte, letztlich Bedeutungslosigkeit und Vergessen zu versinken. Das Argument ist einfach: Die Welt hat geringen Nutzen davon, wenn der Glaube der Lebenden erstorben ist.

Bevor ich zum Schluss komme, möchte ich Ihnen darlegen, wie unsere Gemeinschaft in der Ukrainischen Katholischen Universität (UCU) versucht, in kreativer Form das künftige Leben der Kirchen und der zwischenkirchlichen Beziehungen zu gestalten. Drei Beispiele sollen dafür

stehen, am Ende der Vorschlag zu einer christlichen Kommunikation als Zeugnis des Wachstums in unserem ökumenischen Zusammenleben.

(1.) Als einen Eckstein der Identität unserer Universität haben wir das *Zeugnis der Märtyrer und Glaubensbekenner* gewählt. Im Allgemeinen möchten sich die meisten Ukrainer von der Erinnerung der jüngsten Vergangenheit lösen: zuviel Leiden, zuviele Fehlschläge, zuviele moralische Kompromisse, zuviele Tränen, zuviel Tod. Paradoxerweise oder, wie wir Christen es ausdrücken würden, mystisch oder sakramental gesehen liegt mit dem österlichen Geheimnis eine Antwort auf die tiefe Sehnsucht der jungen Generation in der Ukraine nach einem neuen geistlichen Leben auf der Hand. Einfache Menschen von der Straße, die sonst nicht weiter aufgefallen sind, haben mit Mut und unter Einsatz ihres Lebens die Freiheit erkämpft und sind damit zu Vorbildern geworden. Die neuen Märtyrer repräsentieren eine dynamische, kreative und effektive Schule für das christliche und kirchliche Leben. Die Märtyrer begegneten der größten Herausforderung des 20. Jahrhunderts: der Bedrohung durch den modernen Totalitarismus und Atheismus. Sie taten das Schwierigste und erfüllten die schwierigsten Aufgaben. Sie hatten weder Macht noch ausgereifte Pläne. Sie hatten weder eine Vorstellung von Strategie noch klare Linien, aber was sie hatten, war ein klares Bild der Kirche. Was sie vor sich hatten, war das Bild des entblößten und gekreuzigten Herrn, begraben und wieder auferstanden. Ihr Bild der Kirche war lebendig und führte sie zur Hoffnung auf das Endziel. Die Märtyrer hatten vor ihren Augen eine Kirche, die das Königreich Gottes bereits in sich umfasst. Sie hatten einen Vorgeschmack des kommenden Reiches Gottes. Was für ein irrationales und unrealistisches Bild! Sie hatten nichts und stellten sich alles vor.

Der Totalitarismus ist Gott sei Dank verschwunden und die, die in der Dunkelheit verschwunden sind, leuchten bis heute in Einfachheit und Glorie fort – es gibt kein besseres Bild für das Kirchenleben und den Ökumenismus in der Ukraine. Das Leben der Märtyrer umfasst viele Lektionen, die wir im Lehrplan der UCU umfassend berücksichtigen.

(2.) Die Universitäten der Welt haben eine ehrwürdige Tradition, Wissen darzulegen und zu sammeln, Kompetenzen zu entfalten und Exper-

tisen auszuarbeiten. Unsere noch sehr junge akademische Tradition kann davon stark profitieren. Eine besondere Herausforderung ist jedoch die Frage, wie ein gut ausgebildeter Jugendlicher von heute in der heutigen konsumorientierten Welt ein Leben in Einfachheit und Demut führen kann. Um hier Unterstützung zu bieten, setzt die Universität *besondere Akzente zur Förderung des menschlichen Zusammenlebens*. So gibt es spirituelle Angebote und psychologische Kurse, die sich mit den Problemen der zwischenmenschlichen Schwäche und Verletzlichkeit auseinandersetzen, denn oft sind es gerade die brilliantesten Köpfe, die in den grundlegenden Bereichen menschlichen Lebens wie Liebe, Beziehung, Treue, Familie und Elternschaft versagen.

Um die Themen „Menschliches Leben“ und „Christliche Freiheit“ angemessen in der Öffentlichkeit zu vertreten, hat die UCU geistig Behinderte der Organisationen „L'Arche“ und „Glaube und Licht“⁶ in ihre Gemeinschaft aufgenommen. In der Ukraine wird diese Bewegung vom Emmaus-Center der UCU unterstützt. Alle unsere Fakultäten und Studenten engagieren sich dort und haben damit die Chance, von Menschen ohne Fassade oder akademische Ansprüche etwas zu lernen. Es bringt die Menschen auf die Erde zurück, zurück zu den Grundlagen des Lebens. Selbstverständlich bedurfte es vieler Anstrengungen, geistig Behinderte in das Leben einer Universität einzufügen. Die Bemühungen tragen aber so reiche Früchte, dass wir das Ganze weiter ausbauen möchten. Renovabis hilft dabei dankbarerweise mit.

(3.) Das *Institut für Ökumenische Studien an der UCU* bemüht sich ebenfalls, kreative Vorstellungen zu entwickeln. An erster Stelle ist festzuhalten: Die Leitung des Instituts ist ökumenisch. Vater Ivan Dacko, ein sicher vielen bekannter griechisch-katholischer Priester, steht als Präsident an der Spitze, der Direktor ist Professor Antoine Arjakovsky, ein französischer orthodoxer Theologe mit russischem Hintergrund, Enkel

6 Die internationale ökumenische Organisation „L'Arche“ wurde 1964 von dem Kanadier Jean Vanier gegründet und hat es sich zum Ziel gesetzt, Menschen mit und ohne geistige Behinderungen in Wohngemeinschaften zu vereinen, in denen sie gemeinsam aus christlichem Geist heraus leben. Weltweit existieren über 130 Archon in 30 Ländern. Ähnliche Motive bewegten Vanier, 1971 mit Marie-Hélène Mathieu die Bewegung „Glaube und Licht“ zu gründen, in deren Gruppen Behinderte und Nichtbehinderte, Familienmitglieder und Freunde regelmäßig zusammen kommen.

des bekannten orthodoxen Märtyrers Vater Dimitri Klepenin. (Dies klingt natürlich noch vergleichsweise moderat, aber wir können ruhig kühner sein. Ich hoffe, dass wir uns einen ukrainischen griechisch-katholischen Theologen eines Tages als Direktor eines Ökumenischen Instituts der Moskauer Theologischen Akademie in Moskau oder zumindest in Kiev vorstellen können.) Das Institut hat seine Tätigkeit nicht etwa mit einer Konferenz zum Filioque, sondern zum Thema „Freundschaft als ein ökumenischer Wert“ eröffnet. Darüber hinaus hat das Institut die Universität dazu inspiriert, diesen Wert auch in die Praxis umzusetzen, indem es „Semaines sociales“ in der Ukraine⁷ eingeführt hat. Außerdem hat das Institut zur Förderung der Versöhnungsarbeit einen Film zum Thema „Heilung der Erinnerungen“ hergestellt und bietet ein ökumenisch ausgerichtetes Masterprogramm „Ökumenische Studien“ an. Die Zusammenarbeit im Stab, bei den Mitarbeitern und Studenten ist ein beredtes Beispiel für die Vorstellung einer interkonfessionellen Zukunft der Ukraine und vielleicht auch anderer Länder.

Wir brauchen alle eine Chance, um uns das vorzustellen. Nicht nur in der Ukraine können wir also große Hoffnungen auf ein kirchliches Leben in einer lebendigen Atmosphäre hegen – einer Atmosphäre, frei, offen und getragen vom authentischen Gefühl der Gemeinschaft. Besonders in der heutigen Ukraine ist das oft nicht einfach; manchmal brauchen alle Menschen ein wenig Normalität.

Die Normalität bezieht sich auf die Grundlage, dass Gott Mensch geworden ist. Daraus ergeben sich ganz einfach Realitäten für die Menschen und Völker in Europa. In den beiden letzten Jahrzehnten hat sich eine geopolitische Revolution in Mittel- und Osteuropa zugetragen, nicht zuletzt durch den Wandel in den ukrainisch-polnischen Beziehungen. Es ist ein Geschenk Gottes, dass dies nach Jahrhunderten der Reibungen und der Gewalt zwischen Polen und Ukrainern möglich gewor-

7 Wie schon der Name andeutet, handelt es sich um eine aus Frankreich stammende Form von Zusammenkünften engagierter Katholiken zur Diskussion über Fragen der katholischen Soziallehre mit dem Ziel, die stärker werdende Kluft zwischen der Kirche und der modernen Arbeitswelt zu überbrücken. Die „Semaines Sociales de France“ entstanden zu Beginn des 20. Jahrhunderts (erstes Treffen in Lyon 1904) und spielen bis heute eine beachtliche Rolle in der französischen Gesellschaft; vgl. dazu auch <http://www.ssf-fr.org>.

den ist. Viele Faktoren trugen zu einem vollständig neuen, konstruktiven Zugang bei, besonders Arbeiten aus Polen wie beispielsweise von Jerzy Giedroyc, von Anführern und Mitgliedern der Solidarność und natürlich von Papst Johannes Paul II. Jahrhundertlang hielten die Polen die Ukrainer nicht für eine eigenständige Nation und unterdrückten die Menschen, ihre Kultur und auch ihre Sprache, die als bloßer Dialekt abgetan wurde. Zweimal im 20. Jahrhundert sind Polen und Ukrainer kriegerisch aufeinandergeprallt. Der verwickelte Prozess der Neubesinnung und Formulierung neuer Verhaltensweisen kann hier nicht im Einzelnen beschrieben werden. Es muss ausreichen, wenn gesagt wird, dass Polen 1991 das erste Land war, das die ukrainische Unabhängigkeit anerkannt hat. Zahlreiche Programme der polnischen Regierung, von Nichtregierungsorganisationen, von Universitäten und seitens der Kirche haben einen unschätzbaren Beitrag dazu geleistet, den Prozess des Umbaus der Ukraine in nachsowjetischer Zeit zu befördern und den Aufbau einer Zivilgesellschaft in der Ukraine zu gestalten. Während der „Orangen Revolution“ hat Polen der Ukraine Hilfe zum Ausbau der Demokratie geleistet. Nach 2005 tat Polen alles, was möglich war, um der Ukraine den Weg in die EU zu ebnen. Keine europäische Nation hat die politischen und wirtschaftlichen Bedürfnisse der unabhängigen Ukraine so effektiv und konsequent unterstützt wie Polen.

Wäre es möglich, sich ähnliche Veränderungen im Blick auf die Haltung Russlands gegenüber der Ukraine oder der Russischen Orthodoxen Kirche mit Blick auf die griechisch-katholische Kirche vorzustellen? Hier ist natürlich wirklich sehr viel Vorstellungskraft notwendig. Im Moment gibt es 4.000 russischsprachige Schulen und ca. 10 Millionen Bürger russischer Nationalität in der Ukraine. Es gibt ungefähr zwischen sechs und acht Millionen Ukrainer in der Russischen Föderation, für die es aber keine ukrainischsprachigen Schulen gibt. Ist es möglich sich vorzustellen, dass diese beiden Kulturen sich in der Zukunft begegnen? Es gibt 11.000 Pfarreien in der Jurisdiktion des Moskauer Patriarchats in der Ukraine. Ist es möglich sich vorzustellen, dass es ein ausdrücklich offiziell anerkanntes Netzwerk von griechisch-katholischen Pfarreien für die ungefähr eine Million griechischen Katholiken in der Russischen Föderation geben könnte? Heute sind nur ganze 15 grie-

chisch-katholische Priester in Russland tätig, und das unter sehr unsicheren Rechtsbedingungen.

Diese Statistiken entsprechen den Tatsachen, und wir müssen so realistisch sein, darin auch eine Abkehr von der Entfaltung christlicher Hoffnung zu sehen. Neuere Entwicklungen in den acht Monaten seit dem Renovabis-Kongress sind leider alles andere als ermutigend. Gegenwärtig zeichnen sich neo-imperiale Ideologien auf der russischen Seite ab, auch die ROK steht diesem Weg der „kontrollierten Demokratie“ unter Putin und Medwedjew durchaus wohlwollend gegenüber.⁸ Traktate der sowjetischen Ideologie werden in vollem Umfang wiederbelebt. Schulbücher verharmlosen das auf Völkermord aufbauende Erbe des Kommunismus. Die sowjetische Geschichte wird wieder glorifiziert und selbst der Stalinismus und die Person Stalins werden rehabilitiert. Das ukrainische Erziehungsministerium wird von der russischen Seite ermutigt, ukrainische und russische Schulbücher zu harmonisieren. Am 5. Mai 2010 wurde in der ukrainischen Stadt Saporischja zum Gedenktag des Endes des Zweiten Weltkriegs ein Stalindenkmal enthüllt, das ähnlich wie in Moskau und an anderen Orten den „Verdiensten des Generalissimus“ gewidmet ist. Etwas Entsprechendes – eine Rehabilitierung des Nationalsozialismus oder eine Verherrlichung Hitlers – wäre anderswo in Europa undenkbar, aber genau das geschieht in der Ukraine. Wie bei den ukrainisch-polnischen Beziehungen vor 50 Jahren wird es notwendig sein, noch einmal ganz von vorne zu beginnen. Ist es möglich, in einem halben Jahrhundert zu einer solchen geopolitischen, kulturellen und geistigen Versöhnung zu kommen? Ist es möglich sich vorzustellen, dass Russland die ganze Würde der ukrainischen Kultur, ihrer religiösen Ausdruckskraft, ihrer nationalen Ansprüche und ihrer Staatlichkeit anerkennt? Es wird nicht nur der Vorstellungskraft, sondern auch des christlichen Zeugnisses bedürfen, der „Hoffnung wider alle Hoffnung“; und harter systematischer Arbeit, damit dies geschehen kann.

8 Beispiele dafür bietet das Heft „Kirche und Politik in Russland“ der Zeitschrift OST-WEST. Europäische Perspektiven 11 (2010), H. 1; besonders hingewiesen sei auf die Beiträge von Christoph Mühl: Die Russische Orthodoxe Kirche unter Patriarch Kyrill I. – Rückblick auf sein erstes Amtsjahr (ebd., S. 4–15), und von Katja Richters: Die Russische Orthodoxe Kirche zwischen Patriotismus und Nationalismus (ebd., S. 39–47).

Viele Ukrainer wären glücklich, wenn das kirchliche Leben und die ökumenischen Beziehungen ein wenig „normaler“ wären. Damit solche Hoffnungen Wirklichkeit werden können, ist der beste Führer natürlich unser Herr. Nach den Maßstäben unserer Welt war der Plan Jesu von vorneherein zum Scheitern verurteilt. Sogar seine engsten Mitstreiter haben ihn verlassen, am Ende seiner irdischen Mission stand er ganz allein. Die Strategie Christi war nicht auf eine große Zahl oder die Schaffung von Strukturen gerichtet. Jesus war ein Zeuge der Wahrheit über Gott und Mensch und er gebrauchte das Wort und das Instrument des Selbstopfers. Voll auf dem Boden der rabbinischen Tradition des Judentums stehend, forderte er kühn den Traditionalismus seiner Zeit heraus. Jesus warf viele Fragen auf, hinterließ aber kein Kompendium mit Antworten. Aber er lehrte uns, zu hoffen und die richtigen Dinge zu tun ohne Blick auf die Konsequenzen. Das bedeutet, im Leben für Gott und die Wahrheit Zeugnis abzulegen, selbst wenn der Triumph der Wahrheit und des Guten nach menschlichen Maßstäben nicht vorhersehbar ist. Vor seiner Passion betonte Jesus in seiner Unterweisung beim letzten Abendmahl noch einmal, dass seine Jünger einig sein sollten.

Wie können wir nun gemeinsam handeln und den Weg gehen, den Christus für uns aufgezeigt hat? Wir stellen diese Frage in der UCU und suchen nach Metaphern ebenso wie nach konkreten Methoden. Bitte erlauben Sie mir, die Metapher und zugleich konkrete Form der „Prozession“, eines gemeinsamen Gehens, einer Pilgerfahrt zu wählen, bei der keineswegs die Erklärung der Glaubenslehren Voraussetzung für ein erstes Händeschütteln und die erste Meile der gemeinsamen Reise bildet. Eine solche Prozession umfasst solche, die an der Spitze flott voranschreiten, und andere, die weiter hinten bleiben, solche mit schnellem Schritt und andere, die eher langsam gehen. Einige singen mit denen an der Spitze gemeinsam im Chor, andere singen für sich allein oder summen nur die Melodie, weil sie den Text nicht kennen. Wieder andere hören nur zu, weil sie sich überhaupt erst in die Riten hineinfinden wollen; das sind diejenigen, die erst später hinzugekommen sind. Und schließlich gibt es bei der Prozession noch die Schaulustigen, die am Wegesrand stehen oder aus den Fenstern zuschauen und sich nicht satt sehen können an diesem wunderbaren Ereignis vor ihren Augen. An

der UCU ist die Gemeinschaft zu dieser Pilgerfahrt aufgebrochen. Wir sind auf einer wirklichen Pilgerreise und hoffen, dass auch Sie alle sich uns anschließen!

Abschließende Bemerkungen

Heute ist die Erkenntnis der von Gott gegebenen Freiheit und Würde aller Menschen mehr denn je eine Voraussetzung für den ökumenischen Dialog und die Versöhnung. Wie die obige historische Darstellung gezeigt hat, hatten die ukrainischen Kirchen im 20. Jahrhundert nur wenig Freiheit und Würde. Erschwert wird das Erlangen von Freiheit und Würde nach dem Trauma des Totalitarismus durch die kulturellen und anthropologischen Herausforderungen der globalen Welt. Wenn die ökumenische Bewegung in der Ukraine erfolgreich sein soll, müssen unsere Freunde in aller Welt uns auf dem Weg, den wir beschritten haben, begleiten und unterstützen. Die Geschichte erinnert uns leider auch an einen destruktiven und aggressiven Nationalismus, vor dem die Kirchen nicht gefeit sind; dieser Nationalismus ist expansiv und sucht den Nächsten zu unterjochen. Die Gefahr solcher Tendenzen darf nicht von der Hand gewiesen werden. Aber es gibt auch eine profunde kirchliche Sehnsucht nach einem Leben in Freude in der überlieferten Kultur und in der von Gott gegebenen Würde. Unser christlicher Glaube ist keine abstrakte Philosophie oder Ideologie. Er ist eine Pilgerfahrt von Individuen und Gemeinschaften durch Zeit und Raum. Die Gestalt dieser Pilgerfahrt ist ein historisches, kulturelles und menschliches Phänomen. Der Sohn Gottes ist in die menschliche Gemeinschaft eingetreten, in eine konkrete Zeit und einen Raum, in eine Kultur und eine Sprache, die nicht nur die Mitmenschen Jesu und ihre Kultur und Sprache geheiligt hat, sondern *alle* Völker, Kulturen und Sprachen.

Die Kirchen in der Ukraine müssen die Herausforderung dieses göttlichen Planes erkennen und ihn in ihrer ökumenischen Vision für ihr Land umsetzen. Nach einem Jahrtausend christlicher Erfahrungen – stets mühsam, manchmal herausfordernd, oft reich und lebensspendend – haben die Ukrainer ein Recht darauf, dass ihre eigene Geschichte anerkannt

und ihre Identität gewahrt wird. Sie wollen frei sein, nicht um das Drama ihrer eigenen Geschichte umzudeuten oder zu verleugnen, sondern um es zu heilen. Nach Jahrhunderten einer systematischen sprachlichen Russifizierung hoffen sie, dass sie nun im privaten und öffentlichen Bereich ihre von Gott gegebene Sprache in Schrift, Fernsehen und Film, im politischen, intellektuellen und wirtschaftlichen Diskurs verwenden können. Viele Christen der Ukraine, die griechisch-katholische Kirche unter der weisen Führung ihres geistlichen Oberhauptes und Vaters Kardinal Lubomyr Husar und die UCU wirken bei diesem Prozess mit.

In meiner Darstellung habe ich zwei Wege der Betrachtung von Dingen versucht, die beide grundlegend sind. Die vorgestellten Einsichten sind natürlich im Fluss. Ich behaupte nicht, dass mir alle Lösungen und alle Einzelargumente, die ich hier nur unvollständig vorgestellt habe, bereits vorliegen, hoffe aber, dass die Freiheit und zugleich Offenheit, mit denen ich meine Ausführungen vorgestellt habe, als ein Zeichen meines Respekts und meiner Zuneigung begriffen werden. Sie sind ein Zeugnis für die Offenheit der gesamten heutigen Diskussion. Meine Vorredner Johannes Oeldemann und Konstantin Sigov haben sich ebenfalls in der einen oder anderen Weise auf diese beiden Vorstellungen bezogen, indem sie die historische Dimension der Problematik dargelegt und erläutert haben, was zu tun ist. Auch sie haben uns ermutigt, schöpferisch zu denken, unsere Herzen zu öffnen und unser Bewusstsein bereit zu machen für die Wunder, die Gott geschehen lassen kann.

Wie wir uns die Entwicklung vorstellen und was wir uns vorstellen, ist von großer Bedeutung. Eine gute praktische Umsetzung schafft uns Möglichkeiten im Hier und Jetzt. Oft klagen wir natürlich über die Zahlen. So ist die Zahl der Priester in Deutschland stark zurückgegangen, sodass sich im Vergleich zur Stärke der Vergangenheit der Eindruck einer echten Krise aufdrängt. Man sollte aber die Vergangenheit der Kirche in Deutschland, die großen Jahrhunderte der frühen Christenheit oder das erste Jahrtausend der ungeteilten Kirche nicht vorschnell idealisieren. Das Königreich Gottes ist immer nahe, es kann jederzeit anbrechen, in wenigen Minuten, Stunden oder Tagen. Die Dauer des Zwischenspiels ist völlig zweitrangig.

Dass die Kirche in einigen Regionen rapide an Kraft verliert, ist kein Grund zur Verzweiflung. Jesus selbst ist hier ein Beispiel. Nach drei Jahren des Wirkens hatte er nur einen kleinen Kreis um sich versammelt, der ihn dann im Moment der Verhaftung sogar im Stich gelassen hat. Daher, liebe Schwestern und Brüder in Deutschland, verzweifelt nicht angesichts der sinkenden Zahl von Priestern, Nonnen und Mönchen. Auch in den ersten Jahrhunderten war die Zahl der Christen gering, vielleicht umfasste sie nur 200.000 oder 300.000 Menschen. Sind Zahlen also wirklich so wichtig? Wir stehen einem Geheimnis gegenüber, das wir mit unserem Verstand nicht fassen können. Wir müssen tun, was wir tun können, wo immer wir stehen. Alles Übrige liegt in Gottes Hand.

Wir sind dazu berufen, zu sehen und darauf zu vertrauen, dass Gott groß ist. Er ist größer, als es unser begrenzter Verstand zu ermessen vermag. Er ist viel größer als unsere Hoffnungen und wird sich auch um unsere Schwestern und Brüder kümmern. Er liebt sie nicht weniger. Er liebt die Menschen hier und heute in Deutschland nicht weniger als in den fünfziger Jahren, als die geistlichen Seminare noch voll waren. Er liebt die Menschen des 21. Jahrhunderts nicht weniger als die in den goldenen Tagen der Kirchenväter zur Zeit von Johannes Chrysostomos, wo die Kirche eine solche Rolle für die Menschen spielte, dass sie auf den Marktplätzen von Konstantinopel über die Theologie der Dreifaltigkeit diskutierten. Heute bin ich in erster Linie ein Manager. Obwohl ich Biologie, Philosophie, Theologie und Geschichte studiert habe, muss ich mich überwiegend mit Geldbeschaffung, Programmplanung, Personalentwicklung und Konfliktbeilegung beschäftigen. Ich wurde Ihnen als Historiker vorgestellt, denn das Ganze war natürlich auch ein historischer Beitrag. Technische und strukturelle Überlegungen stehen wie bei vielen der Anwesenden im Mittelpunkt des Alltags. Aber ich hoffe trotzdem, dass wir niemals vergessen, wieviel wichtiger der große und starke Gott für uns ist. Wenn wir zum Denken und Hoffen frei genug sind, dann können wir auch beten und erkennen, dass die Welt groß und erfüllt von Gottes Gnade ist. Das erfüllt uns zugleich mit Demut und macht uns offen für die Ankunft seines Reiches.

Diskussion zu den Vorträgen von Dr. Oeldemann, Professor Sigov und Professor Gudziak:

Dr. Jennifer Wasmuth:

Auch wenn die Vorträge den vorgesehenen Zeitrahmen gesprengt haben, zeigt doch der Applaus, wie wichtig Ihre Ausführungen waren. Professor Bremer wird jetzt als Anwalt des Publikums einige Fragen aus dem Publikum zu Gehör bringen.

Prof. Dr. Thomas Bremer:

Die meisten Fragen beziehen sich auf die ersten beiden Referenten. Für Johannes Oeldemann habe ich drei Fragen unterschiedlichen Charakters:

- Papst Benedikt XVI. hat den Titel „Patriarch des Westens“ abgelegt. Ist das ein Rückschritt?
- Zweite Frage: Müssen wir nicht von manchen traditionellen Vorstellungen abrücken, z. B. vom Prinzip „ein Bischof in einer Stadt“, um Ökumene zu verwirklichen? Der Begriff „lebendige Tradition“ würde nahelegen, dass man eben auch in dieser Hinsicht Änderungen mit einbringt.
- Die dritte Frage ist eigentlich eine Doppelfrage: Was ist die Rolle der unierten Kirchen, z. B. in der Ukraine, wenn man über die in Punkt drei des Vortrags genannten Chancen im orthodox-katholischen Dialog spricht? Befinden sich die mit Rom unierten Kirchen in der gelebten geistlichen und wiederentdeckten Einheit, also nach Punkt vier des Vortrags, oder sollten auch die unierten Kirchen diese dreifache Einheit mitsuchen?

Dr. Johannes Oeldemann:

Vielen Dank für diese Fragen! Was den Titel „Patriarch des Westens“ angeht, so hat es ja, nachdem die Streichung dieses Titels aus dem „Anuario Pontificio“ in der Tat zu einigen ökumenischen Irritationen geführt hatte, diesbezüglich eine Erklärung des Päpstlichen Einheitsrates gegeben, auf die ich an dieser Stelle verweisen möchte. Man kann die Streichung des Patriarchentitels in dem Sinne missverstehen, dass dadurch der Anspruch auf den Universalprimat des Papstes verstärkt würde. Man kann diesen Schritt aber auch als eine Öffnung sehen, inso-

fern er vielleicht die Möglichkeit eröffnet, auch innerhalb der katholischen Weltkirche patriarchale Ebenen unterhalb der Ebene des päpstlichen Primats zu etablieren. Ich habe davon in meinem Vortrag gesprochen. Wenn man das Dokument von Ravenna und die darin betonte Interdependenz von Primat und Synodalität auf allen Ebenen der Kirche ernst nimmt, dann brauchen wir auch Formen der Primatsausübung unterhalb der Ebene des päpstlichen Primats, und vielleicht ist die Streichung des Patriarchentitels durch den Papst ein erster Schritt in die Richtung, solche Formen zu etablieren.

Was das alte Prinzip, in einer Stadt sollte es nur einen Bischof geben, betrifft, so ist es in der Tat so, dass im Sinne einer lebendigen Tradition vielleicht eine Fortschreibung insofern erforderlich ist, als wir heute nicht mehr die getrennten Lebensräume vorfinden, wie wir sie im ersten Jahrtausend größtenteils hatten, sondern die westliche Kirche eben auch im Osten präsent ist, wie umgekehrt die orthodoxe Kirche auch im Westen präsent ist und natürlich jede dieser Kirchen nicht nur Priester braucht, die sich um ihre Gläubigen dort kümmern, sondern auch Bischöfe benötigt. Wir haben ja auch in der katholischen Kirche längst nicht mehr dieses Prinzip, sondern es gibt Städte, wo wir drei, vier oder noch mehr katholische Bischöfe unterschiedlicher Riten haben, des lateinischen und der verschiedenen östlichen Riten, sodass es auch in unserer Kirche kein strikt durchgehaltenes Prinzip mehr ist. Dennoch brauchen wir natürlich, wenn wir nach der Einheit der Kirche streben, eine Form, um die *Communio* dieser Bischöfe zum Ausdruck zu bringen, sei es in einer synodalen Form, sei es auf irgendeine andere Weise. Es muss zum Ausdruck kommen, dass es nicht ein Nebeneinander verschiedener Kirchen, verschiedener Strukturen ist, sondern ein Miteinander verschiedener Traditionen innerhalb der einen Kirche.

Und darin sehe ich, um auf den letzten Punkt einzugehen, auch die Rolle der Unierten. Sie sind ein – bei uns in Deutschland und in den westlichen Ländern – viel zu wenig bekanntes Beispiel dafür, welche Vielfalt auch innerkatholisch möglich ist. Sie bieten insofern in der Tat eine Chance innerhalb der orthodox-katholischen Ökumene, allerdings nur dann, wenn man ihnen auch die Freiheit lässt, sich zu entwickeln,

ihren Weg zu suchen, um sich in diesen drei Punkten, die ich zum Schluss genannt habe, im orthodox-katholischen Dialog einzufinden. Auf die Frage, welche Rolle die Unierten in der Ökumene spielen können und sollen, gibt es keine fertigen Antworten, von denen man sagen könnte: Das ist für diese mit Rom unierten Kirchen das Modell der Zukunft. Aber es gibt natürlich eine Richtung, in die man denken muss – Borys Gudziak hat sie in seinem Vortrag angedeutet –, wie eine *Communio* denkbar ist, die die lateinischen Katholiken, die griechischen Katholiken und die orthodoxen Schwestern und Brüder umfassen wird.

Prof. Dr. Thomas Bremer:

Nun drei Fragen an Professor Sigov:

- Ist es in der Ukrainischen Orthodoxen Kirche möglich, auf ökumenische Weise an sakramentalen Handlungen (wie z. B. Beerdigungen oder Gottesdiensten ohne den Charakter einer Messe) teilzunehmen? Es gibt Informationen darüber, dass die Heilige Synode der Rumänischen Orthodoxen Kirche solche gemeinsamen Handlungen verboten hat. Wie steht es damit in der Ukraine?
- Wir diskutieren über die Situation in der Ukraine, wo es leider drei verschiedene orthodoxe Kirchen gibt. Warum ist die orthodoxe Kirche auf dem diesjährigen Renovabis-Kongress durch ein Mitglied der Kirche des Moskauer Patriarchats und nicht durch eines der beiden anderen Kirchen vertreten?
- Sie haben über die Theologie von Tertullian gesprochen, die sich von den aktuellen Problemen unterscheidet. Könnten Sie dieses Argument bitte noch etwas vertiefen?

Prof. Dr. Konstantin Sigov:

Lassen Sie mich mit der dritten Frage beginnen. Tertullian stellte eine Frage, die heute immer noch gültig ist: Was haben Athen und Jerusalem gemeinsam? Was haben Wissenschaft und Kirche gemeinsam? Der offizielle Atheismus in der UdSSR hielt diese Frage für überholt und erledigt. Aber die UdSSR ist verschwunden, die fundamentale Frage geblieben. Ihre Schärfe erlangt heute eine neue Gestalt. Wie werden Universitäten und Akademien in der postatheistischen Welt aussehen? Welchen Platz wird die Theologie unter den Fakultäten besetzen? In

den deutschen Universitäten wird diese Frage anders als in den französischen beantwortet. Die Universitäten in der Ukraine von heute suchen unter verschiedenen Alternativen nach Wegen.

Was die Frage nach der Vertretung der orthodoxen Kirche anbetrifft, so definiert sich der Teilnehmerkreis eines Kongresses durch den Veranstalter und nicht durch seine Gäste. Die Wahl ist meist verbunden mit dem Thema des Kongresses und seinem Platz im Verhältnis zu anderen Veranstaltungen seiner Art, die verschiedene Teilnehmer zusammenbringen. Auch die Christlich-Akademische Gesellschaft in der Ukraine hat solche Erfahrungen gemacht. Vor nicht allzu langer Zeit veranstaltete die Universität „Kiev-Mohyla-Akademie“ eine Konferenz zur Kiever Tradition, die verschiedene interessierte Vertreter aus allen Teilen des Christentums versammelte.

Bezüglich der Sakramente gibt es keine Zweifel an der gegenseitigen Anerkennung der Sakramente durch die orthodoxe und die katholische Kirche. Entscheidungen wie die aus Rumänien vorgestellten wurden in der Ukraine bisher nicht gefällt. Jenseits aller liturgischen Praxis ist eine große Bandbreite an Annäherungen möglich; ich denke da auch an die unterschiedlichen Schwerpunkte und Gebräuche in den Regionen unseres Landes.

Prof. Dr. Thomas Bremer:

Nun habe ich noch zwei Fragen ganz unterschiedlicher Art für Professor Gudziak:

- Wie schätzen Sie die Reise des russischen Patriarchen Kyrill in die Ukraine ein, die ja vor einiger Zeit stattgefunden hat?
- Wie könnten Sie Ihre Vorstellung in die konkrete Situation der Kirchen in der Ukraine übersetzen? Konkreter gesagt: Welche Gestalt sollte die vorgeschlagene „Kirche der Kiever Tradition“ haben?

Prof. Dr. Borys Gudziak:

Um mit der zweiten Frage zu beginnen: „Vorstellung“ bezeichnet keine eindeutige Methode zur Gestaltung einer konkreten Gestalt. Vielmehr ist darunter die Bewegung in eine ganz bestimmte Richtung zu verste-

hen. Die grundlegende Aussage und der fundamentale Imperativ sind für mich in den Worten des Evangeliums „Seid eins!“ enthalten. Natürlich hat die Existenz von Jurisdiktion, Strukturen, Hierarchien und kulturellen Unterschieden weitreichende Konsequenzen. Dennoch hat der Herr vor seinem Leiden in Wort und Tat das eine Gebot in eindeutiger Form gegeben: dass wir eins sein sollen, dass wir zusammen beten und am Tisch sitzen und uns gegenseitig in die Augen schauen sollen. Das ist es, was ich mir vorstelle. Wenn wir uns ganz dem Geist der Einheit öffnen, werden wir auch fähig sein, sichtbare Strukturen der Einheit zu schaffen. Metropolit Andrej Szeptycki, der von 1901 bis 1944 an der Spitze der griechisch-katholischen Kirche der Ukraine stand und zu den Vätern der Ost-West-Ökumene zählt, stellte fest, dass wir deshalb nicht vereint sind, weil wir die Einheit gar nicht *wollen*.

Ich möchte meine Überlegungen noch einmal mit einer Metapher aus unserer konkreten Erfahrung in der Ukraine erläutern. Für viele Christen in der Ukraine sind Pilgerreisen und Prozessionen inzwischen wieder bedeutende geistliche und ökumenische Ausdrucksformen praktizierten Christentums. Gegenwärtig versuchen wir, diese Einsicht auch in die Architektur der UCU einzubringen. Die Anlage des neuen Campus der Universität ist einem Prozessionsweg nachempfunden; er lädt zu einem Weg des Miteinanders im Gebet und Gesang ein. Menschen unterschiedlichster Herkunft, bedrückt von unterschiedlichsten Problemen, können dort von verschiedenen Zugängen her miteinander pilgern und sich austauschen. Vielleicht wäre es auch ein interessantes Projekt für Renovabis, eine oder mehrere kurze Pilgerfahrten zu organisieren, eine in Deutschland, eine in Rumänien, eine in Russland und eine in der Ukraine. Eine solche Pilgerreise wäre ein einfaches und doch klares Zeichen für die Einheit. Wie wunderbar wäre es, wenn Bischöfe, Universitätsrektoren und andere leitende Persönlichkeiten sich die Zeit nehmen würden, mit den Gläubigen ein Stück des Weges zu pilgern. Wenn der Heilige Vater diese Idee unterstützen würde, wären auch Bischöfe und Kardinäle bereit, bei solchen Pilgerreisen mitzugehen. Ein gemeinsamer Weg über vielleicht hundert Kilometer unter Leitung der Bischöfe würde uns eine konkrete Vorstellung der Erfahrung von Einheit vermitteln, die Christus für uns gewollt hat, eine Ein-

heit, bei der das Opfer des Einzelnen Anteil hat an der gemeinsamen Pascha-Erfahrung der Einheit aller, die an Christi Passion und Auferstehung glauben. Dies wäre ein ganz besonderes Zeichen in einer Zeit, in der sich Kirche und Christentum in Europa in einer Krise befinden.

Patriarch Kyrills Besuch war von sehr großer Bedeutung. Für seinen Mut, dies zu tun, kann man ihn nur loben. Allerdings war die Reise ganz offensichtlich auch von politischer Natur, getragen von einer ausdrücklichen nostalgischen Erinnerung an das „große Russland“. Nur zu schnell werden da historische Erinnerungen wach, auf die ich in meinem Vortrag angespielt habe. Gerade in der Sowjetunion wurde die Kirche all ihres Reichtums und ihrer Macht entkleidet, so wie Christus während seiner Passion als Vorspiel zu Tod und Auferstehung. Nach der Auferstehung kommt die Herrlichkeit, aber keine Herrlichkeit „von dieser Welt“. Nach welcher Macht und Herrlichkeit sollten die Kirchen des Ostens denn nach den Erfahrungen des Leidens und der Auferstehung streben? Das ist keine einfache Frage, und ich beanspruche nicht, dafür eine umfassende Antwort zu haben. Natürlich ist es wesentlich, kirchliche Strukturen zu erneuern und der Kirche einen angemessenen Ort in der Gesellschaft einzuräumen. Aber besteht nicht auch eine Gefahr in einer Erneuerung, wenn sie nur Vergangenes wiederherstellen will? Kann der „Ort“ der Kirche in der Gesellschaft derselbe sein wie zuvor? Ist die Vergangenheit ein Modell oder eine Versuchung? Ich sehe hier große Probleme, und Patriarch Kyrill hat diese in den ersten Tagen seines Besuchs sicher auch gespürt. Bitte erinnern Sie sich daran, dass sich die Ukraine auf den Präsidentschaftswahlkampf vorbereitete, in den Russland und das Moskauer Patriarchat eklatant verwickelt waren.

Einen besseren Schlüssel zu den Herzen der Ukrainer fand der Patriarch in den letzten Tagen seiner Reise, in deren Mittelpunkt geistliche Aussagen standen. Eine unglaubliche Verantwortung lastet auf ihm. Er wirkt an der Gestaltung des russischen Selbstbewusstseins mit, und Russland ist eine einflussreiche Weltmacht mit der Hoffnung, sich wieder zu einer Supermacht zu entwickeln. Der Patriarch spürt um sich herum den Druck der Nostalgie, die Russland wieder zu einem imperialen Status verhelfen möchte. Andererseits erfuhr er prägende Ein-

drücke durch den genialen und zugleich widersprüchlichen Metropoliten Nikodim von Leningrad, der vom sowjetischen Geheimdienst und von den staatlichen Behörden dermaßen unter Druck gesetzt worden ist, dass er schon mit 49 Jahren einem Herzanfall erlegen ist. Nikodim hat unter großem Einsatz den Dialog mit der weltlichen Macht gesucht, wofür er wahrhaftig nicht zu beneiden war. Obwohl die heutige Staatsmacht offiziell schon lange nicht mehr kommunistisch geprägt ist, bleibt die ideologische Formung und totalitäre Vergangenheit Teil ihrer Agenda, oft sogar explizit. Heutzutage sind die Versuchungen und Verlockungen für Patriarch Kyrill weniger klar, als sie es beispielsweise für Metropolit Nikodim waren. Ich möchte hier kein Urteil über sein Verhalten unter Berücksichtigung seiner Lage in den siebziger Jahren im Vergleich zum Verhalten von Patriarch Kyrill in der Gegenwart fällen. Ich weiß auch nicht, ob und wie ich dieses verantwortungsvolle Amt ausüben könnte. Was würde ich beispielsweise tun, wenn Ministerpräsident Putin mir mehrere Millionen Euro für den Ausbau der UCU versprechen würde? Das ist wohl ziemlich unwahrscheinlich – dennoch eine interessante und nicht einfache geistliche, moralische und auch sehr praxisbezogene Frage. Auf jeden Fall kann Patriarch Kyrill meiner Gebete sicher sein.

Prof. Dr. Thomas Bremer:

Ich habe nun noch viele Fragen vorliegen, aber wir schaffen es aus zeitlichen Gründen nicht, nochmals eine komplette Fragerunde durchzuführen. Deswegen will ich zunächst einfach kurz und auszugsweise einige Themen aus den Fragen nennen, damit man wenigstens sehen kann, worum es gegangen wäre:

- Das Kirchenrecht der katholischen Ostkirchen (CCEO) – welche Bedeutung hat es für die Orthodoxie?
- Die Anerkennung der Taufe, wenn man schon nicht gemeinsam Eucharistie feiern kann.
- Kann man eine Parallele zwischen der Situation in der Ukraine und jener in Bosnien und Herzegowina bzw. der konfliktreichen Geschichte (wie es in der Frage heißt) zwischen den katholischen Kroaten und den orthodoxen Serben ziehen? Also eine Frage, wie Christen zur Versöhnung beitragen können.

- Wenn die lebendige Tradition sich ändern soll und ändern kann, wie weit kann denn diese Änderung gehen und wo sind die Grenzen solcher Möglichkeiten?

Ich habe einen Hinweis von einem Vertreter der Russischen Orthodoxen Kirche bekommen, der erwähnt werden sollte. Er möchte kritisieren, was im Vortrag von Professor Gudziak gesagt worden ist. Es gibt – so schreibt er hier – in Russland 18 griechisch-katholische Pfarreien und 15 ukrainische Schulen, die Zahl Null ist also nach der Aussage dieses Vertreters für beide Fälle nicht zutreffend.

Und zum Abschluss habe ich noch eine Frage, die vielleicht etwas ungewöhnlich ist, da sie an die Moderatorin, Frau Dr. Wasmuth, geht: Besteht in den evangelischen Kirchen die Sorge, dass der Dialog der katholischen Kirche mit der orthodoxen Kirche den katholisch-evangelischen Dialog in eine fernere Zukunft verschiebt? Geht eine solche Intensivierung der Bemühungen sozusagen zu Lasten der Beziehungen zur evangelischen Kirche?

Dr. Jennifer Wasmuth:

Die Frage trifft mich etwas unvorbereitet, zumal es in diesem Rahmen auch schwierig ist, darauf zu antworten. Ich denke, eine Verschlechterung zeichnet sich tatsächlich ab, zumal ja in der evangelischen Kirche zur Zeit die Tendenz besteht, die Profile der Konfessionen sehr stark zu betonen. Es besteht damit die Gefahr, statt der Gemeinsamkeiten zu sehr die Unterschiede herauszuarbeiten. Ich persönlich bin da nicht so pessimistisch, denn wenn es einen Fortschritt im katholisch-orthodoxen Dialog gibt, dann – so meine ich aufgrund der guten Beziehungen, die es im katholisch-evangelischen Dialog in Deutschland gibt – werden auch wir davon profitieren können.

Ich danke allen hier auf dem Podium für die Vorträge und Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und für die Fragen, die Sie gestellt haben.

Einführung in den dritten Kongresstag

Der gestrige Tag brachte die Vielfalt und den Reichtum unseres Themas zu besonderer Entfaltung. Das Spannungsfeld von Vielfalt und Einheit war bestimmend für die Analyse von Johannes Oeldemann, mit der er die Chancen und die Probleme im orthodox-katholischen Dialog untersuchte. Dabei hat er uns verdeutlicht, wie der Dialog es erreichen kann, dass schwierige Begriffe von Hindernissen hin zu Inspirationsquellen entwickelt werden können, wenn sie in ihrer vollen Bedeutung gewürdigt werden. Ich erinnere an den lebendigen Begriff von Tradition, über den er sprach, ein Begriff, der in die Zukunft weist, statt in der Vergangenheit zu verharren. Mit dem Spannungsfeld von Nation und Universalität hat der Referent außerdem auf das Thema unseres letztjährigen Renovabis-Kongresses über Religion und Nation im 21. Jahrhundert verwiesen.

Die Erwartungen, die viele an die Behandlung des Themas „Ukraine“ geknüpft hatten, wurden wahrlich nicht enttäuscht. Konstantin Sigov zeigte in fesselnder Weise, wie das Netz des Dialogs in der Ukraine zwischen Katholiken der griechischen und lateinischen Tradition auf der einen und den anderen christlichen Konfessionen auf der anderen Seite in den letzten Jahren immer fester geknüpft wurde und wie in diesem Gewebe, wie er sagte, allmählich das Grundmuster der alten Kiever Tradition wieder sichtbar werden könnte.

Borys Gudziak schließlich ließ sein vorbereitetes Manuskript beiseite und rief stattdessen die Vorstellungskraft des Auditoriums wach. Welches Bild, so fragte er uns, kann ein jeder abseits der stets weiter notwendigen Mühen des Dialogs und der Konsenspapiere für sich entwerfen – welches lebendige Bild vom Leben der Kirche und der ökumenischen Bewegung in der Zukunft? Für diesen Appell an den Mut einer vom Heiligen Geist geleiteten Vision erhielt er den Beifall der Zuhörer.



Unser Kongress will, wie eingangs gesagt, die Kontexte untersuchen, in denen sich der heutige Dialog zwischen den Christen in Ost und West vollzieht und von denen auch unsere Hoffnungen und Visionen nicht unbeeinflusst bleiben. Einer der wichtigsten Kontexte ist, wie es in den letzten Tagen immer wieder anklang, der Pluralismus der heutigen globalisierten Welt. Diesem Thema ist der letzte Tag unseres Kongresses gewidmet. Ich freue mich, dass wir auch für den heutigen Vormittag eine erfahrene Moderatorin gewonnen haben, die ich Ihnen vorstellen darf. Frau Gertrud Casel studierte Psychologie und Katholische Theologie in Bonn und Nijmegen und schloss das Psychologiestudium mit dem Diplom ab. Sie war mehrere Jahre Bundesvorsitzende des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend, dann Generalsekretärin der Katholischen Frauengemeinschaft in Deutschland, anschließend für einige Jahre Referatsleiterin im Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, bis sie im Jahr 2002 die noch heute von ihr ausgeübte Aufgabe der Geschäftsführerin der Deutschen Kommission Justitia et Pax übernahm.

Die Herausforderungen des Pluralismus. Überlegungen aus Sicht der orthodoxen Kirche*

Mit dem Problem des Pluralismus sehen sich heute alle Kirchen und Religionsgemeinschaften konfrontiert, im Westen ebenso wie im Osten. Für die Orthodoxie gibt es jedoch eine Reihe von Besonderheiten, denn die orthodoxe Kirche lebte, kurz gesagt, mit Ausnahme der ersten Jahrhunderte des Christentums überhaupt nicht in einer pluralistischen Gesellschaft. Dem Pluralismus begegnete sie erstmals im 20. Jahrhundert. Jetzt müssen wir Orthodoxen mit einer Situation umzugehen lernen, die unserer historischen, geistlichen und kulturellen Erfahrung fremd ist.

Für die Orthodoxie war die Religion niemals nur Privatsache, im Gegenteil. Die Religion umfasste das ganze Leben des Menschen und der Gesellschaft. In orthodoxer Weltsicht symbolisiert das Kirchengebäude zum Beispiel den ganzen Kosmos, die ganze Schöpfung in ihrer Beziehung zu Gott. Die Wahrheit über die Welt, über den Menschen, das ist jene Wahrheit, die im Endergebnis die Menschen vereint und ihnen eine einheitliche Lebensphilosophie gibt. So kann man in der orthodoxen Tradition schwerlich irgendwelche Hinweise auf den Pluralismus als etwas Positives finden. Deshalb ergab sich bei jeder Krise der orthodoxen Welt, der byzantinischen wie der russischen, als erste Reaktion der Orthodoxen, die sich mit solchen Umständen konfrontiert sahen, ein apokalyptisches Verhältnis gegenüber den Ergebnissen und die Verneinung anderer Daseinsmöglichkeiten. Anpassung, Koexistenz oder Pluralismus galten als Verrat und Tragödie. Unter pragmatischen Gesichtspunkten ist es unstrittig, dass wir alle nicht miteinander leben können, wenn wir nicht allgemeine Prinzipien eines Pluralismus akzeptieren. Pluralismus ist heute

* Bischof Serafim von Bobrujsk ist seit 2007 Bischof der Weißrussischen Orthodoxen Kirche. Bereits seit 2000 wirkt er als Professor an der Theologisch-Orthodoxen Fakultät in Minsk. – Sein nachstehender kurzer Vortrag wurde von Dr. Friedemann Kluge aus dem Russischen ins Deutsche übertragen.

*Neben Bischof Serafim
Dr. Anna Briskina-Müller
als Dolmetscherin*



eine objektive Lebensnotwendigkeit. Doch der grundlegende orthodoxe Zweifel hält an der Frage fest, ob der Westen, der die Philosophie des Pluralismus am Ende einer langen Erfahrungskette hervorgebracht hat, den Pluralismus tatsächlich nicht nur in pragmatischer Hinsicht, sondern auch in seinem Verhältnis zur Wahrheit rechtfertigt.

Heute leben wir gewissermaßen noch im ersten Stadium des Pluralismus. Wenn wir andere für uns als ernsthafte Dialogpartner entdecken und der Akzent auf Begegnung liegt, dann werden in diesem Stadium Argwohn, Angst und Zwang und alles, was die Beziehungen zwischen den Religionen und Völkern im Laufe vieler Jahrhunderte vergiftet hat, überwunden. In einem solchen Verständnis von Pluralismus können alle Menschen eine gemeinsame Sprache finden, denn dann stimmen alle darin überein, dass die Kenntnis des anderen und seine Anerkennung als anderer *keine* Kapitulation vor der Wahrheit ist. Wenn dieser erste Schritt erfolgt ist, folgt aber noch der eigentlich schwierige: Von der pragmatischen Rechtfertigung des Pluralismus müssen wir zu seiner Ausfaltung im Gebiet der religiösen Überzeugungen überwechseln. Hier ähnelt die orthodoxe Position der Haltung, die sie in der ökumenischen Bewegung hat. Die orthodoxen Kirchen sind nach ihrem Selbstverständnis katholisch und apostolisch und zugleich Mitglieder des Ökumenischen Rates. Gleichzeitig erkennen sie keinerlei ekklesiologischen Relativismus an und sehen auch keinen Grund dafür, von ihrem Selbstverständnis abzurücken. Genau dies gilt auch im Hinblick auf das Problem des Pluralismus. Dieser kann nur dann eine positive Erscheinung sein, wenn er die religiöse Gestalt der Welt als solche akzeptiert

und deren stetige Wechselbeziehung zur Wahrheit nicht ignoriert. Das wichtigste und tiefste Bestreben aller großen Religionen war und ist die Sehnsucht nach der letztendlichen und allumfassenden Einheit, die freilich innerweltlich niemals verwirklicht worden ist. Es gibt eine alt ehrwürdige Ikone der Gottesmutter mit der Inschrift „An Dir, Du Segensreiche, freut sich alle Kreatur“. Sie spiegelt besser als alles andere die Vision der ganzen Schöpfung, des Menschen und der Natur wider, die in Gott vereint sind, wodurch die Tragödie der innerlichen Zerrissenheit des Menschen überwunden wird.

Demnach müssen wir uns dem Pluralismus von zwei Seiten her nähern. In pragmatischer Hinsicht gilt es ihn zu akzeptieren, insofern darin heute der einzige Schutz vor Chaos und Fanatismus besteht. Gleichzeitig aber lehnen wir ihn als einzige und letzte Lösung für die Schaffung einer gesunden Gesellschaft ab. Wir lehnen einen solchen Pluralismus ab, der dem menschlichen Herzen den Traum von der vollständigen Vereinigung in Gott nimmt.

Die wichtigste Frage besteht darin, ob Pluralismus und Relativismus ein und dieselbe Erscheinung sind oder nicht. Mit anderen Worten: Bedeutet Pluralismus eine gegenseitige Anerkennung auf der Basis von Gleichgültigkeit? Ist eine Einheit lediglich im Rahmen eines minimalen Dogmas, eines minimalen Konsenses, eines gemeinsamen Nenners möglich? Das erste Stadium des Pluralismus bedeutet: Ein pragmatischer Pluralismus kann und soll so eine stabile Grundlage geben für das Verständnis und die gewissenhafte Erforschung dessen, was uns trennt. Gerade hier wird die wahre Reife der pluralistischen Gesellschaft auf eine entscheidende Probe gestellt. Im Rahmen des Pluralismus müssen wir uns auf Augenhöhe und ehrlich begegnen, ohne dabei unsere Überzeugungen zu verleugnen.

So heißt die letzte und wichtigste Frage zum Pluralismus: Müssen wir, die wir ein Teil der pluralistischen Gesellschaft sind, nicht damit beginnen, von dem bereits eingetretenen ersten Stadium des Pluralismus zum zweiten vorzudringen, um einander in der Tiefe unserer Traditionen hinsichtlich der Sicht des Menschen und der Welt zu begegnen?

Die Herausforderungen des Pluralismus. Überlegungen aus Sicht der Ukrainischen griechisch-katholischen Kirche

Einleitung: Freiheit und Pluralismus – Gabe und Aufgabe

20 Jahre nach dem Fall der Berliner Mauer erinnert die griechisch-katholische Kirche der Ukraine (UGKK) an ein anderes wichtiges Ereignis: Ende November 1989 wurde sie in der damaligen Sowjetunion legalisiert. Dies geschah durch den großen Druck der Gläubigen, darunter auch Dissidenten aus Kreisen der Intellektuellen, die für die Rechte der seit 1946 offiziell verbotenen mit Rom unierten Kirche eintraten. Diese Bewegung hatte bereits unmittelbar nach der Pseudosynode von Lemberg 1946 begonnen und Ende der achtziger Jahre mit Hungerstreiks auf dem Arbat in Moskau sowie in zahlreichen Kundgebungen und Gottesdiensten unter freiem Himmel ihren Höhepunkt erreicht. Diese Ereignisse standen am Beginn einer neuen Periode in der Geschichte der Kirche und der ukrainischen Gesellschaft – der Periode der Freiheit, unter anderem der Religionsfreiheit. Diese zeigt sich jedoch wesentlich komplexer, als man anfangs vermutet hat. So beschreibt der Publizist, Dissident und Vizerektor der Ukrainischen Katholischen Universität Myroslav Marynovych die Lage und die damaligen Erwartungen von Kirche und Gesellschaft mit folgenden Worten:

„Noch Ende der achtziger Jahre sehnten sich alle nach Religionsfreiheit, mit der es dann scheinbar keine Probleme mehr geben sollte. Religionsfreiheit bedeutete demnach Freiheit von Verfolgung aufgrund religiöser Überzeugungen und Treue zur eigenen Kirche, die vom kommunistischen Regime nicht immer eingeräumt wurde. Religionsfreiheit hieß zum Beispiel für die Lehrer, an den Osterfeiertagen nicht mehr an den Kircheneingängen stehen zu müssen, um diejenigen ihrer Schüler

aufzuschreiben, die am Karfreitag zur Verehrung des Grabtuches Christi gingen. Für die Geistlichen ihrerseits bedeutete diese Freiheit, dass sie von der Pflicht befreit wurden, ‚freiwillige Informanten‘ des KGB zu sein. Genau nach dieser Freiheit sehnten sich die Menschen, und sie haben sie Anfang der neunziger Jahre auch bekommen.“¹

Unter Religionsfreiheit kann man jedoch zweierlei verstehen, darauf hat bereits Wladimir Solowjew (1853–1900) hingewiesen. Seiner Meinung nach bedeutet Religionsfreiheit erstens die Unabhängigkeit des gesamten kirchlichen Wesens (sowohl der Geistlichen als auch der Laien) von der äußeren Macht des Staates; dies meint auch Myroslav Marynowych. Und zweitens meint sie die Unabhängigkeit jedes einzelnen in Religionsangelegenheiten, also das Recht eines jeden Menschen, sich offen zu der einen oder anderen Glaubensrichtung zu bekennen, frei von einem Bekenntnis zu einem anderen übertreten zu können und ihm anzugehören, sowie verschiedene Religionen und religiöse Ideen straflos verkünden zu dürfen.² Diese zweite Seite der Religionsfreiheit ist in den ukrainischen Verhältnissen sehr schnell sichtbar geworden und, wie Professor Marynowych bemerkt, „man begegnete nur wenigen traditionellen religiösen Gemeinden, die über diese Realität nicht schockiert waren, die sich weit davon entfernt zeigte von dem, was man sich erhofft hatte. Die Religionsfreiheit legalisierte das, was schmerzlich alle rosaroten Pläne durchkreuzte, die festgelegten Vorstellungen erschütterte und harte Fragen an das Selbstverständnis der Christen stellte, auf welche die ukrainische emotionale Seele sich weigerte, selbstverständliche Antworten zu geben“.³

Mit der Gabe der Freiheit kamen also auch bis dahin unbekannte und ungeahnte Probleme und Herausforderungen. Erstens zeigte sich die ukrainische Gesellschaft als eine äußerst vielschichtige und vielfach

1 M. Маринович: Українська ідея і християнство, або Коли гарцюють кольорові коні Апокаліпсису. Київ 2003, S. 338-339. (Myroslav Marynowych: Die ukrainische Idee und das Christentum, oder: Wenn die bunten Pferde der Apokalypse reiten. Kiev 2003.)

2 Vgl. В. Соловйов: Про Вселенську Церкву. Київ 2000, укр. пер. П. Чаєра, S. 389. (Wladimir Solowjew: Über die allgemeine Kirche. Kiev 2000; ins Ukrainische übersetzt von P.Tschasta.)

3 Marynowych (wie Anm. 1), ebd.



verwirrende Realität. Aus einer ehemals homogenen Gesellschaft ist eine deutlich multikonfessionelle geworden. Dies gilt sowohl für den früher überwiegend katholischen Westen als auch für den vom ukrainischen Dichter Taras Schewtschenko besungenen „orthodoxen Osten“: Bereits Anfang der neunziger Jahre stellte sich heraus, dass Galizien, in dem das kommunistische Regime etwas kürzer geherrscht hatte und wo sich mittlerweile die Mehrheit der christlichen Gemeinden befindet, sehr wenig an das Galizien des Metropoliten Szeptycki erinnert. Die große Migration und die Gegenwart der orthodoxen Kirche in den Nachkriegsjahren haben dazu geführt, dass sich das religiöse Gesicht der Westukraine unwiderruflich verändert hat. Die Ostukraine oder „Großukraine“; wie wir sie nennen, wurde zu einem eigenartigen Konglomerat aus verschiedenen Glaubensbekenntnissen und Konfessionen, von Christen und modernen Barbaren, von Gläubigen und Atheisten, von bewussten oder unbewussten Agnostikern, die sich nicht für eine bestimmte Kirche entscheiden wollen.⁴

Die religiöse Landschaft der Ukraine sieht heute etwa so aus: Insgesamt sind über 31.000 religiöse Gemeinden registriert, die zu etwa 55 Kirchen, religiösen Organisationen und Richtungen gehören (darunter sind ca. 300 jüdische und 535 islamische Gemeinden). Etwa 51 Prozent

4 Ebd.

der registrierten Gemeinden gehören zu den drei großen orthodoxen Kirchen in der Ukraine: dem Moskauer Patriarchat, dem Kiever Patriarchat und der Ukrainischen Autokephalen Orthodoxen Kirche. Damit bleibt die Orthodoxie die dominierende Konfession im Land. Die katholische Kirche ist durch die UGKK (Unierte) Kirche mit über 3.500 Pfarrgemeinden und die römisch-katholische Kirche mit etwa 1.000 Gemeinden vertreten. Sehr intensiv entwickelt sich der Protestantismus mit seinen neuen religiösen Bewegungen. Zu den Baptisten, Evangelisten, Sieben-Tage-Adventisten und verschiedenen Pfingstlichen Freikirchen gehören in der Ukraine über 8.200 Gemeinden (24 Prozent der Gemeinden). Außerdem sind die evangelisch-reformierte Kirche mit 114, die deutsche evangelisch-lutherische Kirche mit 38 und die presbyterianische Kirche mit etwa 70 Gemeinden vertreten.

Dabei ist festzustellen, dass sich nur zwischen 36 und 48 Prozent der Befragten zu den orthodoxen Gläubigen (natürlich im konfessionellen Sinn!) bekennen. Aus diesem Grund bezeichnen viele Experten die Ukraine heute überhaupt nicht als ein „orthodoxes Land“. So schreibt Anatolij Kolodnyj, Professor der Nationalen Akademie der Wissenschaften: „Die Ukraine ist kein orthodoxes Land, wie einige sagen, sondern sie ist ein Land mit Dominanz der orthodoxen Konfession.“ Die Vielfalt des religiösen Lebens wird in der Ukraine insbesondere an den Tagen sichtbar, an denen Vertreter der verschiedenen Religionen und christlichen Konfessionen zum Gebet zusammen kommen. Am diesjährigen Fest der Unabhängigkeit zum Beispiel beteten in der Hagia-Sophia Kathedrale in Kiev gemeinsam Vertreter der katholischen und orthodoxen Kirchen, Protestanten, Muslime und Juden. Dies ist bereits der Beginn einer neuen Tradition. Aufgrund solcher Erfahrungen kommen auch einfache Leute zu einer ähnlichen Einschätzung wie Professor Kolodnyj. So konnte man im Internetforum nach der Fernsehübertragung des oben genannten gemeinsamen Gebets lesen: „Nein, nein, die Ukraine ist kein ‚orthodoxes Land‘; sie ist eher ein multikonfessionelles Land, wo, ähnlich wie in den USA, verschiedene Menschen auf ihre je eigene Weise den Schöpfer loben oder auch nicht.“⁵

5 Vgl. http://www.brama.com/news/press/010830forum2_chomiak.html (letzter Zugriff: 22. 03. 2011).

Pluralismus drückt sich aber nicht nur im religiösen Umfeld aus. Er stellt heutzutage eine allgegenwärtige Realität dar, mit der die Christen jeden Tag konfrontiert sind. Die Demokratisierungsprozesse innerhalb des Landes brachten eine Pluralität der Meinungen mit sich. Am politischen Horizont sind an Stelle der einen kommunistischen Partei viele neue Parteien erschienen. Dank der offenen Grenzen sowie der modernen Kommunikationsmittel wird die Ukraine immer mehr ein Teil des „globalen Dorfes“ mit allen positiven und negativen Folgen, sodass man mit dem amerikanischen Philosophen Peter Berger sagen kann: „Pluralismus, der von der Globalisierung angetrieben, verbreitet und verstärkt wird, ist zu einem unabdingbaren Teil des gesellschaftlichen Lebens und des Bewusstseins der Menschen geworden.“⁶ Dies gilt auch für die Ukraine, zumindest was das Leben betrifft, denn im Bewusstsein der Menschen ist diese Tatsache noch nicht ganz angekommen.

Daraus ergibt sich nun eine zentrale Frage: Wie soll sich die Kirche unter diesen Umständen verhalten? Welche Position soll sie beziehen, um ihre eigene Identität nicht zu verlieren, ihrem eigenen Auftrag treu zu bleiben und gleichzeitig eine gefährliche Isolation zu vermeiden? Dafür gibt es keine einfache Lösung. Ich möchte mich diesem Problem auf dreifache Weise annähern, indem ich das Verhalten der Kirche (ich meine hier die UGKK) gegenüber der pluralistischen Gesellschaft, den anderen christlichen Konfessionen und Religionsgruppen und letztendlich den verschiedenen Abspaltungen der einstmaligen Kiever Kirche kurz zu schildern versuche.

***Martyria* und *Diakonia*: Hauptaufgabe der Kirche in einer pluralistischen Gesellschaft**

Als nach der Wende Erzbischof Volodymyr Sterniuk, der unsere Kirche im Untergrund geleitet hatte, gefragt wurde, wie es ihm gelungen sei, das Evangelium in den schwierigen kommunistischen Zeiten zu ver-

6 П. Бергер: Релігійний плюралізм в епоху плюралізму. День, 85, 17.05.2005. (Peter Berger: Der religiöse Pluralismus in der Epoche der Pluralismen. In: „Den“, Nr. 85, 17.05.2005).

künden, antwortete der alte Bischof demütig: „*Wir verrichteten weiter Gottes Werke in Gottes guter Zeit*.“ Tatsächlich hatte unsere Kirche im Laufe ihrer Geschichte ihre Erfahrungen mit den unterschiedlichsten Herrschern machen können. Der Bogen reicht von der durch die Habsburger geförderten Gleichstellung mit der lateinischen Kirche in Galizien über die Existenz als Katholiken zweiter Klasse unter polnischer Herrschaft bis zur offenen Verfolgung im zaristischen Russland und zur staatlich verordneten „Auflösung“ der Kirche in der Ukraine während der Sowjetzeit. Die Herrscher änderten sich, eines aber blieb unverändert, der Auftrag Jesu an seine Kirche: „Geht hin und macht alle Menschen zu meinen Jüngern“ (Mt 28,19), „Ihr werdet meine Zeugen (griechisch: *martyroi*) sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samaria und bis an die Grenzen der Erde“ (Apg 1,8). Diesem Auftrag unseres Meisters versuchte unsere Kirche auch in den schwierigsten Jahren des kommunistischen Regimes treu zu bleiben, sodass man sie als eine „der größten antikommunistischen Oppositionsbewegungen“ in der Ukraine bezeichnete, die zur Überwindung der Sowjetherrschaft wesentlich beigetragen hat.⁷

Heute, nachdem die physische Verfolgung zu Ende ist, bleibt die Hauptaufgabe der Kirche dieselbe, wie sie damals die Vorsteher der Untergrundkirche aufgefasst haben: die Werke Gottes zu verwirklichen, die Werke, die man mit zwei Worten ausdrücken könnte: *martyria* und *diakonia* – *martyria* als Zeugnis der Wahrheit und *diakonia* als Verbreitung der Liebe Gottes in unserer heutigen Welt.

Unter den vielen Stimmen, die den Menschen in einer pluralistischen Gesellschaft entgegen schallen und sie sehr oft verwirren und verlocken, ist es für jeden Menschen wichtig, jene Stimme zu hören, die seiner ursprünglichen und unwiderruflichen Berufung entspricht – der Berufung zum Leben in Wahrheit und Liebe. „Alle Menschen“, schreibt Papst Benedikt XVI. in seiner jüngsten Enzyklika „*Caritas in veritate*“,

7 Vgl. Thomas Mark Németh: Eine Kirche nach der Wende. Die Ukrainische Griechisch-Katholische Kirche im Spiegel ihrer synodalen Tätigkeit. Freistadt 2005, S. 177.

„spüren den inneren Impuls, wahrhaft zu lieben: Liebe und Wahrheit weichen niemals gänzlich von ihnen, denn sie sind die Berufung, die Gott ins Herz und in den Geist eines jeden Menschen gelegt hat“ (CV 1). Die Wahrheit wird in unserer Zeit sehr oft verdunkelt und relativiert, verdreht und verschwiegen. Dadurch verliert aber der Mensch seine echte Freiheit (vgl. Joh 8,22) und seine innere Würde. Eine Gesellschaft, die die Wahrheit ignoriert und sie verrät, wird krank und für den Menschen bedrohlich. Die Wahrheit zu verteidigen, sie demütig und überzeugt vorzubringen und sie im Leben zu bezeugen, ist daher eine anspruchsvolle und unersetzliche Form der Liebe, mit der die Kirche den Menschen von heute dienen soll (vgl. CV 1).

Obwohl die Kirche die Wahrheit, deren Dienerin sie ist, niemandem aufzwingen möchte, ist sie sich bewusst, dass „die Zustimmung zu den Werten des Christentums ein nicht nur nützliches, sondern unverzichtbares Element für den Aufbau einer guten Gesellschaft und einer echten ganzheitlichen Entwicklung des Menschen ist“ (CV 4). Da die Wahrheit in sich eine heilende und befreiende Kraft besitzt, hat die Verkündigung und Verteidigung der Wahrheit durch die Kirche eine therapeutische Auswirkung sowohl auf den einzelnen als auch auf die gesamte Gesellschaft. Damit bringt die Kirche ihre „Mission der Wahrheit“ zum Ausdruck (CV 1) und ihre Berufung, die Zeugin für die Liebe des Vaters in der Welt zu sein (vgl. *Deus caritas est*, 19). Auf diese Weise wird die Kirche auch zu einer „dienenden Kirche“ – ein Begriff, mit dem Walter Kardinal Kasper den Platz der Kirche in einer pluralistischen Gesellschaft von heute bezeichnet.⁸

Um ihre Botschaft, die Liebe, in Wahrheit zu verkünden, zu bezeugen und konsequent erfüllen zu können, muss die Kirche ihre eigene Freiheit ständig bewahren. Denn es wird immer wieder Versuche geben, Kirche in die „Sakristei“ einzusperrern und Religion als reine Privatangelegenheit einzugrenzen. Aus der Tiefe der Jahrhunderte schallt die

⁸ Walter Kasper: La Chiesa e l'Europa di fronte alla sfida del pluralismo, <http://www.giovanimissione.it/spiritualita/clateo01.htm> (letzter Zugriff: 22.03.2011).

Mahnung aus dem Testament Fürst Volodymyrs Monomach⁹ wider: „Lasst nicht zu, dass die Mächtigen den Menschen vernichten.“ Diese Ermahnung nimmt unsere Kirche in der Ukraine ernst und versucht, sie in die Tat umzusetzen. In den letzten 20 Jahren hat die Kirche mehrmals und auf verschiedenen Ebenen ihre Stimme erhoben für die unterdrückten Menschen im Land, für eine christliche Sicht der Familie, für die bedrohte Würde des Menschen, für die Emigranten und für die am meisten vernachlässigten Mitglieder der Gesellschaft. Mit diesen Schritten spielt die Kirche die Rolle Johannes des Täufers, indem sie die herrschende Ungerechtigkeit, die Korruption und den Missbrauch von Macht seitens der Regierenden tadelt und zu Gerechtigkeit, Verantwortung und Solidarität aufruft. Dies ist auf keinen Fall etwas Neues oder Besonderes. Die Kirche in der Ukraine spielte in allen historischen Perioden eine bedeutende Rolle in der kulturellen, sozialen und politischen Entwicklung der Bevölkerung. Heute können wir sagen, dass eines der größten Verbrechen des sowjetischen Systems gegen die Kirche das bewusste Streben danach war, die Kontinuität der Tradition, der Verbundenheit zwischen Kirche und Gesellschaft abzubrechen. Man muss zugeben, dass es den kommunistischen Ideologen bis zu einem gewissen Grad gelungen ist, die Geistlichen in der damaligen Sowjetunion daran zu gewöhnen, die kirchliche Predigt nur innerhalb der Kirchenräume vorzutragen und nicht in die Öffentlichkeit zu gehen. In diesem Zusammenhang kann und soll die katholische Kirche mit ihrer langen Tradition der Soziallehre dazu beitragen, die Künstlichkeit und Schädlichkeit eines solchen Beispiels für das kirchliche Selbstverständnis aufzuzeigen und es zu überwinden helfen. Tatsächlich liegt im Verzicht der Kirche auf Verschlussenheit und Selbstisolierung ein Weg, der am meisten Erfolg verspricht und eine Perspektive für die Zukunft verheißt, nämlich der Weg zur Verwirklichung der eigentlichen Sendung

9 Großfürst Volodymyr II. (russisch Wladimir) Monomach (1053-1125) regierte ab 1113 und zählt zu den bedeutendsten Herrschern der Kiever Rus, d. h. des ersten ostslawischen Großreiches, das sich im 9. Jahrhundert um das Gebiet des heutigen Kiev herausbildete. Entscheidend für die Entwicklung des Reichs war die Übernahme des Christentums in orthodoxer Gestalt unter Großfürst Volodymyr I. (988, „Taufe der Kiever Rus“).

der Kirche – und das ist die soteriologische Perspektive, anders gesagt: den Menschen den Weg zum Retter und Erlöser weisen.¹⁰

Andererseits kann eine weitere Gefahr darin bestehen, dass die Kirche bei der Verbreitung ihrer Lehre nicht auf die Kraft des Heiligen Geistes, sondern auf die Macht des Staates bauen wird. Mit ernsten Worten warnt daher Wladimir Solowjew die Kirchen: „Es gibt eine einzige absolut notwendige Voraussetzung, um den geistlichen Kampf zu ermöglichen: dass die Kirche Religionsfreiheit hat und dass sie dem Staat nicht unterworfen ist.“ Er fährt mit einem ausdrucksstarken Bild fort: „Der, dessen Hände gebunden sind, kann sich nicht mit eigenen Mitteln verteidigen. Ungewollt muss er sich auf die Hilfe anderer verlassen. Die Staatskirche, die endgültig der weltlichen Macht unterworfen ist und ausschließlich dank deren guten Willens existiert, verzichtet dadurch auf ihre eigene geistliche Stärke.“¹¹ Selbstverständlich kann eine solche Kirche ihrer Berufung für die Gesellschaft nicht gerecht werden. Glücklicherweise ist es bei uns unmöglich geworden, eine bestimmte Konfession zur Staatskirche zu machen oder für sie einen „besonderen Platz zu schaffen“. Vor dem Gesetz und vor dem Staat sind wir grundsätzlich gleich. Die traditionellen Kirchen müssen nun lernen, immer mehr sie selbst zu werden und als Kirche zu wirken, um dadurch ein Zeichen der Hoffnung für die Menschen unserer Zeit zu bleiben.

Herausforderung des religiösen Pluralismus: Dialog und Zusammenarbeit zwischen Konfessionen und Religionen

Die religiöse Pluralität der Gesellschaft muss nicht als eine Bedrohung der konfessionellen Homogenität betrachtet werden. Zunächst einmal ist die konfessionelle Pluralität in der heutigen Ukraine eine *Tatsache*, an der nicht zu rütteln ist. Zweitens: Obwohl diese Pluralität eine He-

¹⁰ Vgl. A. Юраш: Церква і суспільство: рух однією траєкторією. в: Соціально зорієнтовані документи Української Греко-Католицької Церкви (1989–2008). Львів 2008, S. 634 (Andrej Jurash: Kirche und Gesellschaft: Die Bewegung auf derselben Bahn. In: Sozialorientierte Dokumente der Ukrainischen Griechisch-Katholischen Kirche [1989-2008]. Lviv 2008).

erausforderung vor allem für die traditionellen und bis jetzt dominanten Konfessionen darstellt, kann sie auch zu einer *Chance* werden – für die einzelnen Kirchen ebenso wie für die gesamte Gesellschaft. Bereits jetzt kann man zunehmende positive Einflüsse der westlichen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften feststellen. Das westliche Christentum verfügt beispielsweise über eine hoch entwickelte Soziallehre und, was besonders wichtig ist, auch über die Fähigkeit, sie im Leben umzusetzen. Für die moderne ukrainische Gesellschaft, in der soziale Fragen immer mehr in den Vordergrund getreten sind, kann sich die Erfahrung der westlichen Kirchen daher als unschätzbar wichtig erweisen.¹²

Obwohl das religiöse Massenbewusstsein der Ukrainer die Ukraine noch nicht als einen Treffpunkt der drei christlichen Hauptkonfessionen – Orthodoxie, Katholizismus und Protestantismus – wahrnimmt, muss an die Stelle scharfer Konkurrenz die besonnene Arbeit der ukrainischen Kirchen an der Formung einer eigenen Identität treten und der Dialog und die Zusammenarbeit mit den anderen Religionen gewagt werden.¹³ Dieser Prozess schreitet bereits seit einigen Jahren sehr erfolgreich voran. Ich denke dabei an ein Gremium, das mit Recht als eine der wertvollsten Errungenschaften der heutigen religiösen Ukraine bezeichnet werden kann: den „Gesamtukrainischen Rat der Kirchen und religiösen Organisationen“, dem die wichtigsten Konfessionen angehören, darunter Orthodoxe (aller Jurisdiktionen), Katholiken, Protestanten, Juden und Moslems. Zu seinen Hauptaufgaben zählen die Behandlung aktueller Fragen des religiösen Lebens, die Erarbeitung von Vorschlägen für die Weiterentwicklung der Religionsgesetzgebung, die Koordination karitativer Vorhaben, die Förderung des interkonfessionellen Verständnisses und die Unterstützung des Engagements religiöser Gemeinschaften für die geistige Erneuerung des Landes. Was 1996 paradoxerweise vom Staat als ein Kontrollinstrument über die Kirchen und religiösen Organisationen gedacht und vom damaligen Präsidenten Leonid Kutschma ins Leben gerufen worden war, wurde de facto, dank

11 Solowjew (wie Anm. 2, oben S. 184), S. 390.

12 Vgl. Marynowych (wie Anm. 1, oben S. 184), S. 350.

13 Vgl. ebd., S. 342 f.

der gemeinsamen Bemühungen der Mitglieder des Rates, zu einer nationalen interreligiösen Plattform des Dialogs und der Zusammenarbeit.

„Pluralismus“ überwinden – die Einheit der Kiever Kirche wiederherstellen

Eine besondere Aufmerksamkeit verdient die Frage der Koexistenz der vier „traditionellen“ Kirchen. Es geht um die Kirchen, die in der Vergangenheit eine einzige Metropole gebildet haben und in ihren Wurzeln auf die Taufe Fürst Volodymyrs im Jahr 988 zurückgehen.¹⁴ Nun besteht die Herausforderung im Kontext ihrer nicht immer einfachen Beziehungen darin, dass „die Pluralität der ukrainischen Kirchen byzantinischer Abstammung von der Gesellschaft nicht als ein konfessioneller Pluralismus betrachtet wird, mit dem man sich letzten Endes abfinden und versöhnen muss, sondern als eine Spaltung, als die zeitweilige Verletzung einer Norm, die einer Korrektur bedarf. Das kollektive Gedächtnis des Volkes bewahrt das Bild *einer* Kiever Kirche, und eben dieser Kirche soll der Status einer Ortskirche (*pomisna*) erteilt werden“.¹⁵

Professor Marynovych bemerkt in diesem Zusammenhang, dass alle interessierten Seiten auf die eine oder andere Weise die Spaltung der Kiever Kirche verurteilen und eigene Modelle für die Überwindung dieser konflikträchtigen Spaltung vorschlagen. In all den Vorschlägen wird als Hauptweg der Überwindung der Konfliktsituationen die Wiederherstellung der Einheit der Kiever Kirche genannt. Wenn es um die orthodoxen Modelle der zukünftigen Einheit geht, so kann man bei deren Analyse den Eindruck gewinnen, dass man unter „Einheit“ überwiegend die Absorbierung der „konkurrierenden“ Kirche durch die ei-

14 Heute sind es folgende Kirchen: Die Ukrainische Orthodoxe Kirche, die in Einheit mit dem Moskauer Patriarchat steht, mit dem Metropoliten Volodymyr (Sabodan) an der Spitze, die Ukrainische Orthodoxe Kirche des Kiever Patriarchats mit Patriarch Filaret (Denysenko), die Ukrainische Orthodoxe Autokephale Kirche mit dem Metropoliten Mefodij (Kudrjakov) und die Ukrainische griechisch-katholische Kirche (UGKK) unter der Leitung von Großerbischof Lubomyr Kardinal Husar.

15 Marynovych (wie Anm. 1, oben S. 184), S. 365.

gene versteht. Unter solchen Umständen würde aber jede Vereinigung den Verlust der charakteristischen Besonderheiten der „absorbierten“ Kirchen bedeuten und die Negation ihrer bisherigen Erfahrungen. In dieser Situation kann man die jetzige Unbestimmtheit sogar als positiv betrachten, da sie den Kirchen ermöglicht, sich den anderen besser „anzupassen“, die eigene Position zu klären und die der anderen besser verstehen zu versuchen.

Als eine der Nachfolgerinnen der Kiever Metropole hat auch die UGKK ihre eigene Position in der „Ökumenischen Position der UGKK“ ausgearbeitet, die im Jahre 2000 von der Synode der Bischöfe der UGKK verabschiedet, im Jahre 2005 durch den Hirtenbrief „Das eine Volk Gottes im Land der Kiever Berge“ ergänzt und in den Briefen an die Vorsteher der orthodoxen Kirchen in der Ukraine zu Ostern 2008 vertieft und konkretisiert wurde.

Inzwischen werden gemeinsame Initiativen ergriffen und realisiert, die als Plattform für eine weitere Verständigung und Annäherung der vier „traditionellen Kirchen“ der Ukraine dienen können. So wurde ein informeller „Rat der Kirchen der Taufe des Heiligen Volodymyr“ ins Leben gerufen. Seit einiger Zeit arbeitet das St. Clemens-Zentrum mit bemerkenswertem Erfolg (wir haben darüber gestern ausführlich von Professor Sigov gehört); das Ökumenische Institut an der Ukrainischen Katholischen Universität entwickelt eine vielgestaltige Tätigkeit. Erwähnen möchte ich weiterhin die internationale und interkonfessionelle Konferenz über die Kiever Kirche, die vor einem Jahr in Kiev stattgefunden hat und von Renovabis gefördert wurde – um nur eines der positiven und vielversprechenden Projekte anzuführen.

Ich bin davon überzeugt, dass es unausweichlich ist, den Weg der gegenseitigen Verzeihung und Versöhnung fortzusetzen, die Beziehungen unter den Kirchen der Kiever Tradition zu fördern, um so die Grundlagen für die zukünftige Wiedervereinigung zu schaffen. Die Versöhnung ist eine der ersten Aufgaben, die vor uns allen steht. Die Erfahrung Deutschlands in dieser Hinsicht (ich meine damit die Versöhnungsprozesse mit Frankreich, mit Polen und innerhalb des Landes) kann uns

sehr hilfreich sein. Für mich persönlich war sehr aufschlussreich, was Dr. Oeldemann gestern in seinem Vortrag dargelegt hat, nämlich über die Notwendigkeit zu lernen, mit den Erinnerungen richtig umzugehen, bevor man versucht, sie zu heilen.

Jedenfalls kann man die ersehnte Einheit weder mit administrativen Maßnahmen noch durch Einmischung des Staates erreichen. Die Einheit ist eine Gabe, die von oben kommen wird und auf die hin wir uns öffnen sollen. Die Kirchen müssen daher den angetretenen Weg weiter gehen und – dies ist von sehr großer Wichtigkeit – in den Herzen der eigenen Gläubigen den Wunsch nach Einheit wecken und aufrecht erhalten. In diesem Sinne wandte sich die UGKK anlässlich der diesjährigen Feier des Festes des Heiligen Volodymyr und des 1021. Jubiläums der Taufe der Kiever Rus¹⁶ mit folgendem Aufruf an die Gläubigen und an „alle Menschen guten Willens“: „Wenn wir in die Vergangenheit zurückblicken, können wir uns vergewissern, welche schrecklichen Folgen wir uns aussetzen, wenn wir aufhören, unserer Berufung zur Einheit in Jesus Christus treu zu bleiben. ... Deshalb müssen wir in dieser festlichen Zeit Gott um Verzeihung bitten für alle unsere Abweichungen von den geistigen Grundlagen unseres Glaubens und Ihm gleichzeitig geloben, dass wir versuchen werden, nach Seinem Göttlichen Willen zu leben und unsere religiösen Überzeugungen so zu verwirklichen, dass es uns letztendlich gelingt, den Weg zu unseren Mitbrüdern im Glauben zu finden. Lassen wir in unseren Herzen den Schmerz der Spaltung der einen Familie Christi in der Ukraine zu! Gleichzeitig aber beschließen wir etwas Konkretes, mag es auch noch so klein sein, was wir unsererseits tun können, um die Spaltung möglichst bald zu überwinden.“

Schlusswort: Auf dem Weg der Freiheit und der Hoffnung voranschreiten

Nach einem Jahrhundert schwerster Prüfungen hat die Ukraine einen „Weg der Freiheit und der Hoffnung“ (Johannes Paul II.) eingeschlagen.

¹⁶ Vgl. dazu auch die Hinweise in Anm. 9 oben S. 190.

Als ein Land mit einer über tausendjährigen christlichen Tradition fühlen wir uns dazu berufen, unsere nationale und europäische Identität zu festigen und in unseren christlichen Wurzeln verankert zu bleiben. In der pluralistischen Welt von heute möchten wir uns von drei Goldenen Regeln leiten lassen:

- erstens: in wesentlichen Fragen Gott und dem Evangelium gegenüber die Treue bewahren,
- zweitens: in den zweitrangigen und nebensächlichen Fragen Flexibilität und Dialogfähigkeit zeigen, und
- drittens: in allem und allen gegenüber die christliche Liebe bezeugen.

Vor kurzem konnte ich ein Kloster im Süden der Halbinsel Krim besuchen, in dem eine kleine Grotte zu sehen ist, die der Heilige Papst Clemens I. während seines Exils Ende des 1. Jahrhunderts in den Felsen gehauen und in der er seine Gottesdienste gefeiert hatte. Auf der Krim ist auch Papst Martin I. im Jahre 655 als Märtyrer gestorben. Jetzt befindet sich in dieser Gegend ein orthodoxes Kloster, dessen drei Patrone die Päpste Clemens und Martin und der Heilige Andreas sind. Dieses Erlebnis brachte mich auf einen Gedanken, mit dem ich meinen Vortrag schließen möchte. Die Heiligkeit und die Heiligen trennen uns nicht, sie vereinen uns, weil sie bereits das Leben, wonach wir uns sehnen, wonach wir streben und wofür wir arbeiten und beten. Wenn wir uns nun in Wahrheit und in Liebe treffen, betreten wir einen Raum der Ewigkeit, in dem unsere heiligen Vorfahren zu Hause sind und wo sich die versöhnten Verschiedenheiten über die vollkommene Einheit freuen. Den Vorgeschmack einer solchen Wirklichkeit haben wir in diesen Tagen hier erleben dürfen, und ich meine, wir haben einen kleinen Schritt – so hoffe ich – in diese Richtung gemacht. Dafür möchte ich den Organisatoren und allen Beteiligten an dieser Konferenz ein herzliches Vergelt's Gott sagen!

Die Herausforderungen des Pluralismus. Überlegungen aus Sicht der römisch- katholischen Kirche

Zu den großen Herausforderungen des 21. Jahrhunderts gehört ohne Zweifel der Schutz des Menschen in allen Phasen seiner Entwicklung. Die Kirche hat sich als einzige Gemeinschaft stets dieser Aufgabe gestellt und in ihrer Soziallehre und in der Moraltheologie den Wert des Lebens eines jeden Menschen betont. Angesichts zunehmender Kriege in allen Teilen der Welt, in denen die Würde und das Recht des Menschen zum Spielball des jeweils Mächtigeren – politisch und militärisch – werden, werden wesentliche Faktoren der wahren Entwicklung des Menschen missachtet. Johannes Paul II. forderte daher in seiner Enzyklika „*Sollicitudo rei socialis*“ eindringlich: „Die Verpflichtung, sich für die Entwicklung der Völker einzusetzen, ist nicht nur von individueller und noch weniger von individualistischer Art, als ob es möglich wäre, sie mit den isolierten Anstrengungen der einzelnen zu erreichen. Es ist eine Pflicht für alle und jeden, für Mann und Frau, für Gesellschaften und Nationen, im Besonderen aber für die katholische Kirche.“¹

Der Staat, die Nation, Europa, die Vereinten Nationen – die ganze Welt und alle Menschen. Sie stehen im Dienst der Menschen, ihrer Entwicklung, ihrer Bildung, der Ernährung und des Eigentums. Das vielfältige caritative Engagement der Kirche gehört zu ihrem Wesen – darauf hat Papst Benedikt XVI. in seiner ersten Enzyklika „*Deus caritas est*“ nachdrücklich hingewiesen.

Den Herausforderungen, denen wir uns zu stellen haben, stehen wir aber nicht passiv gegenüber. Die Kirche und alle Christen – hier ist der große

1 Johannes Paul II.: Enzyklika „*Sollicitudo rei socialis*“ (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Nr. 82; 30. 12. 1987), Nr. 32; der Text ist einsehbar z. B. unter http://www.vatican.va/holy_father/john_paul_ii/encyclicals/documents/hf_jp-ii_enc_30121987_sollicitudo-rei-socialis_ge.html (letzter Zugriff: 17. 03. 2011)

ökumenische Auftrag verankert – haben die Möglichkeit, durch den Verweis auf das Eigentliche, das Prinzipielle, das Schöpfungsgemäße – auf den wahren Menschen – der Zukunft eine eigene Gestalt zu geben. Deshalb dürfen wir nicht müde werden, den Menschen als Person in seiner Würde und mit seinen Rechten immer wieder in den Mittelpunkt zu stellen. Der ideologische Pluralismus, der die letztverbindliche Wahrheit und eine normgebende Instanz zugunsten einer Pseudo-Toleranz aufgeben möchte und die Frage nach Gott mittels eines aggressiven Atheismus beantworten will, ist in erster Linie ein Kampf gegen den Menschen selbst. Er wird in diesem System der reinen Innerweltlichkeit zugeordnet. Jede Transzendenz wird verneint. Der Mensch sei seinen Trieben ausgesetzt und daher erst unbedingt frei. Gott wird als fiktive moralisierende und daher unmenschliche Strafinstanz angesehen. Ohne Gott ist der Mensch frei und unabhängig, keine Grenzen können ihn aufhalten, nicht einmal die Freiheit des Anderen. Mit dem Verlust Gottes wird der Mensch degradiert in die biologischen Abläufe, ohne Willensfreiheit, ohne Rücksichtnahme, ohne dauerhaft gültige ethische Maßstäbe. Was heute als schützenswert gilt, kann morgen durch eine Mehrheit gekippt werden. Als Lösung kann im Prinzip nur die Besinnung auf den Menschen dienen, der als leib-geistiges Wesen eben mehr ist als die Summe seiner biologischen und chemischen Zusammensetzung, mehr ist als ein Tier auf zwei Beinen und durch die Freiheit selbst in die Verantwortung eines gelingenden Lebens entlassen ist. Es ist entscheidend, den Menschen als Geschöpf, als Person, als Individuum in Gemeinschaft mit seiner Würde und mit seinen Rechten herauszustellen.

Person von Anfang an

Innerhalb einer säkularisierten Gesellschaft, die sich einem metaphysischen Relativismus verschrieben hat, wird es für den bedingungslosen Einsatz des Christen für die Unverfügbarkeit des menschlichen Lebens zunehmend schwerer, auf der Würde jedes Menschen, auch des ungebohrenen und kranken, zu bestehen. Menschenrechte sind von keiner menschlichen Weltanschauung abhängig, sondern beruhen auf der Anerkennung einer dem Menschen entzogenen Instanz. Hier verspricht



der Rückbezug auf den Personenbegriff eine eindeutige Lösung. „Person“ bedeutet keine psychologische Selbsterfahrung, sondern ist innerhalb des ontologischen Bezugsrahmens zu sehen. Der Mensch ist nicht die Summe seiner Eigenschaften oder seiner biologischen Gegebenheiten, sondern ein Zentrum, mit dem sich unterschiedliche Eigenschaften verbinden. „Person“ ist jeder Mensch von vornherein und immer. Nicht erst durch Zuschreibung wird er zur Person gemacht. Die Achtung vor jedem Menschen als unverfügbares Charakteristikum in der Auseinandersetzung mit sozialdarwinistischen Ansätzen wird zum Maßstab einer auch in Zukunft gelingenden humanen Gesellschaft, die nur dann zur vollen Entfaltung kommt, wenn die Menschenrechte und das Personsein zur tragenden Instanz der Beurteilung des Menschen geworden sind.

Die Kirche – Anwältin der Menschen

Auf der Grundlage des christlichen Glaubens entdeckte man zudem in ganz Europa, von Portugal bis nach Russland, ein Menschenbild, das sich aus der Erfahrung der Geschöpflichkeit, des Gewordenseins aus der Liebe Gottes und der entsprechenden Überantwortung des Menschen an Gott definiert. Bereits Papst Johannes XXIII. hat die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte als einen „Akt von höchster Bedeutung“ bezeichnet. In seinem Urteil wurde er von den nachfolgenden

Päpsten bekräftigt. Die sich langsam abzeichnende stärker werdende Bedeutung allgemeiner Menschenrechte wurde zu einem genuinen Beschäftigungsfeld der Kirche. Ihre Sicht des Menschen als ethisch verantwortlich Handelnder in der Welt ist Bestandteil ihrer Lehre. Weil der Mensch – jeder einzelne – sich dem Willen Gottes verdankt, liegt der Wert und die Würde allein in dieser ihm vorgegebenen Konstitution. Hier schließt sich die Kirche nicht einfach einer politischen Entscheidung an, sie steht auch nicht als unbeteiligte Zuschauerin am Rande der gesellschaftlichen Entwicklungen, sondern mittels ihres großen Erbes inmitten der Auseinandersetzungen und den gestalterischen Motiven der Menschenwürde. In der von der päpstlichen Kommission *Justitia et Pax* herausgegebenen Studie „Die Kirche und die Menschenrechte“ (1976) wird diese aktive Rolle ausdrücklich als Bestandteil der eigenen Soziallehre betont und zugleich als eine Art der Selbstverpflichtung gesehen, sich „vor allem und in erster Linie für die Anerkennung, die Achtung, den Schutz und die Förderung der Menschenrechte in der Welt einzusetzen“ (Nr. 62).²

Das Konzil und die Menschenrechte

Die Ausgestaltung der Menschenrechte ist zutiefst mit der Lehre der Kirche verbunden. So hat das Zweite Vatikanische Konzil in der Pastoralkonstitution *Gaudium et Spes* eine eigene Interpretation von Menschenrechten vertreten: „Kraft des ihr anvertrauten Evangeliums verkündet also die Kirche die Rechte des Menschen, und sie anerkennt und schätzt die Dynamik der Gegenwart, die diese Rechte überall fördert. Freilich muss diese Bewegung vom Geist des Evangeliums erfüllt und gegen jede Art falscher Autonomie geschützt werden. Wir sind nämlich der Versuchung ausgesetzt, unsere persönlichen Rechte nur dann für voll gewahrt zu halten, wenn wir jeder Norm des göttlichen Gesetzes ledig wären. Auf diesem Wege aber geht die Würde der menschlichen Person, statt gewahrt zu werden, eher verloren“ (GS 41).

² Die Kirche und die Menschenrechte. Ein Arbeitspapier der Päpstlichen Kommission *Justitia et Pax*. München, Mainz 1976.

Menschenrechte sind also keine von der Gemeinschaft einiger Staaten konstruierten Regeln – auch wenn sie diese in eine „statutenhafte“ Form bringen –, sondern nur entschlüsselbar und dauerhaft als verbindliche Norm der Gesellschaft vorangestellt, wenn sie mit Gott in Verbindung gebracht werden. Menschenrechte, die auf dem Gestus einer politischen Ideologie beruhen, sind zeitlich begrenzt, weil sie jederzeit von den Machthabern auch anders interpretiert und umgesetzt werden können. Eine Verankerung in Gott enthebt sie dem Zugriff und der Beliebigkeit des Menschen. Insofern finden Menschenrechte nur dann eine umfassende Anwendung, wenn der Mensch selbst im Mittelpunkt steht. Das Konzil will mit Nachdruck die Achtung vor dem Menschen einschärfen und formuliert eindrucksvoll: „Alle müssen ihren Nächsten ohne Ausnahme als ein ‚anderes Ich‘ ansehen, vor allem auf sein Leben und die notwendigen Voraussetzungen eines menschenwürdigen Lebens bedacht“ (GS 27).

Die immer gültige Lehre der Kirche

Was aus der Passage aus *Gaudium et Spes* für eine christliche Erfassung von Menschenrechten folgt, kann an einigen Texten von Johannes Paul II. erörtert werden:

„Eine wahre Demokratie ist nur in einem Rechtsstaat und auf der Grundlage einer richtigen Auffassung vom Menschen möglich ... Eine Demokratie ohne Werte verwandelt sich, wie die Geschichte beweist, leicht in einen offenen oder hinterhältigen Totalitarismus“ (Centesimus annus 46).³

Dies ist die alte Lehre der Kirche, die eine ungebremste und ungezügelter Souveränität des Volkes zwar ablehnt, aber zugleich auf eine rechtsstaatliche Demokratie als annehmbar verweist; Rechtsstaatlich-

3 Johannes Paul II.: Enzyklika „Centesimus annus“ (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Nr. 101; 01.03.1991), Nr. 46; der Text ist einsehbar z. B. unter http://www.vatican.va/holy_father/john_paul_ii/encyclicals/documents/hf_jp-ii_enc_01051991_centesimus-annus_ge.html (letzter Zugriff: 17.03.2011).

keit jedoch nicht als die bloße Erfüllung von Verfahrensweisen, sondern im substanziellen Sinn eines Staates verstanden, dessen Verfassung und Gesetze die Werte verkörpern, die der Natur und der wesenhaften Bestimmung des Menschen entsprechen.

Die modernen Verfassungen, die nach der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs entstanden sind, verankern die Grundrechte, die der Demokratie eine solide rechtsstaatliche Grundlage – im oben genannten Sinn – geben.

„Unter den vorrangigsten Rechten sind zu erwähnen: das Recht auf Leben, zu dem wesentlich das Recht gehört, nach der Zeugung im Mutterschoß heranzuwachsen; das Recht, in einer geeinten Familie und in einem sittlichen Milieu zu leben, das für die Entwicklung und Entfaltung der eigenen Persönlichkeit geeignet ist; das Recht, seinen Verstand und seine Freiheit in der Suche und Erkenntnis der Wahrheit zur Reife zu bringen; das Recht an der Arbeit zur Erschließung der Güter der Erde teilzunehmen und daraus den Lebensunterhalt für sich und die Seinen zu gewinnen; das Recht auf freie Gründung einer Familie und auf Empfang und Erziehung der Kinder ...“ (Centesimus annus 47).

Gott hat den Menschen zur Liebe berufen

Dieser recht ausführliche und am Leben des Menschen orientierte Katalog ist zugleich eine besondere Akzentuierung von Menschenrechten, bei denen die entsprechenden Pflichten gleich mitgedacht werden. Die grundlegende christliche Auffassung von der Natur des Menschen ist dafür der Anhaltspunkt. Auch hier kann man auf Johannes Paul II., besonders auf die in seiner Enzyklika „Familiaris consortio“ entwickelte Anthropologie, verweisen: Gott hat den Menschen zur Liebe berufen.

So steht im Mittelpunkt der christlichen Anthropologie die Familie. Sie muss geschützt werden als der Ort, an dem jeder Mensch liebevoll an-

genommen heranreift zu einem Menschen, der sich in der Hingabe, der Opferbereitschaft, des Sich-Einfügens entfalten kann und so reflexiv zu sich selbst findet. Die Familie ist der „natürliche Ort der Menschwerdung“ (Ballestrem). Christliche Anthropologie verliert sich nicht in einer vagen Spekulation, sondern hat konkrete Ansatzpunkte und Erkenntnisse, derer wir uns oft erst dann gewahr werden, wenn sie ausgeblendet und gelehnet werden. Immer wieder wird von Seiten der Politik – seit der Aufklärung – die Oberhoheit über die Erziehung eingefordert. Man sei zuerst Bürger eines Staates, der nur den Pflichten folgt, und erst in zweiter Linie Mensch und möglicherweise sogar von Gott geschaffen. Über die psychischen Folgen für Opfer von Klon-Experimenten können wir nur spekulieren.

Die Kirche und die Freiheit – Antworten auf den Pluralismus

Das vom Päpstlichen Rat für Gerechtigkeit und Frieden herausgegebene „Kompendium der Soziallehre der Kirche“ überschreibt das Kapitel über die Freiheit mit „Die Grundwerte des gesellschaftlichen Lebens“. Sich in der Gesellschaft zu bewegen und sie durch das eigene Engagement mit zu gestalten setzt aber die Freiheit voraus, die es uns erlaubt, in Solidarität und freier Entscheidung an den Belangen und Aufgaben mitzuwirken: „Die Freiheit ist das größte Zeichen der Gottähnlichkeit des Menschen und damit Zeichen der erhabenen Würde jeder menschlichen Person. Freiheit wird in zwischenmenschlichen Beziehungen ausgeübt. Jeder Mensch hat das natürliche Recht, als ein freies, verantwortliches Wesen anerkannt zu werden, weil er nach dem Bilde Gottes geschaffen ist. Alle Menschen sind einander diese Achtung schuldig. Das Recht, die Freiheit auszuüben, ist untrennbar mit der Würde des Menschen verbunden“ (Nr. 199).⁴

4 Päpstlicher Rat für Gerechtigkeit und Frieden (Hrsg.): Kompendium der Soziallehre der Kirche. Freiburg 2006. Das Kompendium der Soziallehre der Kirche ist bereits 2004 in italienischer und englischer Sprache erschienen. Die englische Fassung ist einsehbar unter http://www.vatican.va/roman_curia/pontifical_councils/justpeace/documents/rc_pc_justpeace_doc_20060526_compendio-dott-soc_en.html (letzter Zugriff: 17.03.2011). Nr. 199 nimmt Bezug auf Nr. 1738 des Katechismus' der katholischen Kirche,

In ähnlicher Weise wird dann fortgefahren, dass der Wert der Freiheit als Ausdruck der Einzigartigkeit jeder menschlichen Person dann respektiert wird, wenn jedem Mitglied der Gesellschaft die Möglichkeit zugestanden wird, seine eigene personale Berufung zu erfüllen. Was denkt also die Kirche von den Grundwerten der Freiheit und damit verknüpft dem der Gleichheit, die auch den modernen Menschenrechtserklärungen zugrunde liegen? Der Wert, den die Kirche der Freiheit beimisst, ist mit den vorherigen Hinweisen bestätigt. Aber es ist ein anspruchsvoller Begriff von Freiheit – keine Freiheit, die sich aller Regeln und Normen entledigt und sich in die „einsame Selbstherrlichkeit verschanzt“ (GS 31), sodass sich der Mensch zum grausamen Egoisten entwickeln könnte und damit sich selbst verdirbt und die Gesellschaft – bis hinein in die Politik – zum Spielball der eigenen Interessen degradiert. Vielmehr geht es um die Erkenntnis der Freiheit, die darin besteht, die von Gott in der Natur des Menschen grundgelegten Gebote anzunehmen. Erst wenn wir erkannt haben, dass wir zur Liebe berufen sind, können wir die uns geschenkte und in Verantwortung übergebene Freiheit richtig gebrauchen. Freiheit liegt nicht dann vor, wenn wir sie zur Abgrenzung missbrauchen, sondern wenn wir sie zum Guten einsetzen, weil dadurch unser Menschsein-Geschöpfsein in seinem Wesen aufleuchtet.

Vergewisserung nach innen – Wirken in der Welt

Die gesamte Soziallehre der Kirche könnte man wie folgt zusammenfassen: Die Natur des Menschen erschöpft sich nicht im Staat, in den wirtschaftlichen und betrieblichen Abläufen oder in einer bloßen materiellen Sicherung. Der Beitrag der christlichen Anthropologie und die darin enthaltenen Grundlagen für die Würde und Rechte des Menschen bestehen nicht allein darin, sich seiner selbst bewusst zu werden durch die Annahme des Geschaffenseins von Gott. Es heißt vielmehr auch, mit aller Kraft hineinzuwirken in die Gesellschaft; die Stimme zu sein in einer Welt, die von Krieg, Terror, Diktatur, Unterdrückung und den verschiedensten Formen der Grausamkeit heimgesucht wird, die lauthals auf die ursprüngliche Verwiesenheit des Menschen verweist.

Damit ist einmal der zeugnishaft Charakter der christlichen Existenz gemeint, die Werke der christlichen Caritas, die Sorge um die Ärmsten und Schwächsten der Gesellschaft, die Kinder, die Kranken und die älteren Menschen und das Eintreten für Gerechtigkeit, wo Ungerechtigkeit herrscht. Mit dem persönlichen Zeugnis setzen wir Christen Maßstäbe, deren „Erfolge“ sich im individuellen Lebensumfeld auch sichtbar messen lassen können.

Aber es wäre zu wenig, wenn wir den rein individuellen Bereich nicht verlassen würden, uns nicht ausrichten würden auf eine größere Dimension der Vergemeinschaftung. Es bleibt eine dauernde Herausforderung gerade für uns Christen, den Frieden zwischen den ethnischen Gruppen, zwischen den Staaten und Völkern mit allen Kräften zu fördern. Sowohl für die individuell-persönliche Ebene als auch für die soziale und politische – heute auch globale – ist als fundamentale Einsicht festzuhalten, dass sich die Forderungen nach dem Respekt, der Würde und der Rechte des Menschen nicht auf ein Binnenthema der christlichen Anthropologie reduzieren lassen, sondern vielmehr die Koordinaten für das Leben der Menschen überhaupt repräsentieren. Menschenwürde und Menschenrechte sind nicht *eine* Lösung in der Beurteilung des Zusammenlebens neben mehreren anderen Formen der Beurteilung des Wertes eines Menschen, sondern die *wesentlichen* Instrumentarien für die Bewältigung der Menschheitsprobleme.

Der Mensch als Person – Basis der Menschenwürde

Bereits Papst Johannes XXIII. hat in seiner Enzyklika „Pacem in terris“ (1963) eine eigene Charta der Menschenrechte vorgelegt und übertrifft dabei die „Allgemeine Erklärung der Menschenrechte“ durch den deutlichen Akzent, der mit der christlichen Durchdringung der Fragestellung gegeben ist: Der Mensch als Person ist Ausgangspunkt seiner Würde. Damit überwindet die Kirche gerade den horizontalen Begründungsrahmen, der sich jederzeit schnell ändern kann, und führt die Diskussion auf den eigentlichen Kern: Mit Vernunft und Willensfreiheit ausgestattet, hat die Person – seine Personalität – Rechte und Pflichten, die ihr von Natur

aus eigen sind. Das respektierend soll von allen als gemeinsame Grundlage des Handelns akzeptiert werden. Dann gibt es eine echte Chance darauf, dass Ungleichheit und massive Differenzen bei der Partizipation an den Ressourcen der Erde verschwinden und die für alle Menschen gültige Freiheit zum tragenden Element aller sozialen Ordnungen wird:

„Jedem menschlichen Zusammenleben, das gut geordnet und fruchtbar sein soll, muss das Prinzip zugrunde liegen, dass jeder Mensch seinem Wesen nach Person ist. Er hat eine Natur, die mit Vernunft und Willensfreiheit ausgestattet ist; er hat daher aus sich Rechte und Pflichten, die unmittelbar und gleichzeitig aus seiner Natur hervorgehen. Wie sie allgemein gültig und unverletzlich sind, können sie auch in keiner Weise veräußert werden“ (Pacem in terris 9).⁵

Die Grundidee der Menschenrechte entspricht nicht nur zutiefst dem biblisch-christlichen Verständnis des Menschen, sondern ist die Wurzel, von der alle Initiativen für eine Wertschätzung des menschlichen Lebens ausgehen. Durch die Kirche werden diese Grundlagen hinein in die moderne Welt übersetzt. Unterschiede der ethnischen Herkunft, der politischen Zugehörigkeit oder der kulturellen Identität dürfen nicht zu einer Barriere zwischen den Menschen werden. Jede Form der Abgrenzung widerspricht dem von der Kirche klar formulierten Personenbegriff.

Die Kirche kann über diese religiösen, nationalen und ideologischen Grenzen hinweg zur Ausbildung eines vorrechtlichen Konsensus über die Würde und die Rechte des Menschen aktiv beitragen. Die christliche Verantwortung für die Menschenrechte wird deutlich in der Information und der öffentlichen Bewusstseinsbildung in allen Fragen, die das Menschliche in seiner Unantastbarkeit betreffen – Einflussnahme auf gesetzliche Regelungen zum Lebensschutz, international agierende kirchliche Hilfsorganisationen, deren Beitrag in den Sofortmaßnahmen und den langfristigen Prozessen nicht nur beschränkt bleibt in der

5 Johannes XXIII.: Enzyklika „Pacem in terris“ (11.04.1963), Nr. 9; der Text ist einsehbar in englischer Sprache z. B. unter http://www.vatican.va/holy_father/john_xxiii/encyclicals/documents/hf_j-xxiii_enc_11041963_pacem_en.html (letzter Zugriff: 17.03.2011).

materiellen Hilfe. Das Engagement der Kirche in Gebieten der Armut, wo die einfachsten Lebensgrundlagen nicht vorhanden sind, hilft den Betroffenen, ihren Wert als Menschen wieder oder vielleicht zum ersten Mal wahrzunehmen.

Papst Benedikt XVI. hat in seiner ersten Enzyklika „Deus caritas est“ das „Liebestun der Kirche“ zum Programm der Kirche erhoben: „Die karitativen Organisationen der Kirche stellen dagegen ihr *opus proprium* dar, eine ihr ureigenste Aufgabe, in der sie nicht mitwirkend zur Seite steht, sondern als unmittelbar verantwortliches Subjekt selbst handelt und das tut, was ihrem Wesen entspricht. Von der Übung der Liebestätigkeit als gemeinschaftlich geordneter Aktivität der Gläubigen kann die Kirche nie dispensiert werden“ (Nr. 29).⁶

Greifen wir den Gedanken von vorhin noch einmal auf, dann stellt es sich wirklich so dar, dass der Mensch in der Liebe zu Gott und zu den Menschen zu seiner eigenen Bestimmung durchdringt. Dann kommt die Freiheit in der Solidarität zur Verwirklichung, die Gleichheit – des einzelnen und der Völker – mündet in den dauerhaften Frieden, der Schutz des Lebens gilt allen Stufen menschlich-individueller Entwicklung und die Gerechtigkeit basiert auf der Suche nach der Wahrheit. Erst dann ist die Würde des Menschen Kriterium des Umgangs miteinander und zugleich erster und unhinterfragbarer Zugang zum Wesen des Menschen.

Das „Evangelium des Lebens“ – Der Weg der Kirche

Aufgabe der Kirche ist es, dieses „Evangelium des Lebens“, wie Johannes Paul II. eine seiner Enzykliken⁷ überschrieben hat, der Kultur des

6 Benedikt XVI.: Enzyklika „Deus caritas est“ (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Nr. 171; 25. 12. 2005), Nr. 29; der Text ist einsehbar z. B. unter http://www.vatican.va/holy_father/benedict_xvi/encyclicals/documents/hf_ben-xvi_enc_20051225_deus-caritas-est_ge.html (letzter Zugriff: 17.03.2011).

7 Johannes Paul II.: Enzyklika „Evangelium vitae“ (25.03.1995); Text einsehbar z. B. unter http://www.vatican.va/holy_father/john_paul_ii/encyclicals/documents/hf_jp-ii_enc_25031995_evangelium-vitae_ge.html (letzter Zugriff: 17.03.2011).

Todes entgegenzustellen und die Bedrohungen des unvergleichlichen Wertes der menschlichen Person, deren Größe und Kostbarkeit betonend, mit der Verkündigung der Frohen Botschaft zu bewältigen.

„Das Evangelium von der Liebe Gottes zum Menschen, das Evangelium von der Würde der Person und das Evangelium vom Leben sind ein einziges, unteilbares Evangelium. Der Mensch, der lebendige Mensch stellt den ersten und grundlegenden Weg der Kirche dar“ (Evangelium vitae 2).

„Jeder Mensch“ – und damit möchte ich schließen – „ist auf Grund des Geheimnisses vom fleischgewordenen Wort Gottes der mütterlichen Sorge der Kirche anvertraut. Darum muss jede Bedrohung der Würde und des Lebens des Menschen eine Reaktion im Herzen der Kirche auslösen, sie muss sie im Zentrum ihres Glaubens an die erlösende Menschwerdung des Gottessohnes treffen, sie muss sie mit einbeziehen in ihren Auftrag, in der ganzen Welt und allen Geschöpfen das Evangelium vom Leben zu verkünden“ (Evangelium vitae 3).

Zusammenfassung der anschließenden Diskussion:⁸

Im Mittelpunkt mehrerer Fragen stand der von Bischof Müller herausgearbeitete Begriff der Person als Kriterium für den Menschen. Entscheidend ist dabei, wie er ausführte, die Gottebenbildlichkeit, aus der die ihm eigene Würde und damit auch die Menschenrechte erwachsen, deren Anwältin die Kirche ist. Die Menschenrechte dürfen nicht zu individualistisch aufgefasst werden; wichtig ist auch die *Communio*, die Gemeinschaft.

Während des Kongresses wurde an verschiedenen Stellen die „Kiever Kirche“ als Modell für eine künftige „Einheit in der Vielfalt“ vorgestellt.

8 Die Moderation lag bei Frau Gertrud Casel, Dr. Christof Dahm wirkte als Anwalt des Publikums mit. Die Beiträge von Bischof Serafim übersetzte Frau Dr. Anna Briskina-Müller aus dem Russischen ins Deutsche.

Weihbischof Dzyurakh erläuterte die historischen Zusammenhänge, verwies aber auch auf immer noch bestehende Schwierigkeiten. Wichtig ist, dass die Einheit im Alltag allmählich wachsen muss; gerade in sozialen Themenfeldern gibt es viele Bereiche der Zusammenarbeit. Mit diesem Engagement tragen die Kirchen auch dazu bei, die in sich gesplante Gesellschaft der Ukraine zu versöhnen.

Mehrere Anmerkungen galten dem Leitthema „Pluralismus“: Er wurde teils als Chance, teils jedoch auch als Hindernis für die Ökumene bezeichnet, sofern die Kirchen auf einzelne Herausforderungen der Moderne unterschiedlich reagieren und möglicherweise in Widerspruch zueinander geraten. Dennoch darf, wie Bischof Müller und Bischof Serafim betonten, der Auseinandersetzung mit den Fragen der Gegenwart nicht ausgewichen werden. Die Kirchen müssen sich hier profilieren, andernfalls werden sie ihres Auftrags, die Botschaft vom Reich Gottes zu verkünden, untreu. Zugespitzt wurde „Pluralismus“ in einer Frage zur Situation in der Ukraine allerdings dahingehend, ob damit das angestrebte Zusammenwachsen in Richtung auf eine „Kiever Kirche“ nicht gefährdet werde. Weihbischof Dzyurakh räumte ein, mit den Risiken müsse man umgehen, ohne das Ziel der „Einheit in der Vielfalt“ aus den Augen zu verlieren.

Bemerkenswert war eine Rückmeldung aus dem Publikum, die keine Frage beinhaltete, sondern eher eine Anfrage an alle Teilnehmer des Kongresses: Nicht Worte sind wichtig, sondern das Tun, konkret die Teilnahme am Gottesdienst, auch wenn er in einem anderen Ritus durchgeführt wird – dann wird zeichenhaft sichtbar, dass „unsere Trennungen nicht bis in den Himmel reichen“.⁹

9 Vgl. dazu oben S. 141 mit Anm. 11.

Ost und West im ökumenischen Gespräch



III. Berichte aus den Arbeitskreisen

Arbeitskreis 1

Religiosität in Russland

Referenten: Nadežda Belyakova, Moskau
Prof. Dr. Veniamin V. Simonov, Moskau
Dr. Jennifer Wasmuth, Berlin

Moderation: Prof. Dr. Thomas Bremer, Münster

Hintergrund für die gesamten Diskussionen dieses Arbeitskreises waren die Ergebnisse einer aktuellen Umfrage zur religiösen Einstellung der russischen Bevölkerung, die das Levada-Institut im Februar 2009 unter 1.600 repräsentativ ausgewählten Personen durchgeführt hatte.¹

Dr. Jennifer Wasmuth stellte eingangs kurz die Kernpunkte vor:

- Zwar sind 72,7 Prozent der russischen Bevölkerung orthodox getauft; 68,2 Prozent geben hingegen an, nicht religiös erzogen worden zu sein.
- 57,2 Prozent der Befragten erziehen ihre eigenen Kinder nicht religiös; 70,5 Prozent haben jedoch ihre Kinder taufen lassen.
- 57 Prozent gehen nur sporadisch in die Kirche.
- 91,8 Prozent geben an, nicht am Gemeindeleben teilzunehmen.
- 65 Prozent gehen nie zur Kommunion.
- 91,8 Prozent sind nicht kirchlich getraut worden; nur 2,7 Prozent können sich eine Krankensalbung vorstellen.

Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass es außer einer hohen Zahl von Getauften kaum größere kirchliche Bezüge oder Bindungen gibt.

¹ Vgl. dazu ausführlich Nadežda Belyakova: Religiöses Leben im heutigen Russland – Ideal und Wirklichkeit. In: OST-WEST. Europäische Perspektiven 11 (2010), H. 1, S. 54–63; in diesem Artikel werden die Ergebnisse der Befragung ausführlicher analysiert; außerdem das Interview mit Veniamin Simonov, ebd. S. 64–68. – Wichtig für die Fragestellung sind auch die Beiträge des Heftes „Glaubenssache. Kirche und Politik im Osten Europas“ der Zeitschrift „osteuropa“ (Jahrgang 59 [2009], H. 6), worin neben Russland weitere Länder Mittel- und Osteuropas vorgestellt werden.

Über das private Glaubensleben geben folgende Daten Auskunft:

- 70,5 Prozent der Befragten besitzen Ikonen. 69,6 Prozent beten vor Ikonen in der Kirche, 48,1 Prozent davor zuhause.
- „Beten Sie jeden Morgen/Abend“ beantworten 64,7 Prozent mit „niemals“; 61,5 Prozent können das Vaterunser auswendig, dagegen 75,5 Prozent das Glaubensbekenntnis nicht.
- Während 13,8 Prozent zum „Karfreitagsfasten“ mit „ja“ und 29,3 Prozent mit „eher ja“ antworten, verneinen 75,3 Prozent einen Fleischverzicht am Karfreitag und 70,9 Prozent halten sich nicht an Fastenzeiten.

Fazit: Zwischen religiösem Wissen und religiöser Praxis besteht eine erhebliche Diskrepanz.

Ähnliche Rückmeldungen zeigen sich beim Verhältnis der Befragten zu Priestern und Bischöfen: Geistliche Autoritäten werden als solche zwar gesehen und oft sogar anerkannt, aber kaum in Anspruch genommen. Fast die Hälfte der Befragten hatte in den letzten fünf Jahren keinen entsprechenden Kontakt. Priester und Bischöfe gelten zwar als identitätsstiftend, werden aber nicht als eigener religiöser Faktor wahrgenommen. Eine Individualisierung der religiösen Praxis geht einher mit einer Differenz zwischen Wissen und Praxis. Trotz eines gestiegenen Interesses an Religion sind die säkularen Tendenzen in Russland also unübersehbar.

Wie ist dieser Befund zu bewerten? Nach *Prof. Dr. Veniamin V. Simonov*, einem der Initiatoren der Umfrage, hat es nach dem Ende des Kommunismus einen religiösen Aufbruch gegeben. Allerdings belegen die Umfrageergebnisse, dass nur ein Bruchteil der orthodoxen Gläubigen trotz einer starken formalen Bindung an die orthodoxe Tradition den Glauben aktiv lebt und die Kirchen als Gemeinschaft der Gläubigen damit kaum in Anspruch genommen werden. Der Glaube insgesamt hat heutzutage einen stärkeren individuellen Charakter. Vergleichbare Entwicklungen lassen sich auch in Westeuropa erkennen, jedoch gibt es nach Ansicht des Experten in Russland nach wie vor ein erhebliches religiöses Potenzial, das bei Weitem noch nicht ausgeschöpft ist. Der

russische Bürger ist stolz darauf, orthodox zu sein. Generell ist der Prozess der religiösen Neuorientierung noch längst nicht abgeschlossen. Unklar ist auch, wie Gesellschaft und Staat in Zukunft auf die kirchlichen Aktivitäten reagieren und sie wahrnehmen. Um aktiver Teil der Gesellschaft zu bleiben und nicht in eine „ethische Nische“ gedrängt zu werden, muss die orthodoxe Kirche den Dialog mit der Gesellschaft insgesamt und mit den Individuen suchen. Damit stellt sich ihr dieselbe Aufgabe wie allen anderen Kirchen.

Für Frau *Nadežda Belyakova*, die bei der Auswertung der o. g. Umfrage mitgewirkt hat, liegen die Ursachen für die aktuelle Situation in der historischen Entwicklung der letzten 80 Jahre. Die orthodoxe Kirche leidet bis heute unter erheblichem Traditionsverlust und Zerstörung ihrer Strukturen durch den sowjetischen Machtapparat. Die Widerstandsmöglichkeiten gegen die Unterdrückung waren in dieser Zeit sehr beschränkt; anzuführen wären Taufe, Ikonenverehrung und – sofern möglich – Besuch der Gottesdienste. Nach der politisch-gesellschaftlichen Wende haben viele Einwohner Russlands ihren Protest gegen das bisherige System durch Übertritt in eine andere Konfession oder auch durch offenen Atheismus ausgedrückt. Das nationale und kulturelle Bewusstsein russischer Bürger, das sich im Bekenntnis zur orthodoxen Kirche niederschlug, war in der Regel keine eigentlich religiöse Entscheidung, sondern vielmehr eine Erfahrung, ein Gespür von Wurzeln und Quellen. Heute versucht der postsowjetische Staat, die orthodoxe Kirche als gesellschaftliche Ordnungsinstanz und zur Stärkung des sozialen Zusammengehörigkeitsgefühls zu instrumentalisieren.

Zwar führt nur eine kleine Minderheit der orthodoxen Christen ein aktives Gemeindeleben, dennoch bestehen für die Kirche durchaus Möglichkeiten, diesen Anteil zu erhöhen; die Umfrage hat diese Defizite zum Teil offengelegt. Anknüpfungspunkte wären:

- Aufbau eines Laienengagements
- Ausbau der Erwachsenenkatechese
- Verstärkung der Jugendarbeit
- selbstbewusster Umgang mit der Hierarchie

Allerdings bedroht die aktuelle Wirtschaftskrise die finanzielle Unabhängigkeit der Gemeinden und erschwert vielfach die Umsetzung der notwendigen Reformen. Ohne Spenden können viele Gemeinden überhaupt nicht existieren.

In der anschließenden Diskussion wurden folgende Fragen diskutiert:

- Was ist „Gemeindeleben“? Wie wäre es zu definieren?

Nach Ansicht der Experten reflektiert diese Frage eine typisch „katholische“ oder „evangelische“ Kirchentradition. Die orthodoxe Kirche kennt kein Gemeindeleben, wie dies etwa in Deutschland praktiziert wird; anders gesagt: Über den Gottesdienst hinaus gibt es nur wenige Aktivitäten.

- Wie sieht die Soziallehre der orthodoxen Kirche in Theorie und Praxis aus?

Es gibt keine Tradition der Soziallehre in der Orthodoxie, selbstverständlich aber eine *Praxis*, für die über Jahrhunderte hinweg besonders die Klöster vorbildlich waren.² In der kommunistischen Zeit hat der Staat eine entsprechende Tätigkeit der Kirche unterbunden, sodass man nach 1990 wieder völlig neu beginnen musste. Im Jahre 2000 hat die orthodoxe Kirche in Russland erstmals mit der „Sozialdoktrin“ ein entsprechendes Dokument vorgelegt. Inzwischen entstehen nach und nach erste Institute mit entsprechenden Ausbildungsgängen. Schwerpunkte der Sozialarbeit sind die Fürsorge für Kinder, alte Menschen und Kranke. Leider muss man sagen, dass sich viele orthodoxe Geistliche mit dieser Arbeit noch schwer tun, da sie der Ansicht sind, die Glaubensverkündigung habe Vorrang vor der Sozialarbeit. Vieles hat

2 Zur „Sozialdoktrin“ (besser „Soziallehre“) von 2000 vgl. Jennifer Wasmuth: Politisches und soziales Engagement der orthodoxen Kirche in Russland. In: OST-WEST. Europäische Perspektiven 11 (2009), H. 1., S. 23–31, bes. S. 23 f. (mit Quellenangaben). Beispiele orthodoxer Sozialarbeit finden sich z.B. bei Natalya Vinogradova: Sozialarbeit der Russischen Orthodoxen Kirche. In: Gesellschaft gestalten – Glauben entfalten. Christen in Mittel- und Osteuropa. (Dokumentation des 11. Internationalen Kongresses Renovabis 2007). Freising 2008, S. 126–132.

sich aber zum Besseren gewandelt, wobei – wie schon in der Vergangenheit – besonders Klöster und auch Bruderschaften mit guten Beispielen vorangehen.

- Wie kann das Verhältnis zwischen Staat und Kirche beschrieben werden?

Nach Aussage von Professor Simonov übt der Staat derzeit kaum Einfluss auf die Kirche aus; allerdings besteht Interesse an der Nähe zur Kirche zur „Segnung der Macht“. Auch gibt es durchaus Bemühungen seitens der Bischöfe und des Klerus zu einer stärkeren Zusammenarbeit, genauso aber auch Bestrebungen mit dem Ziel einer stärkeren Abgrenzung voneinander. Beide Positionen sind nach Ansicht des Experten etwa gleich stark und halten sich die Waage. Die orthodoxe Kirche geht von einem gleichberechtigten Verhältnis zwischen Kirche und Staat aus und ist gegen eine staatliche Einmischung in innerkirchliche Angelegenheiten. Demgegenüber verpflichtet sich die Kirche, sich nicht in die Politik einzumischen. Ausnahmen gibt es, wenn sich die Politik gegen das Volk wenden würde; dann würde die Kirche als Anwalt des Volkes auftreten. Gegenwärtig sind Kirche und Staat auf der Suche nach einem Dialog miteinander.

- Wie wird der geistliche Nachwuchs ausgebildet?

Es gibt, wie Dr. Wasmuth betont, gute und qualitativ hochstehende Ausbildungs- und Studienmöglichkeiten für orthodoxe Priester, Theologiestudenten und Religionslehrer, außerdem auch Abendkurse für interessierte Laien. Zu erwähnen ist die Theologische Fakultät der St. Tichon-Universität in Moskau, die einen regen Austausch mit der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität in Berlin pflegt. Hinsichtlich des Aufbaus ähnelt der Studienkanon der orthodoxen Fakultäten dem der katholischen. Die Zahl der theologischen Fakultäten insgesamt nimmt zu (z. B. neuerdings Einrichtung einer Fakultät an der Lomonossov-Universität in Moskau).

– Wie wird der Glaube weitergegeben?

Dies geschieht durch die Liturgie und in Sonntagsschulen, und zwar in allen Gemeinden für Kinder, in bestimmten Gemeinden auch für Erwachsene, sofern das „intellektuelle Niveau“ des Priesters – so Professor Simonov – ausreichend hoch ist. Im Regelfall sollte jeder Christ einen geistlichen Begleiter haben, mit dem er alle wesentlichen Fragen besprechen kann. Das Rüstzeug dafür müsse der Priester sich nach und nach spirituell selbst erarbeiten.

– Wie sieht das Verhältnis zwischen orthodoxer und katholischer Kirche auf höchster Ebene aus?

Professor Simonov bemerkte dazu, dass die ökumenische Frage mit viel Fingerspitzengefühl behandelt werde. Insgesamt läuft vieles in geheimen Kanälen, ohne dass die Resultate bekannt würden. Dies gilt auch für die Frage eines Treffens zwischen Patriarch Alexij II. und Papst Benedikt XVI.

Abschließend stellte Regina Elsner ihre Thesen zur kirchlichen Sozialarbeit in Russland vor. Grundlage war ihr entsprechender Beitrag in der Zeitschrift „osteuropa“³, worin sie die unterschiedlichen Ansätze orthodoxer und katholischer Sozialarbeit beschrieben hat.

Ottmar Steffan, Osnabrück

3 Regina Elsner: (Des)Organisierte Nächstenliebe. Kirchliche Sozialarbeit in Russland. In: osteuropa 59 (2009), H. 6, S. 249–259.

Arbeitskreis 2

Träger ältester Überlieferung und Partner in der Ökumene: Die Armenische Apostolische Kirche

Referenten: Rev. Mushegh N. Babayan, Etchmiadzin
Sona Eypper, Berlin
Archimandrit Serovpé Isakhanyan, Hanau

Moderation: Dr. Jörg Basten, Freising

In Armenien konnte der Überlieferung zufolge schon Ende des 3. Jahrhunderts das Christentum Eingang finden; bereits 301 wurde es zur Staatsreligion erklärt. Über Jahrhunderte hinweg haben die Armenier trotz wiederholter Unterdrückung seitens anderer christlicher Konfessionen und seitens der islamischen Nachbarn an ihrem Glauben festgehalten. Viele verließen ihre Heimat und begründeten damit die weltweite armenische Diaspora, die in engem Kontakt zur Mutterkirche in der heutigen Kaukasusrepublik Armenien steht.

Dr. Jörg Basten skizzierte einleitend die besondere Bedeutung Armeniens innerhalb der christlichen Welt und stellte dann die drei Experten des Arbeitskreises vor. Rev. *Mushegh N. Babayan* war in gewisser Weise der Ehrengast des Arbeitskreises, da er als offizieller Vertreter des Katholikos aller Armenier, Karekin II. Nersissian, angereist war. In einem längeren Statement hob er die besondere Rolle der Armenischen Apostolischen Kirche im ökumenischen Dialog hervor: „Die Kirche hat seit Beginn des 20. Jahrhunderts, erfüllt vom Geist der Toleranz, zahlreiche Beziehungen zu christlichen Kirchen in aller Welt aufgebaut, wobei es ihr immer ein großes Anliegen war, die Herausforderungen der modernen Welt mit den überlieferten Werten der armenischen Kirche in Einklang zu bringen ... Als Mitglied der orientalischen orthodoxen Kirchenfamilie unterhält die armenische Kirche vielfältige Beziehungen zur katholischen Kirche ebenso wie zur Russischen Orthodoxen Kirche.

Die Zusammenarbeit umfasst Austauschprogramme (Studenten und Dozenten), aber auch Projekte im Bereich nachhaltiger Entwicklung. Hinsichtlich der Beziehungen zur katholischen Kirche sei an die vielen Begegnungen hochrangiger Vertreter erinnert, an deren Beginn der wahrhaft historische Besuch von Katholikos Vasken I. bei Papst Paul VI. 1970 in Rom stand. 2001 hat Papst Johannes Paul II. Armenien anlässlich der 1.700jährigen Wiederkehr der Christianisierung besucht. 2008 hat Seine Heiligkeit Karekin II. Papst Benedikt XVI. in Rom besucht ... Heute, in einer Zeit vielfältiger Umbrüche und Anforderungen, sehen wir mehr denn je, welche Aufgaben die Christen in der Welt haben. Nach dem Gebot Jesu müssen sie seine Botschaft der Liebe verkünden und praktische Solidarität mit allen Unterdrückten und Bedrängten zeigen. Die armenische Christenheit wird dazu im Rahmen ihrer Möglichkeiten beitragen; dabei strebt sie gemäß den Worten des heiligen Augustinus nach ‚Einheit in den wesentlichen Dingen, Verschiedenheit in den zweitrangigen Dingen und Liebe in allem‘.“

Frau *Sona Eypper*, in Berlin lebende Armenierin mit Wurzeln im Libanon, erläuterte im Anschluss daran den Alltag der Armenier in der Diaspora. So betreut sie die Sonntagsschule der armenischen Gemeinde und gibt auch schulischen Religionsunterricht für Kinder der armenischen Gemeinde. Über ihre berufliche Tätigkeit im Evangelischen Zentralarchiv konnte sie vielfältige Kontakte zu anderen christlichen Kirchen knüpfen; u. a. ist sie Mitglied im Ökumenischen Rat Berlin-Brandenburg, ehrenamtliche Referentin für die orthodoxen Kirchen im Ökumenisch-Missionarischen Institut und ehrenamtliche Vorsitzende des Internationalen Konvents christlicher Gemeinden in Berlin und Brandenburg e. V. Gottesdienste, Begegnungstage, Vorträge – all das und noch vieles andere sind Beispiele für gelebte Ökumene an der Basis.

Archimandrit Serovpé Isakhanyan aus Hanau vermittelte ergänzende Informationen über die Situation der armenischen Gemeinden in Hessen, seinem Wirkungsgebiet. Dort leben ca. 2.000 Armenier, die in zwei Vereinen organisiert sind, der „Armenischen Gemeinde Hessen e.V.“ mit Sitz in Hanau und dem „Armenischen Kulturverein in Hessen e.V.“ mit Sitz in Frankfurt (Main). Die „Armenische Gemeinde Hessen e.V.“

ist die kirchlich-kulturelle Organisation der Armenier in Hessen und zugleich Mitglied der Diözese der Armenischen Apostolischen Kirche in Deutschland mit Sitz in Köln.

Zur Gemeinde zählen ca. 170 Familien, die monatlich einen Mitgliedsbeitrag zur Unterstützung der Gemeindearbeit entrichten. Mitglied der Gemeinde kann jeder werden, der der Armenischen Apostolischen Kirche angehört und einen festen Wohnsitz im Einzugsgebiet der Postleitzahlen 60–61, 63 sowie 65400–65999 hat. Auch Armenier katholischer oder evangelischer Konfession sowie Nichtarmenier mit einem armenischen Ehepartner können der Gemeinde beitreten. Zur Gemeinde gehört ein Gemeindehaus „Hay Dun“ („Armenisches Haus“), ein beliebter Treffpunkt für unterschiedliche Aktivitäten; dort findet auch der Religionsunterricht statt, außerdem werden armenische Sprachkurse angeboten. Ökumene ist ganz selbstverständlich und wird auf allen Ebenen gelebt. Eine große Herausforderung stellt die Zusammensetzung der Gemeinde dar, deren Mitglieder zwar der gleichen Volksgruppe und Kirche angehören, jedoch aus vielen Ländern stammen (z. B. Türkei, Iran, Libanon, Syrien, Armenien), durch deren unterschiedliche kulturelle und traditionelle Einflüsse sie geprägt worden sind.

In der anschließenden Aussprache wurden folgende Punkte vertieft:

- Ökumenische Zusammenarbeit zwischen Armeniern und orthodoxen Christen
- Perspektiven einer Verbesserung des Verhältnisses zwischen der Türkei und Armenien
- Herausforderungen der säkularen Welt für die Armenier in der Diaspora

Als größte Aufgabe für die Zukunft hielten Frau Eypper und Archimandrit Isakhanyan abschließend fest, dass sich die Armenier in die deutsche Gesellschaft integrieren müssen, ohne ihre religiöse, kulturelle und sprachliche Identität aufzugeben. Der Armenischen Apostolischen Kirche kommt bei der Lösung der damit verbundenen Probleme eine herausragende Rolle zu.

Dr. Christof Dahm, Freising

Arbeitskreis 3

Zum Selbstverständnis der orthodoxen Kirchen in Europa

Referenten: Prof. Dr. Nicolae Achimescu, Iași/Bukarest
Prof. Dr. Bojidar Andonov, München/Sofia
Erzpriester Dr. Georgios Basioudis, Mannheim
Erzpriester Slobodan Milunović, München

Moderation: Prof. Dr. Rudolf Prokschi, Wien

Der Moderator eröffnete den Arbeitskreis mit der Bitte an die Experten, jeweils die besondere Situation ihrer Kirche und damit verbundene Herausforderungen kurz zu skizzieren.

Prof. Dr. Nicolae Achimescu (Rumänische Orthodoxe Kirche) beschränkte sich auf eine kurze Beschreibung der Strukturen. Der Kirche, an deren Spitze seit 2007 Patriarch Daniel steht, gehören 86,7 Prozent der Bevölkerung an. In Rumänien leben neben den Rumänen auch Ungarn, Ukrainer, Bulgaren, Tschechen, Polen, Deutsche und zahlreiche weitere Volksgruppen. In vielen Gemeinden gibt es neben den orthodoxen Christen auch Katholiken, Protestanten (reformiert) und griechisch-katholische Christen; zu diesen ist das Verhältnis aus historischen Gründen leider immer noch gespannt.

Recht problematisch stellt sich die Situation der orthodoxen Kirche in Bulgarien dar, wie *Prof. Dr. Bojidar Andonov* (Bulgarische Orthodoxe Kirche) ausführte. Nach der politisch-gesellschaftlichen Wende kam es zu einer faktischen Spaltung der orthodoxen Kirche: Auf der einen Seite stehen die Erneuerer, die die Kirche öffnen und den modernen Entwicklungen anpassen wollen, auf der anderen Seite die in traditionellen Strukturen denkenden und handelnden Verantwort-

lichen.¹ Viel Kraft und Energie wird zudem bei der Auseinandersetzung um das kirchliche Vermögen verschwendet, sodass die eigentliche Seelsorge leidet und die Kirche unglaubwürdig wird. Für die Zukunft wäre eine innere Erneuerung dringend notwendig; Professor Andonov verwies dazu auch auf seinen eigenen Lebensweg „vom abgeschotteten Orthodoxen zum offenen Ökumeniker“.

Erzpriester Dr. Georgios Basioudis (Griechische Orthodoxe Kirche) beschrieb seine Landsleute als in der Regel kommunikationsfreudige Menschen, die dem westlichen Lebensstil gegenüber sehr aufgeschlossen sind. Da Griechenland bereits seit 1980 Mitglied der EU ist, haben sich vielfältige Verbindungen über ganz Europa hinweg entwickelt. Vergleichsweise hoch ist die Zahl der Theologiestudenten, was allerdings mit Studienbeschränkungen für andere Fächer in Zusammenhang zu setzen ist. Im Alltagsleben verhalten sich viele Griechen nach der Devise „Glauben à la carte“. Einen Sonderfall bilden die Klöster auf dem Berg Athos: Hier herrsche zwar eine starke Glaubenskraft, doch lehnten die meisten Mönche die Ökumene ab.

Schließlich beschrieb der in München wirkende *Erzpriester Slobodan Milunović* (Serbische Orthodoxe Kirche) die Situation seiner Kirche. Diese besteht seit 1235, als Patriarchat existiert sie seit 1818. Wegen des Zusammenlebens vieler Völker auf dem Balkan hat die Kirche lange Erfahrungen mit Fragen der Ökumene. Derzeit gibt es in Serbien ca. 4.000 Theologiestudenten; der Religionsunterricht ist fakultatives Fach an den Schulen. Mit den Muslimen pflegt man eine gute Partnerschaft im interreligiösen Dialog. Etwa ein Drittel der Serbischen Orthodoxen Kirche existiert in der Diaspora, u. a. in ca. 40 Gemeinden in Deutschland, deren organisatorische Struktur laufend ausgebaut wird.²

1 Vgl. dazu auch die Bemerkungen von Hristo P. Berov: Zum Rechtsstatus der Bulgarischen Orthodoxen Kirche. In: OST-WEST. Europäische Perspektiven 10 (2009), H. 4, S. 288–294, bes. S. 288 f.

2 In diesem Zusammenhang sei an ein wichtiges Ereignis erinnert, das am 27. Februar 2010 stattgefunden hat: An diesem Tag wurde in Nürnberg von Vertretern mehrerer orthodoxer Kirchen eine gemeinsame Bischofskonferenz für Deutschland gegründet (ihre Homepage: <http://www.obkd.de>).

Schwerpunkte und Ergebnisse der Diskussion:

- Aufgrund der Bevölkerungsentwicklung ist die Orthodoxie in Westeuropa fest etabliert. Die Frage ist: Wer ist federführend? Hier könnte eine panorthodoxe Synode Klärung schaffen, vor allem in der Frage, wie sich die Orthodoxie mit einer Stimme vernehmen lässt.
- Für die Lehrerausbildung und -fortbildung sowie für den orthodoxen Religionsunterricht gibt es in Westeuropa bereits Modelle mit gemeinsamen Modulen.
- Es wird von guten Beispielen berichtet, wonach katholische Gemeinden in Deutschland Räume für orthodoxe Feiern zur Verfügung stellen.
- Beim Fortschritt in ökumenischen Fragen spielen zwischenmenschliche Beziehungen eine wichtige Rolle, z. B. zwischen den Patriarchen Kyrill von Moskau und Bartholomaios von Konstantinopel.
- Zur Frage organisierter Laienarbeit in der Orthodoxie gibt es differenzierte Sichtweisen:
 - Bulgarien: Lernen von katholischer und evangelischer Kirche
 - Griechenland: keine Vorliebe für Strukturen
 - Serbien: in kirchlichen Strukturen gibt es überwiegend Laien
- Die Orthodoxie in der Türkei spielt praktisch kaum eine Rolle, da es dort nur sehr wenige Christen gibt.
- Vereinzelt kommt es zu nationalen Spannungen in Ungarn, Rumänien, Serbien und der Slowakei. Dahinter stehen meist Politiker, die daraus Kapital zu schlagen suchen.
- Das Verhältnis der einzelnen orthodoxen Kirchen zu Europa stellt sich differenziert dar: Während es in Rumänien die größte Zustimmung aller EU-Länder gibt, herrschen in anderen Ländern neben vorsichtiger Zuversicht teilweise Angst und Skepsis wegen der drohenden Säkularisierung vor.
- Die Orthodoxie kann Europa durchaus bereichern, insbesondere in der Frage der Bewahrung der Schöpfung.

Josef Rottenaicher, Halsbach

Arbeitskreis 4

Focal Point Ukraine – „Church of Kiev“?*

Referenten: Prof. Dr. Borys Gudziak, Lviv
Archimandrit Kyrill Hovorun, Kiev
Prof. Dr. Myroslav Marynovych, Lviv
Prof. Dr. Konstantin Sigov, Kiev

Moderation: DDr. Thomas Németh, Würzburg

Der Moderator eröffnete den Arbeitskreis mit einer kurzen Übersicht über die aktuellen Diskussionen zwischen den Kirchen. Besonders wichtig sind zur Zeit Fragen der gegenseitigen Anerkennung der Sakramente und Begegnungen zu gemeinsamen Gebeten. Er bat die Experten, hierzu Stellung zu beziehen.

Prof. Dr. Borys Gudziak bezeichnete unter Hinweis auf die Erklärung von Balamand (1993), in der die griechisch-katholischen Kirchen von den orthodoxen Kirchen grundsätzlich anerkannt worden waren, die Komplexität der Kirchen als Chance. Da es kein Monopol auf Wahrheit oder Kirchlichkeit gebe, sei die Würde der anderen Kirchen zu respektieren. Ähnlich äußerte sich *Archimandrit Kyrill Hovorun*.

Prof. Dr. Myroslav Marynovych bezeichnete sich in Anlehnung an den polnischen Intellektuellen Adam Michnik als antisowjetischen Russophil und warf die Frage auf, ob die Hagia Sophia in Istanbul heute ein Museum des Dialogs sei. Noch in den frühen achtziger Jahren sei eine unabhängige Ukraine eine völlige Utopie gewesen. Ganz entsprechend hätte man sich zur Zeit von Martin Luther King keinen afroamerikanischen Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika vorstellen

* Der Arbeitskreis wurde in englischer Sprache durchgeführt.

können. Und ebenso sei noch vor 20 Jahren ein gemeinsamer „Runder Tisch“ mit Orthodoxen und Griechisch-Katholischen in Deutschland eine reine Utopie gewesen. Der heutige Arbeitskreis sei das erste Zusammentreffen zum Thema „Kiever Kirche“ überhaupt.¹

Auch *Prof. Dr. Konstantin Sigov* hob die Bedeutung des heutigen Arbeitskreises hervor. Er könne zum weiteren Abbau gegenseitiger Vorurteile und „Schubladen“ beitragen. Direkt darauf bezog sich Professor Gudziak, der vor übermäßigem Optimismus warnte. Die griechisch-katholische Kirche habe, wie er bemerkte, in Rom nicht immer einen einfachen Stand; manche alten Vorurteile und Missverständnisse wirkten nach und würden daher den Dialog mit den orthodoxen Mitbrüdern erschweren.

Schwerpunkte der anschließenden Diskussion:

- Unklar ist noch immer die Frage der gegenseitigen Anerkennung der Sakramente. Laut Professor Gudziak ist dies für die griechisch-katholische Kirche kein Problem. Demgegenüber räumte Archimandrit Hovorun ein, nicht einmal die verschiedenen orthodoxen Kirchen würden gegenseitig die Sakramente anerkennen; dies sei ein großes Problem innerhalb der Orthodoxie. Nachdem jahrelang Hass gepredigt worden sei, seien manche Haltungen in den eher konservativen Gemeinden schwer zu ändern. Es reiche eben nicht aus, nur Dokumente zu verabschieden. Dies sei, wie er betonte, die amtliche Position seiner Kirche; allerdings gebe es Differenzen zwischen der Hierarchie und den Gemeinden.
- Wie kann die Kommunikation verbessert werden? Entscheidend ist, wie Prof. Marynovych betonte, eine Übertragung der amtlichen Positionen in eine verständliche, vor allem jugendgerechte Sprache. Als Vizerektor der Katholischen Universität Lviv mit dem Arbeitsschwerpunkt „Mission“ sieht er hierin eine seiner Hauptaufgaben.

1 Vgl. zum Folgenden auch die Ausführungen von Antoine Arjakovsky: Das Konzept der „Kiever Kirche“ – ein Weg zur Annäherung der Konfessionen in der Ukraine. In: OST-WEST. Europäische Perspektiven 10 (2009), H. 3, S. 189–194.

- Liturgische Praxis bei gemischten Eheschließungen: Nach Aussage von Archimandrit Hovorun sind gemischte Ehen möglich; es gebe entweder eine gemeinsame oder zwei getrennte kirchliche Trauereien.
- Welche Rolle haben die Medien, also Internet, Fernsehen und Radio, für den Versöhnungsprozess? Professor Gudziak und Archimandrit Hovorun sehen besonders im Internet die Möglichkeiten einer Berichterstattung ohne konfessionelle Voreingenommenheit.

Abschließend fassten die Experten noch einmal die ihnen wichtig erscheinenden Punkte zusammen. So unterstrich Professor Marynovych, die Verschiedenheit müsse und dürfe nicht zu Hass führen, vielmehr solle sie als Chance verstanden werden. Für Professor Sigov hat der Arbeitskreis erwiesen, dass auf breiter Linie Übereinstimmung zwischen den griechisch-katholischen und orthodoxen Traditionen bestehe und man auf einem guten Weg sei, zu den „Zeiten der gegenseitigen Liebe zurückkehren zu können“. Mehr noch: Es sei eine „Volodymyr-Polyphonie“ im Entstehen. Die heutige Diskussion habe ihn selbst verändert, es sei Zeit für eine „Freisinger Erklärung“. Professor Gudziak und Archimandrit Hovorun schlossen sich ihm an, wiesen jedoch darauf hin, dass es noch vieler weiterer Schritte auf dem Weg zu einem dauerhaften Miteinander bedürfe. Auch der Moderator zeigte sich sehr zufrieden mit dem Verlauf der Diskussion. Nach seinen Worten spürte man die Idee der *einen* Kirche, die an die Stelle gegenseitiger Vorwürfe treten könne. Dank Renovabis sei eine Basis für die weitere Zusammenarbeit geschaffen worden.

Martin Buschermöhle, Poznań / Joachim Sauer, Freising

Arbeitskreis 5

Die Freiheit und die Rechte der Menschen

Referenten: Dr. Konstantin Kostyuk, Moskau
Priestermönch Filipp (Rjabych), Moskau
Prof. Dr. Rudolf Uertz, Sankt Augustin/Eichstätt

Moderation: Gertrud Casel, Bonn

Im Juli 2008 veröffentlichte das Moskauer Patriarchat ein Dokument über „Die Grundlagen der Lehre der Russischen Orthodoxen Kirche über die Würde, die Freiheit und die Menschenrechte“ als Resultat eines zweijährigen Diskussionsprozesses innerhalb der Russischen Orthodoxen Kirche (ROK), der unter der Leitung des damaligen Metropoliten Kyryll – heute Patriarch – stattfand. Das Dokument ist in 5 Kapitel gegliedert:

- I. Die Menschenwürde als eine religiös-sittliche Kategorie
- II. Die Freiheit der Wahl und die Freiheit vom Bösen
- III. Die Menschenrechte in der christlichen Weltanschauung und im Leben der Gesellschaft
- IV. Die Würde und die Freiheit im System der Menschenrechte
- V. Grundsätze und Schwerpunkte der bürgerlichen Tätigkeit der Russischen Orthodoxen Kirche

Im Mittelpunkt des Arbeitskreises stand die Diskussion über dieses Dokument, speziell im Hinblick auf das Leitthema „Freiheit und Rechte der Menschen“. Der Vertreter des Moskauer Patriarchats, *Priestermönch Filipp (Rjabych)*, der selbst an der Erarbeitung des Dokuments mitgewirkt hatte, legte dar, dass die ROK ein – vornehmlich an die eigenen Gläubigen gerichtetes – eigenes Menschenrechtskonzept entwickelt hat. Nach der Zeit der Ausgrenzung der Kirche während des Kommunismus

sei es heute die Aufgabe der Kirche, ihre Rolle in der Gesellschaft und damit auch die Beziehung zwischen Kirche und Menschenrechten neu zu reflektieren. Die ROK betrachtet die Menschenrechte als ein Produkt westlicher Prägung, das vornehmlich der protestantischen Denkweise und Tradition entspringt. Die entscheidende Schwäche dieser Menschenrechte besteht gemäß den Vorstellungen der russisch-orthodoxen Theologie und Ethik darin, dass sie die sittliche Dimension des Lebens sowie die Freiheit vom Bösen weniger berücksichtigen, stattdessen aber der Willensfreiheit breiten Raum einräumen.

Die Wende zu einer Anerkennung der Menschenrechte durch die katholische Kirche als Prinzipien des gesellschaftlich-staatlichen Lebens erfolgte auch erst Mitte des letzten Jahrhunderts, nämlich durch Papst Johannes XXIII., der diese in den Kanon der katholischen Soziallehre aufnahm (Enzyklika „Pacem in terris“, 1963). Höhepunkt dieser Entwicklung war die Anerkennung der Religionsfreiheit durch das Zweite Vatikanische Konzil (Dokument „Dignitatis humanae“). Die Entscheidung des Konzils betraf nicht primär das Verhältnis des Menschen zu Gott, sondern das Verhältnis des Einzelnen als Bürger und Grundrechtsträger zum Staat. *Prof. Dr. Rudolf Uertz* führte in diesem Zusammenhang aus, dass die fundamentalen Freiheitsrechte, die den einzelnen Bürger gegen ungerechte Eingriffe des Staates in die Individualsphäre schützen, in erster Linie ein rechtliches Konstrukt zur Sicherung von humanen Werten und Gütern sind, die mit theoretischen Instrumenten der Theologie und der kirchlichen Tradition nur bedingt erfasst werden können. Sie seien nicht der Grund für den Unglauben, religiöse Indifferenz und Agnostizismus und auch kein Freibrief für Willkür. Westliche Kirchen kritisierten den Staat durchaus, deshalb würden aber nicht Grundfreiheiten aufgegeben, denn bei Abschaffung der Meinungs- und Religionsfreiheit könnte der Staat gegen die Opposition und andere missliebige Gruppen und Einzelpersonen willkürlich vorgehen. In diesem Zusammenhang kritisierte Professor Uertz die mangelnde Presse- und Meinungsfreiheit in Russland sowie das neue Religionsgesetz, das der evangelischen und katholischen Kirche nicht einmal Mindestbedingungen, unter denen sie gesichert existieren können, zugestehe. Die orthodoxe Sozialethik der ROK gehe vom Prinzip

der „symphonia“ aus, das eine enge Verbindung von Religion und Staat intendiere, die dem modernen pluralistischen Gemeinwesen nicht mehr entspricht.

Dr. Konstantin Kostyuk unterstrich, dass es der ROK vor allem um den Status der Menschenrechte geht: Diese könnten nicht Grundlage der Weltanschauung sein. In der orthodoxen Theologie ist der Mensch ein Büßender, weil er sündig ist. Die „Bewahrung der gottgegebenen Würde“ des Menschen kann nur im Einklang mit den sittlichen Normen erreicht werden. Daher könne man nicht von *Menschenrechten*, sondern von *Menschenpflichten* sprechen. Die Verfasser des Dokuments der ROK über die Menschenrechte nützen die Dialektik der Freiheit. Unterschieden wird zwischen der Freiheit als Perfektion (eine antike Vorstellung) und der Freiheit der Wahl. Die Position der ROK besagt, dass es keine Freiheit vom Bösen gibt.

Die Moderatorin zog daher das Fazit, dass die ROK die Grenze der Menschenrechte dort sieht, wo die Befürchtung besteht, dass der Mensch seine Freiheit missbraucht. Im Westen hingegen fürchtet man insbesondere, dass der Staat die Menschenrechte missbraucht.

Schwerpunkte der anschließenden Aussprache:

- In Russland gibt es keine politische Kultur im Sinne einer demokratischen Parteienkultur, wie eine katholische Teilnehmerin aus St. Petersburg bemerkte; das Konzept des Individuums sei zu schwach. Auch andere Teilnehmerinnen und Teilnehmer waren der Meinung, dass die Gesellschaft in Russland offenbar einen höheren Stellenwert hat als das Individuum. Der Individualisierungsschub nach 1945 im Westen ist die Folge einer fundamentalen Weltkrise, des Zusammenbruchs der europäischen Kultur und des Kollektivismus, führte Professor Uertz als Erklärung aus. Die Humanisierung der Staats- und Verfassungsordnung und deren Sicherung durch Grundrechtsschutz gehörten daher angesichts des nationalsozialistischen Unrechtssystems und der Verbrechen des Zweiten Weltkriegs zu den vordringlichen Forderungen europäischer und außereuropäischer Staaten.

- Viele Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus Osteuropa waren sich einig, dass die neu gewonnene Freiheit nach der Wende oftmals falsch verstanden wurde, nämlich als Freiheit, alles tun und lassen zu dürfen. Die westliche, pluralistische und multikulturelle Gesellschaft habe den Wahrheitsbegriff verloren, verschiedene gleiche Meinungen bestehen nebeneinander. Diese Situation sei nun auch in den postkommunistischen Staaten angekommen. Priestermonch Filipp (Rjabych) bekräftigte ebenfalls, dass in der postkommunistischen Zeit die Freiheit missbraucht worden sei; die Menschen wollten keine Grenzen für die Freiheit mehr. Russland sei ein großer, schwacher Staat ohne Autorität, der nicht für Nation und Gesellschaft eintrete. Der ROK liege insbesondere die Bewahrung der christlichen Werte in einer modernen Gesellschaft am Herzen. Aus Sicht des Moskauer Patriarchats wäre übrigens auch eine panorthodoxe Position zu den Menschenrechten erwünscht.

Herr Dr. Kostjuk schloss mit einem positiven Ausblick: Die Rolle der ROK bestehe darin, gegen den Missbrauch der Person aufzutreten, noch sei sie aber zu schwach dazu. Doch habe sie inzwischen wieder eine wichtige Position in der Gesellschaft erlangt. Damit könnte sie zukünftig in Russland zur wichtigsten Institution werden, die die Menschenrechte geradezu verteidigt.

*Dr. Anna Briskina-Müller, Halle
Mag. Marion Wittine, Wien*

Arbeitskreis 6

Geweihtes Leben in Ost und West

Referentinnen: Schwester Gudula Bonell CJ, Schleusingen
Schwester Jelena Herasym MSsR, Lviv
Schwester Dosithea Zaharia, Regensburg

Moderation: Dr. Angelika Schmähling

Zu Beginn des Arbeitskreises stellten sich die drei Referentinnen kurz vor:

Schwester Jelena (Ukrainische griechisch-katholische Kirche) gehört zu den Missionsschwestern vom Heiligsten Erlöser (MSsR). Die Redemptoristen und interessierte junge ukrainische Frauen baten vor elf Jahren diese vor fünfzig Jahren in Deutschland gegründete Schwesterngemeinschaft, in die Ukraine zu kommen. Die ukrainischen Schwestern wurden inzwischen vom Patriarchat offiziell anerkannt. Ihre Aufgabe sehen sie darin, die Menschen in ihr Gebet einzuschließen, sowie in sozialer und pastoraler Tätigkeit. Sie verbinden östliche und westliche Spiritualität.

Schwester Dosithea (Rumänische Orthodoxe Kirche) umschrieb die Schwerpunkte ihres geistlichen Lebens mit folgenden Worten: Die Schwestern arbeiten zum Beispiel für die Touristen, darunter viele Leute aus Deutschland. Die Aufgaben sind ganz unterschiedlich, so ist beispielsweise eine Schwester als Apothekerin tätig. Schwester Dosithea war für ein Jahr zum Studienaufenthalt am Ostkirchlichen Institut in Regensburg.

Schwester Gudula (römisch-katholische Kirche) gehört zur Congregatio Jesu (CJ). Ziel der Gründerin der Gemeinschaft, Mary Ward, waren Seelsorge und Dienst am Menschen in jeder Form. In Deutschland wurden die acht Provinzen der Gemeinschaft 2005 zur mitteleuropäischen

Provinz zusammengeschlossen. Die Schwesterngemeinschaft konnte weithin ihre Schulen in andere Trägerschaft abgeben. Nach der Wende gingen viele Schwestern nach Rumänien. Schwester Gudula lebt zusammen mit zwei anderen Schwestern in der Diözese Erfurt, in Schleusingen, einer Filialgemeinde ohne Pfarrer.

Anhand von Leitfragen gaben die Schwestern Einblick in ihr Selbstverständnis.

– Was bedeutet für Sie Ihre Aufgabe in Kirche und Gesellschaft?

Schwester Jelena: „Das Gott geweihte Leben ist eine Askese, ist Reinigung des Herzens. Das Herz verwandelt sich – *lex orandi, lex vivendi*. Das Leben ist ein Weg der Vergöttlichung, damit das Abbild Gottes in mir sichtbar werden kann. Wir sind berufen, entsprechend der von Gott geschaffenen Natur zu leben und damit der Vorstellung, die Gott von mir hat, zu entsprechen. Ich versuche dies u. a. dadurch zu verwirklichen, dass ich einen Bibelkreis leite und Ikonen male.“

Schwester Dosithea: „Als Nonne bete ich, aber nicht nur das Gebet ist nötig. Wir haben viele Möglichkeiten, Menschen anzusprechen, zum Beispiel durch Musik. Es ist eigentlich paradox: Wir beten, und die Menschen kommen zu uns.“

Schwester Gudula: „Zwischen Ost und West gibt es viel Gemeinsames. Wir könnten lange davon erzählen. Eine Schwester antwortete auf die Frage nach dem Grund für ihren Eintritt ins Kloster mit dem Satz: ‚Weil es Gott von mir so haben wollte.‘“

– Gibt es „geistliche Väter“ des Ordenslebens?

Das ostkirchliche Mönchtum hat Pachomius und Basilius als „geistliche Väter“. Aber auch das westliche Mönchtum beruft sich auf sie. Im Westen wurde das Mönchtum durch Augustinus und Benedikt geprägt. In der ostkirchlichen Überlieferung gibt es in einzelnen Klöstern „geistliche Väter“, aber nicht im Sinne der Ordensgründer in der westlichen Kirche.

– Was tun Sie für die Weitergabe des Glaubens? Gibt es Unterschiede?

Schwester Jelena: Entscheidend ist das Erzählen über den Glauben. Als Methode dienen Katechesen und Exerzitien. Die liturgischen Abläufe und damit verbunden die geistlichen Texte entsprechen denen der orthodoxen Christen, jedoch ist durch die Verbindung mit dem Westen der soziale Aspekt stärker ausgeprägt. Als Ziel ist es erstrebenswert, eine „geistliche Mutter“ zu werden.

Schwester Dosithea: Die Menschen kommen mit ihren Fragen direkt auf die Schwestern und die Priester zu. Eine große Bedeutung hat auch die Predigt.

– Wie kommen junge Leute zum Glauben?

Für Schwester Jelena spielt die Liturgie eine wesentliche Rolle, da man den Glauben nicht nur mit Worten erklären kann. Vor allem Jugendliche lassen sich von der besonderen Faszination der Liturgie anziehen. Hier liegt auch ein wichtiger Unterschied zwischen östlicher und westlicher Tradition: Die Kirche im Westen ist stark auf das Wort orientiert, die Kirche im Osten verbindet Wort und Bild (Ikone). Schwester Dosithea schloss sich dieser Aussage an und betonte zusätzlich, dass die jungen Leute den Glauben suchen – man müsse einfach offen für ihre Fragen sein. Schwester Gudula bemerkte, in Thüringen antworteten Leute auf die Frage, ob sie katholisch oder evangelisch seien, mit dem Satz „Ich bin normal“ – sie haben den Glauben nie kennengelernt. Ihre kleine Gemeinschaft lebt den Glauben im Alltag, und nach und nach kommen die Menschen und stellen Fragen über den Glauben, das religiöse Leben, die Kirche.

– Wie sieht der konkrete Tagesablauf aus?

Schwester Jelena und Schwester Dosithea berichteten über einen sehr ähnlichen Tagesablauf, in dem die gemeinsamen Gebetszeiten das Gerüst darstellen; daran fügen sich die Arbeitszeiten. Eine große Rolle

spielt das Jesusgebet¹, ein immerwährendes Gebet; zur Einübung betet man es täglich eine halbe Stunde oder eine Stunde.

Schwester Gudula betonte, dass für die Congregatio Jesu das Gebet zwar sehr wichtig ist, die zeitliche Einteilung jedoch der persönlichen Verantwortung überlassen bleibt. Neben den persönlichen Gebeten gibt es auch ein gemeinsames Programm; so trifft man sich einmal in der Woche zur Bibellektüre, monatlich zum Besinnungstag.

Auf die Frage nach den Ursachen des *Rückgangs von Ordensberufen* im Westen und die Frage, welcher Seite im *Konflikt zwischen Gebet und Arbeit* der Vorrang gegeben werde, ergaben sich einige Antworten aus der Runde:

- Ordensleute sind Experten der Gottsuche.
- Es braucht die Unterscheidung der Geister.
- Gott arbeitet mit uns. Zu diesem Bewusstsein kommt man, wenn man Erfahrungen im Gebet gemacht hat. Grundlegend ist eine Haltung des Gebets.
- Nicht so sehr, was wir *tun*, sondern wer wir *sind*, ist wichtig.
- Auf die Frage, warum es im Westen kaum Berufungen zum Ordensleben gibt, mag es viele Antwortversuche geben (demographische Entwicklung, Familien, gesellschaftliche Vorurteile), aber am Ende gibt es keine schlüssige Antwort. Wichtig ist, dass die Ordensleute Glaube und Hoffnung haben.
- Das Ordensleben befindet sich zumindest im Westen in einem Umbruch, nicht nur zahlenmäßig, sondern spirituell: Es macht die Erfahrung von Tod und Auferstehung. Im Stillen ist vieles im Entstehen.

Für die *Vorbereitung auf das Ordensleben* spielen in den Kirchen östlicher Tradition die Überlieferungen, in der westlichen Kirche die kirchenrechtlichen Rahmenvorgaben eine wesentliche Rolle. In der Tradition der Ostkirche besteht auch die Möglichkeit, das ganze Leben im Noviziat zu bleiben. Die Congregatio Jesu hat neben der Bindung durch

1 Vgl. dazu auch die Hinweise im folgenden Arbeitskreisbericht.

Gelübde auch die Einrichtung von „Gefährtinnen“ mit Versprechen ohne rechtliche Bindung.

Abschließend wurden noch *Schwierigkeiten und Wünsche vom Osten Richtung Westen* genannt. Kurz gefasst lauten sie:

- Schwierigkeiten: Im Westen fehlt ein Gespür für Sakralität. Und: Alles ist geplant.
- Wünsche: Einfach anpacken! Und: Sich freuen über die Vielfalt!

P. Dr. Hans Schalk CSsR, München



Ein spiritueller Zugang zu den Ostkirchen: Das Jesusgebet

Referent: P. Dr. Gregor Hohmann OSA, Würzburg

Das Jesusgebet zählt gerade wegen seiner Schlichtheit zu den eindrucksvollsten geistlichen Übungen, die die Ostkirche der Menschheit geschenkt hat. Mit dieser Feststellung eröffnete der Experte seine Ausführungen und wies damit zugleich den Weg zur Deutung des Gebets. Zu Beginn des Arbeitskreises schilderte er seinen eigenen Lebensweg zwischen westlicher und östlicher Tradition, zwischen Hektik und Stress der westlichen Welt und der – trotz aller Widrigkeiten immer noch oder wieder vorhandenen – Stille und Muße, die der Osten dem Menschen zu geben vermag. Er erläuterte dann den Inhalt und die Entwicklung des Gebets.

Das Jesusgebet, das oft auch „Herzensgebet“ genannt wird, besteht in der ständigen Wiederholung der Anrufung Jesu Christi und steht meist in Verbindung mit einer Vergebungsbitte. Verschiedene Formen sind überliefert, die aber eigentlich immer nur die Grundform variieren:

- Jesus Christus, erbarme dich meiner.
- Herr Jesus Christus, erbarme dich meiner.
- Herr Jesus Christus, Sohn Gottes, erbarme dich meiner.

Dieses Gebet wird ununterbrochen wiederholt, zunächst für eine kurze Phase, dann nach und nach für Stunden bis zu einem ganzen Tag. Parallelen zu buddhistischen Gebetsformen sind unverkennbar, doch besteht ein wesentlicher Unterschied darin, dass das Jesusgebet als Selbstversenkung nicht zu einer Selbstauflösung des Ichs führt, sondern den Menschen zu Jesus Christus führt. Der Mensch löst sich aus der irdischen Sphäre und findet zu seinem eigentlichen Ziel, mehr noch, er beginnt – um ein Bild der Ostkirche zu verwenden – „von innen heraus zu leuchten“.

Es fällt dem Menschen des Westens schwer, sich angesichts der Unruhe und des Lärms der Welt in diese Verinnerlichung zu begeben. Die ostkirchliche Tradition mit ihren umfangreichen Liturgien hingegen ebnet den Weg zum Jesusgebet: Sie schafft eine Atmosphäre, die den Geist des Menschen zur Ruhe bringt und ihm damit den Weg zu Gott weist. Alle Sinne des Menschen werden mit einbezogen: Augen und Ohren, auch Mund und Nase (Weihrauch), selbst die Hände (Berühren der Ikone).

Biblische Grundlage ist das Wort des Apostels Paulus „Betet ohne Unterlass!“ (1 Thess 5,17). Vorstufen des Jesusgebets finden sich bereits im ostkirchlichen Mönchtum, wo kurze Bibelzitate als Gebete mehrfach gesprochen wurden. Nach und nach rückte die Anrufung Jesu Christi an ihre Stelle; als Quelle dafür kann der Ruf des blinden Bettlers an Jesus angeführt werden (Mk 10,47 und Parallelen). Im 6. Jahrhundert lassen sich erste Belege finden. Nach der Jahrtausendwende entwickeln besonders die Mönche der Athos-Klöster im byzantinischen Reich das Gebet weiter. Dort entfaltet sich auch der Hesychasmus, d. h. der Rückzug des Mönchs in die Einsamkeit (hesychia), in der er Gott anruft; das Gebet wird dann in einer ganz eigentümlichen körperlichen Grundhaltung unter Anpassung an den Rhythmus von Atmung und Herzschlag verrichtet. Die dritte große Phase der Verbreitung des Jesusgebets setzt mit dem 16. Jahrhundert in Russland ein, wo es von bedeutenden Mönchen und Wanderpredigern verbreitet wurde; besonders erwähnt werden muss der heilige Seraphim von Sarov (1759–1833). Ende des 19. Jahrhunderts erschienen die „Aufrichtigen Erzählungen eines Pilgers, seinem geistlichen Vater mitgeteilt“, die in zahlreiche Sprachen übersetzt wurden. Dieses Werk hat das Jesusgebet auch in anderen christlichen Konfessionen bekannt gemacht.

Anschließend gab der Referent noch einige praktische Hinweise:

- Zunächst wird das Gebet laut gesprochen, zumindest werden die Lippen bewegt. Die Wiederholung setzt mit ca. 3.000 Rezitationen ein, geht dann auf 6.000, 12.000 und schließlich unbegrenzt weiter.
- Im nächsten Schritt wird das Jesusgebet zum „Inneren Gebet“, d. h. die einzelnen Gebetsabschnitte werden dem Rhythmus von Atmung und Herzschlag angepasst.

- In der letzten Phase schließlich ist das Gebet so verinnerlicht, dass es gewissermaßen automatisch gebetet wird. Das Gebet wird gar nicht mehr willentlich „eingblendet“, sondern ist Teil des Lebensvollzugs.

Wichtig ist die Einweisung durch einen erfahrenen geistlichen Lehrer. Als Hilfsmittel dienen Gebetsketten, in die 100 oder auch mehr Knoten eingeknüpft sind.

Die Teilnehmer erhielten auf Nachfrage ergänzende Hinweise zu einzelnen Punkten des Vortrags. Ohne regelmäßiges Beten ist es, wie Pater Hohmann abschließend feststellte, nicht möglich, als Christ zu leben. Mit dem Jesusgebet hat die Ostkirche eine Form des Gebets geprägt, die auch den heutigen Menschen anspricht.

Dr. Christof Dahm, Freising

Arbeitskreis 8

Ökumene zwischen Ost und West: Wo stehen wir heute? Ein offenes Gespräch (mit Filmausschnitten aus „Ut unum sint‘. 40 Jahre Ökumenismus“)

Referenten: Prof. Dr. Mircea Basarab, München
Dr. Johannes Oeldemann, Paderborn

Moderation: Dr. Gerhard Albert, Freising

Der Arbeitskreis wurde mit einem Ausschnitt des Films „Ut unum sint“, eröffnet. Die Produktion dieses Films von 2004 ist dem Päpstlichen Rat zur Förderung der Einheit der Christen zu verdanken.

Gezeigt wurden wichtige Stationen des orthodox-katholischen Dialogs, u. a.:

- 1964: Begegnung zwischen Papst Paul VI. und dem Ökumenischen Patriarchen Athenagoras in Jerusalem
- 1965: Aufhebung der gegenseitigen Exkommunikation
- 1967: Besuch Papst Pauls VI. in Konstantinopel

Der Moderator richtete dann an die Experten die Frage, wie es zu den Bannsprüchen des Jahres 1054 kam. Dr. Oeldemann ging auf den sich über Jahrhunderte hinziehenden Entfremdungsprozesse zwischen West- und Ostkirche ein; auch sei 1204 (Plünderung Konstantinopels durch die „lateinischen“ Kreuzfahrer) ein Datum, das die Trennung wesentlich mehr vertieft habe. Später gab es dann von westkirchlicher Seite aus immer wieder Versuche zur Annäherung. Professor Basarab (zugleich Pfarrer der Rumänischen Orthodoxen Kirche) nannte ebenfalls historische Gründe für das Auseinanderleben von West- und Ostkirche. Das Christentum breitete sich von

Osten her im gesamten Mittelmeerraum aus und wurde von verschiedenen Sprachen, Kulturen und Mentalitäten geprägt: „Der Westen hat ‚Gott in der Westentasche‘ und weiß immer alles genau. Der Osten ist offener.“

Die zweite Frage lautete: „Wie können die noch bestehenden theologischen Probleme gelöst werden?“ Dazu Dr. Oeldemann: „Eine Lösung für die noch bestehenden Probleme zwischen West- und Ostkirche sollte nicht derart gesucht werden, dass die Probleme Punkt für Punkt abgearbeitet werden; wir sollten vielmehr die Gemeinsamkeiten herausarbeiten.“ Professor Basarab erläuterte ergänzend dazu die Situation seiner Gemeinde: „Wir leben als orthodoxe Christen in München in einer Diasporasituation. Wir suchen den Dialog und haben Kontakt sowohl mit katholischen als auch evangelischen Christen. Zu Hause in Rumänien vertrete ich die Mehrheitskirche, in der Münchener Diaspora ist es das Gegenteil. In der Praxis gibt es vor allem zwei Probleme: Zum einen gibt es Differenzen, die aus der Benutzung unterschiedlicher Kalender resultieren – wir feiern Ostern, die anderen bereits Christi Himmelfahrt! Zweitens ist das Zusammenleben mit Menschen, die dem Glauben fern stehen, aufgrund unterschiedlicher Wertvorstellungen sehr schwierig. Dennoch überwiegen in Deutschland die freundschaftlichen Kontakte.“

Schwerpunkte der anschließenden Diskussion:

- Entstehung und Probleme des CCEO (Codex des Ostkirchenrechts); dazu Dr. Oeldemann: „Der Codex gilt für alle katholischen Ostkirchen; von der Orthodoxie wird er zum Teil sehr kritisch eingeschätzt.“
- Zur Rolle der Ostkirchen in der theologischen Ausbildung: Das Thema wurde vor 40 Jahren kaum behandelt, was sich seither erheblich verbessert hat. Das gegenseitige Kennenlernen der Kirchen und besonders die Begegnungen auf höchster Ebene haben viel bewirkt.
- Theologische Rückfrage zur katholischen Lehre vom Fegefeuer (Purgatorium): Die orthodoxe Theologie hat eine ähnliche Vorstellung, die Antecamera (Vorzimmer).

In einem weiteren Filmausschnitt wurden noch einmal wichtige Stationen des Dialogs gezeigt:

- 1990: Der Ökumenische Patriarch Bartholomaios I. zu Besuch bei Papst Johannes Paul II.
- 1999: Papst Johannes Paul II. in Bukarest beim orthodoxen Patriarchen Teoctist, Rufe der Gläubigen um Einheit
- 2002: Rückgabe der Ikone der Muttergottes von Kasan an das Patriarchat von Moskau
- 2004: Ökumenischer Gottesdienst in Rom: Papst Johannes Paul II. und Patriarch Bartholomaios I., Übergabe der Reliquien des Heiligen Gregor von Nazianz und des Heiligen Johannes Chrysostomos an das Patriarchat von Konstantinopel

Frage des Moderators an Professor Basarab: „Haben solche symbolischen Handlungen wie die Übergabe der Reliquien eine Bedeutung?“ „Unbedingt! Es hat die Menschen tief emotional bewegt, leider nur für sehr kurze Zeit.“

Der Moderator fragte anschließend nach schwierigen Phasen und Einschnitten. Dr. Oeldemann meinte dazu: „Schwierigkeiten ergaben sich z. B. aus den Folgen der friedlichen Revolution nach 1989/1990. Ehemalige Untergrundkirchen konnten legalisiert werden, was in vielen Fällen zu Konflikten mit der offiziellen Kirche führte. Ein weiteres Problem war der Proselytismus- und der Uniatismus-Vorwurf. Manches Handeln seitens der katholischen Kirche war zwar vielleicht gut gemeint, aber dennoch unklug.“ Professor Basarab sagte: „Es gab immer wieder Phasen der Sprachlosigkeit in der Geschichte des orthodox-katholischen Dialogs. Manchmal kam es zu keinen ehrlichen Gesprächen, manchmal wurde ‚die Basis‘ nicht oder zuwenig mit in die Gespräche einbezogen.“

Fragen und Anmerkungen aus dem Teilnehmerkreis:

- Claudiu Nicusan (Rumänien): „Als griechisch-katholischer Christ erlebe ich in Rumänien, dass die Vertreter der orthodoxen Kirche im Westen in der Diaspora gerne über die Ökumene sprechen, zu Hause in Rumänien aber hat die Heilige Synode der orthodoxen Kirche ver-

boten, dass die orthodoxen Priester Gottesdienste zusammen mit Vertretern anderer Konfessionen feiern. Was halten Sie, Professor Basarab, von einer solchen Entscheidung?“ Dazu Professor Basarab: „Bei uns sind beispielsweise Beerdigungen überhaupt kein Problem. Wenn ein Geistlicher von den Richtlinien seiner Kirche abweicht, muss er zur Ordnung gerufen werden.“

- Carol Lupu (Deutschland): „Der Ton der Rechtfertigung muss sich ändern, hin zu einem Ton der Nachdenklichkeit und Sachlichkeit.“
- Dr. Attila Nagy-György (römisch-katholischer Priester, Rumänien): „Die orthodoxen Priester tragen beim gemeinsamen Gebet keine Stola, weil sie Anfeindungen fürchten. Dazu Ionel Popescu (orthodoxer Geistlicher, Rumänien): „Gemeinsame Gottesdienste ohne Stola kann ich bestätigen.“

In seinem Schlusswort betonte Dr. Oeldemann, der Weg der Ökumene sollte so gestaltet werden, dass ausdrücklich *alle* mitgenommen werden. Die Mehrheitskirchen sollten ein gutes Beispiel der Toleranz gegenüber den Minderheitenkirchen sein. Auch wenn es vielleicht noch 1.000 Jahre bis zur Kircheneinheit dauert – der Heilige Geist wirkt durch Menschen, eine heilsame Ungeduld ist wichtig. Professor Basarab ergänzte dazu: „Ich kann mich dem Vorredner nur anschließen, Geduld und Optimismus sind angebracht.“

Stephan Hinzmann, Schirgiswalde

*Kamil Maksymilian
Kulawik, Salzburg,
beim Orgelkonzert
im Freisinger Dom*





Vesper im byzantinischen Ritus im Freisinger Dom

IV. Schlusswort



Schlusswort

„Einheit suchen – Vielfalt wahren. Ost und West im ökumenischen Gespräch“: Unter dieser Überschrift haben wir uns hier in Freising versammelt und das Thema nicht nur theoretisch beleuchtet, sondern, wenn man so sagen darf, auch praktiziert. Am Ende dieses 13. Internationalen Kongresses Renovabis ist es sicherlich zu früh, ein umfassendes Resümee zu ziehen, und was sich aus den vielen einzelnen Begegnungen ergibt, die hier von Mensch zu Mensch stattgefunden haben, wird ohnehin erst die Zukunft zeigen. Lassen Sie mich daher zum Abschluss ohne Anspruch auf Vollständigkeit und besondere Akzentsetzung lediglich einige Punkte benennen, die ich persönlich im Rückblick festhalten möchte.

1. Die Kirchen der östlichen Traditionen lassen sich keineswegs mehr eindeutig territorial im Osten lokalisieren. Angehörige des ostkirchlich geprägten Christentums leben in großer Zahl auch im Westen – was nebenbei bemerkt das althergebrachte Prinzip, dass es an einem Ort nur einen Bischof geben soll, ebenso wie die Theorie des so genannten „kanonischen Territoriums“ infrage stellt, wenn nicht sogar in der Praxis als überholt erscheinen lässt. Während eine bedeutende Migration von Ost nach West zu verzeichnen ist und mittlerweile etliche orthodoxe Studenten zumindest zeitweise auch im Westen studieren und hiesige kirchliche Formen kennenlernen, wäre es wohl wünschenswert, dass umgekehrt noch mehr Christen aus dem Westen sich mit der Welt der östlichen Kirchen vertraut machen.

2. In den wesentlichen Dingen ist die Einheit nie völlig zerbrochen und es gilt, diese wiederzuentdecken und sich neu darauf zu besinnen. Das Bemühen um sichtbare Einheit ist nicht in unser Belieben gestellt, es ist kein Selbstzweck, sondern Auftrag Christi und zugleich auch ein Dienst am Frieden in der Welt (Kardinal Kasper). Trotz vieler erfreulicher und

hoffnungsvoller Entwicklungen in den letzten Jahrzehnten haben beide Seiten noch „Hausaufgaben zu machen“. Krisen im ökumenischen Miteinander hat es immer wieder gegeben, und es ist – bei aller Offenheit für das Wirken des heiligen Geistes – nicht zu erwarten, dass die volle Kirchengemeinschaft in naher Zukunft erreicht werden kann.

3. Christen der westlichen und der östlichen Tradition stehen vor vielen gemeinsamen Herausforderungen, ich kann sie hier nur durch Stichworte wie Säkularisierung, Globalisierung, Pluralismus etc. andeuten. Zusammenarbeit etwa in Fragen der Ethik, der aktiven Mitgestaltung des europäischen Integrationsprozesses und vielen andern praktischen Bereichen ist möglich und sollte um des gemeinsamen Zeugnisses willen verstärkt erfolgen.

4. „Die wichtigste Aufgabe der Kirchen in Europa ist es, gemeinsam das Evangelium durch Wort und Tat zu verkündigen“ – so heißt es prägnant formuliert in der Charta Oecumenica (II, 2). Letztlich kommt es darauf an, wie es im Johannesevangelium heißt „Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid: wenn ihr einander liebt“ (Joh 13,35). In der Vorbereitung auf diesen Kongress habe ich das Apostolische Schreiben Papst Johannes Pauls II. „Orientale lumen“ aus dem Jahre 1995 erneut zur Hand genommen – ein Dokument, das meines Erachtens leider viel zu wenig bekannt und rezipiert worden ist. Darin findet sich eine Mahnung zur Kooperation zwischen den Schwesterkirchen, die von besonderer Bedeutung für den Auftrag von Organisationen wie Renovabis, aber natürlich auch für die Kirchen insgesamt ist: „Handlungen gemeinsamer Liebe der einen Seite gegenüber der anderen und beider gemeinsam gegenüber den in Not und Bedrängnis geratenen Menschen werden als ein Akt von unmittelbarer Aussagekraft erscheinen. Bleiben solche Gesten aus oder kommt es gar zu gegenteiligen Bezeugungen, so wird dies alle, die uns beobachten, zu der Annahme verleiten, jedes Bemühen um Annäherung zwischen den Kirchen in Liebe sei nichts weiter als eine abstrakte Aussage ohne Überzeugungskraft und ohne Konkretisierung“ (23).

5. Was das spannungsreiche Verhältnis zwischen griechisch-katholischen und orthodoxen Kirchen angeht, aber auch bei Spaltungen inner-

halb der einzelnen Konfessionen, scheinen Faktoren, die jenseits theologischer Fragen liegen, oft eine größere Rolle zu spielen als dogmatische Differenzen. Es mag traurig stimmen, wenn Christen um Restitution von Gebäuden, Besitz und Vermögen streiten, sich für politische Zwecke instrumentalisieren lassen oder sich der Verdacht nahelegt, dass es insgeheim letztlich um Macht und Rechthaberei geht. Gerade darum aber stellt sich ganz zentral die Frage des Vertrauens und des respektvollen, aufrichtigen Umgangs miteinander. Kann ich mich auf mein Gegenüber und sein Wort verlassen oder hege ich Zweifel an seiner Aufrichtigkeit? Gibt es berechtigten Grund zur Sorge, dass je nach Gesprächspartner und Ort der Begegnung andere Aussagen zu hören sind? Wie allgemein zwischenmenschliche Beziehungen nur gelingen können, wenn sie auf gegenseitigen Respekt und Vertrauen gründen, so gilt dies auch für die Beziehungen zwischen Kirchen, Konfessionen und Glaubensgemeinschaften. Dafür aber ist es zunächst notwendig, sich näher kennenzulernen und viel Geduld aufzubringen. „Ertragt einander in Liebe“ (Eph 4,2) heißt es im Brief an die Epheser – das scheint oberflächlich betrachtet nicht viel verlangt, ist doch nicht von überschwänglichen Gefühlen oder hingebungsvollem Einsatz für den anderen die Rede, aber jeder von uns weiß doch, wie schwer es zuweilen fallen kann, sich den manchmal leider so unverständlich zu verhalten scheinenden Brüdern und Schwestern wirklich in Liebe anzunehmen oder ihnen gar ihre Schuld zu vergeben.

5. Vielleicht besteht der größte Wert dieses Kongresses in der Begegnung und darin, dass Christen unterschiedlicher Konfessionen, Traditionen und kultureller Prägungen zusammen gekommen sind, miteinander gesprochen haben und so neue Kontakte entstanden sind. Mir war dabei wichtig, dass auch die geistliche Dimension der Ökumene (Gottesdienste, Arbeitskreise, Konzert) konkret erfahren werden konnte und zumindest einen Ausschnitt aus der Vielfalt der Traditionen widergespiegelt hat.

Lassen Sie mich zum Schluss kommen: Wir hatten diesmal einen sehr intensiven und interessanten Kongress. Für das nächste Jahr wird Renovabis ebenfalls wieder ein hoffentlich für viele attraktives und aktuelles

Thema vorbereiten. Der 14. Internationale Kongress Renovabis 2010 wird vom 2. bis 4. September stattfinden. Ich lade Sie heute schon ganz herzlich zur Teilnahme ein. Im April werden wir per E-Mail eine Vorabinformation verschicken.

Gerne berücksichtigen wir Ihre Hinweise bei der Vorbereitung des nächsten Kongresses. In Ihren Tagungsunterlagen finden Sie deshalb einen Fragebogen, auf dem wir Sie bitten, uns Ihre Eindrücke und Anregungen mitzuteilen.

Abschließend möchte ich mich nochmals bei allen bedanken, die zum Gelingen unseres 13. Internationalen Kongresses beigetragen haben:

- den Referenten und Teilnehmern an den Podiumsdiskussionen
- den Moderatoren im Plenum und in den Arbeitskreisen
- Herrn Bischof Feige für die Eröffnung
- den Zelebranten und Predigern in den Gottesdiensten, den Chören von Niederaltaich und dem Priesterseminar von Prešov aus der Slowakei
- Herrn Kulawik für das wunderbare Orgelkonzert
- den Dolmetscherinnen für die Übersetzung
- den Journalisten und allen anderen Vertretern der Medien
- dem Direktor und den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Dom-Gymnasiums
- den Teams des Kardinal-Döpfner-Hauses und des Pallotti-Hauses Freising
- den Vordenkern und Vorbereitern des Kongresses
- allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Renovabis und vor allem Herrn Dr. Dahm, dem zuständigen Referenten.

Ich danke Ihnen allen für Ihr Kommen, Ihr Interesse, Ihr Mitdenken und aktives Mitwirken. Wenn Sie die Referate und Diskussionen, aber auch den persönlichen Austausch als Bereicherung erlebt haben, neue Kontakte knüpfen konnten und Anregungen mit nach Hause nehmen, hat der Kongress sein wesentliches Ziel erreicht. So wünsche ich Ihnen nun eine gute Heimreise und Gottes Segen für Sie persönlich und auch für Ihre Arbeit.

Mit Beiträgen von

Prof. Dr. Nicolae Achimescu
Bischof Serafim von Bobrujsk
Weihbischof Dr. Bogdan Dzyurakh CSsR
Prof. Dr. Borys Gudziak
Walter Kardinal Kasper
Bischof Dr. Gerhard Ludwig Müller
Dr. Johannes Oeldemann
Prof. Dr. Konstantin Sigov

Hinweis auf den Kongress 2010

Der 14. Internationale Kongress Renovabis hat vom 2. bis zum 4. September 2010 in Freising stattgefunden und trug den Titel „In Verantwortung für die Schöpfung. Ökologische Herausforderungen in Mittel- und Osteuropa“.